Digitized by Google

BCU - Lausanne

1094257761

Digitized by Google

Digitized by Google

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners

Kön. Grosbrittan. Hofrath und ord. Lehrer der Weltweisheit in Göttingen.

J. Nico

Zweiter Theil.

Zweite durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Mit Bewilligung des rechtmäſſigen Verlegers.

Tübingen 1791

In der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Briefe über die Schweiz,

von

C. Meiners,

Königlich Großbritannischem Hofrath,

und ordentlichem Lehrer der Weltweisheit

in Göttingen.

Zweyter Theil.

Digitized by Google

Erſter Brief.

Bern, am 23. Jul. 1782.

Liebſter Freund,

Ungeachtet ich voraus ſehe, daß ich dieſen Brief erſt in drey oder vier Wochen abſchicken werde, (denn ich denke den Gotthart hinabzuſteigen, und die Italiäniſchen Vogteyen, und ſelbſt Mayland zu beſuchen,) ſo will ich doch ein jedes freyes Stündchen dazu nutzen; alles Merkwürdige, was mir aufſtößt, für Sie und meine übrigen Freunde ſogleich aufzuſchreiben, weil ſich ſonſt meine Beobachtungen zu ſehr anhäufen, und in dieſem Gedränge manche wahrſcheinlich ſich verlieren würden.

Als wir vorgeſtern von Nidau nach Bern reiſten, dachten wir nicht, daß wir noch heute hier ſeyn würden. Allein Bern übt auf uns eine unſichtbare, und unwiderſtehliche Zauberkraft aus. Wenn wir einmal da ſind, ſo finden ſich immer angenehme Hinderniſſe, die uns aufhalten. Doch haben die Erkundigungen, die Herr Profeſſor Abel, und ich vor unſrer Abreiſe in die kleinen Cantone von erfahrnen Perſonen einziehen wollten, uns viel mehr Zeit gekoſtet, als wir uns vorgeſtellt hatten. Dieſe Erkundigungen, die man in keiner Reiſebeſchreibung, und

Digitized by Google

Geographie der Schweiz findet, und die nichts deſto weniger für einen Reiſenden höchſt wichtig ſind, beſtehen hauptſächlich in den Fragen: wie man eine jede Tagereiſe einrichten: wo, und unter welchen Bedingungen man Führer oder Begleiter finden, und wo man an einem jeden Orte einkehren ſolle: welche Gegenſtände man vorzüglich zu beobachten, an welche Perſonen man ſich zu wenden, und wie man ſich allenthalben, beſonders gegen Wirthe zu betragen habe: wie viel Wäſche, Kleidungsſtücke, und andre Bequemlichkeiten, und Nothwendigkeiten man mitnehmen müſſe, u. ſ. w.

Es iſt allerdings rathſam, auf dieſer Fußreiſe ſich mit ſo wenigem Gepäcke, als nur möglich, zu beſchweren, und mein Freund, und ich haben daher alle unſere Habſeligkeiten in ein kleines Felleiſen zuſammen gepackt. Wäſche, Strümpfe, und ſtarke ſowohl, als bequeme Schuhe ſind die Hauptſtücke, womit man ſich verſehen muß. Einer unſrer gütigen Freunde hat uns auch einen Vorrath von Chocolade, und Kirſchwaſſer mitgegeben. Das letztere empfiehlt man auf Bergreiſen vorzüglich, weil nichts die verlornen Kräfte ſo ſchnell herſtellen, und wenn es mit Waſſer vermiſcht iſt, ſo angenehm und gefahrlos kühlen ſoll. Auf Reiſen nimmt man es in flachen umflochtenen Bouteillen mit, die ohngefähr ein Quartier halten mögen.

Zu den Nothwendigkeiten einer Bergreiſe rechnet man auch den ſogenannten Alpen-Stock, oder einen hohen, glatten, und einige Finger dicken Stecken, der unten mit einem ſpitzigen und ſtarken Eiſen ver-

Digitized by Google

ſehen iſt, damit man ihn deſto leichter in einen harten und ſteinigten Boden hineintreiben, und ſich daran halten könne. Alle meine Freunde wünſchen mir Glück dazu, daß ich die Reiſe in die kleinen Cantone nicht in zu großer Geſellſchaft mache, weil man alsdann in Gefahr ſey, in manchen Wirthshäuſern keine Betten zu bekommen, oder von den Wirthen, die zu große Haufen von Reiſenden, und die damit verbundene Beſchwerlichkeiten ſcheuen, abgewieſen zu werden.

Unterſeen, am 24ſten Jul. Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unſrem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Cantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen, und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterſeen zurück bringen ſoll. Während daß unſer ehrlicher Schweizer (denn dies ſcheint er zu ſeyn) füttert und anſpannt, will ich Ihnen unſere heutige Reiſe beſchreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurückgekommen ſind, und in unſerm Wirthshauſe mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen ſchon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger, als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine ſchönere Wege, und kein

Digitized by Google

ſo fruchtbares, oder beſſer bebautes Land, als zwiſchen Bern und Thun gefunden. Felder und Wieſen ſind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obſt = beſonders Kirſchbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein groſſer Theil der Chauſſee an beiden Seiten beſetzt iſt. Den Wohlſtand der Einwohner beweiſen die häufigen Dörfer, die im ganzen Canton Bern, ſo weit wir ihn bereiſt haben, nicht ſo reich an neuen und netten Häuſern ſind. Dieſe Häuſer ſcheinen nicht nur geräumig, ſondern auch bequem zu ſeyn, ſelbſt alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt, und die Dächer mit Schindeln gedeckt ſind. Nichts iſt auffallender, als der Unterſchied zwiſchen den hölzernen Wohnungen, die man diſſeits des Thuner = Sees, und jenſeits deſſelben, beſonders in Unterſeen antrifft. Die erſtern ſind groß, wohl unterhalten, und haben ſowohl an der Erde, als im zweyten Stock bequeme Zimmer. Die andern ſind meiſtens kleiner, niedriger, ſchmutziger, und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun ſahen wir zuerſt ganze Heerden von dem großen ſo genannten Schweizer = Vieh, das ſich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben ſo wenig findet, oder erhält, als in Teutſchland, oder in andern flachen Ländern. Einer der angeſehenſten teutſchen Fürſten kaufte hier vor einigen Jahren ſelbſt eine beträchtliche Menge der ſchwerſten Kühe auf, und bezahlte das Stück mit zwanzig bis vier und zwanzig neuen Louisd'or. So wie wir uns Thun näher-

ten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige male ſahen wir zwergartige Kinder mit ſo ungeheuren Auswüchſen und Kröpfen, daß ich glaube, daß ſie den Walliſchen Cretins nicht viel nachgeben. Die Stadt Thun iſt noch elender gebaut, als ich es wegen ihrer reichen Gemeinheiten, und drückenden Gilden vermuthet habe. Als wir im Wirthshauſe abſtiegen, war das Schiff, das uns über den See ſetzen ſollte, und das Mittagseſſen, was wir während der Fahrt verzehren wollten, ſchon bereit, weil ein guter Freund aus Bern ſich die Mühe genommen hatte, alles zum Voraus zu beſtellen. Wir hätten alſo ohne Verzug ins Schiff ſteigen können, wenn wir nicht noch auf die ſo ſehr gerühmte Ausſicht vom Kirchhofe in Thun neugierig geweſen wären. Dieſer Kirchhof liegt viel höher, als die Stadt, und man muß eine große Anzahl von Stuffen ſteigen, ehe man hinaufkommt. Die Ausſicht von dieſer Höhe hat mir aber nicht ſo prächtig, oder merkwürdig geſchienen, als ich dieſelbe hatte beſchreiben hören. Sie unterſcheidet ſich von der, die man auf den Spatziergängen in Bern hat, nur darin, daß man die Schneeberge näher, und von der auf dem See dadurch, daß man mehrere Berge, oder doch mehrere Theile derſelben überſieht. Weit intereſſanter fand ich die Lage des Schloſſes Spiez, was vormals der Bubenbergiſchen, und jetzo der Erlachiſchen Familie gehört *). Der Garten dieſes

*) Was ich für das Schloß Spiez gehalten hätte, ſchreibt mir ein Freund aus Bern, ſey ein Landgut Schadau.

Digitized by Google

Schloſſes läuft eine nicht geringe Strecke in den See hinein, und man kann daraus nicht nur die Stadt Thun, die Aar, die aus dem See mit einem heftigen Geräuſche herausfließt, ferner beyde Ufer des Thuner-Sees, und alle auf- und abfahrende Schiffe, ſondern auch das ganze Amphitheater der Berniſchen Schneeberge überſchauen. Als wir dies Schloß vorbeyfuhren, wiederholte man uns die Geſchichte der Bubenbergiſchen Familie, die unter allen alten und edlen Geſchlechtern dem Staat die meiſten großen Feldherren und Regenten gegeben hat. Von dieſem ehrwürdigen Stamm waren kurz vor ſeinem Untergang nur noch zween Sprößlinge, ein Sohn und eine Tochter übrig, die beide an einem Tage mit zweyen Erlachiſchen Geſchwiſtern vermählt wurden. Unter andern Ergötzlichkeiten des Hochzeitfeſtes nahm man eine Spatzierfahrt auf dem Thuner See vor. Man verſpätete ſich aber, oder man wagte ſich zu weit: die Schiffenden wurden von einem plötzlichen Ungewitter und Sturm überfallen, und aller Bemühungen ihrer Führer ungeachtet, in den Wellen des aufgewühlten Sees begraben. Durch dieſen traurigen Unfall erloſch die Bubenbergiſche Familie, und ihre groſſen Beſitzungen kamen an das Haus Erlach *). Die

welches einem Herrn May gehört. Das Schloß Spiez liege zwo Stunden von Thun, gleichfalls am rechten Ufer des Sees.

*) Ein junger Berniſcher Gelehrter hat mich aufmerkſam darauf gemacht, daß die Geſchichte des Untergangs der Bubenbergiſchen Familie eine bloße Sage ſey, die ſich

Länge des Sees wird nur auf ſechs, und die Breite auf eine Stunde geſchätzt. Ich wundere mich allemal, daß er keinen größeren Umfang hat, ſo oft ich bedenke, daß er alle Gewäſſer aufnimmt, die von den höchſten Eisgebirgen der Schweiz, von der Gemmi bis an die Grimſel, und von den unermeßlichen Bergſtrecken herabkommen, welche die Vorgebürge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmaſſen ausmachen. Wenigſtens muß man den Thuner See alsdann klein finden, wenn man ihn mit dem weit gröſſeren Neuenburger, dem Bieler, und Murtner See vergleicht, welche der Jura allein füllt und unterhält, ungeachtet ſeine höchſten Gipfel keinen immerwährenden Schnee tragen, und der Abſchnitt zwiſchen Orbe und Biel nicht ſo viele Stunden beträgt, als die Bergketten, die ſich gegen den Thuner See hinneigen. Ohne ſolche Waſſerbehälter, als der Thuner, und die übrigen Seen in der Schweiz ſind, würden die

durch keine Urkunden beweiſen laſſe. Unterdeſſen iſt die Zeit der Erlöſchung der Bubenbergiſchen Familie ungewiß, indem einige ſie mit dem Ritter Adrian von Bubenberg im J. 1506., andere mit einem Bubenberg gleiches Namens 1564. ausſterben laſſen. Stettler I. 387. II. 215. Auch die Art, wie das Schloß Spiez an das Haus Erlach gekommen iſt, wird auf eine ſehr verſchiedene Art erzählt. Stettler I. 215. Leu in ſeinem Lexicon: Artikel Spiez. Es iſt zu verwundern, daß ſo wichtige und neue Begebenheiten der Berniſchen Geſchichte ſo ungewiß ſind. Die Beweisſtellen, die ich angeführt habe, ſind mir von dem vorher erwähnten jungen Gelehrten mitgetheilt worden.

Digitized by Google

flächern Theile dieſes Landes bald gänzlich verwüſtet, und unbewohnbar gemacht werden. Die Natur ſelbſt höhlte dieſe tiefen, und vielfaſſenden Becken an den Füßen der höchſten Gebirge aus, damit ſie die wilden Bergwaſſer, die ſich bey dem plötzlichen Schmelzen des Schnees von den höchſten Gebürgen herunterwälzen, bald aufnehmen und ihre zerſtörende Wuth brechen möchten. Das fürchterlichſte unter allen Bergwaſſern, was man in der Abſicht, es zu bezähmen, und weniger ſchädlich zu machen, in den See hinein geleitet hat, iſt die Kander, die ſich oft mit ſolchen ungeheuren Fluthen in den See ſtürzt, daß die Stadt Thun, und die umliegenden Gegenden dadurch überſchwemmt werden. Das Waſſer des Thuner Sees ſcheint trüber, als das von den übrigen Seen, die wir bisher geſehen haben; allein kein anderer zeigt auf ſeiner Oberfläche ſo ſchöne Decorationen, und ſo abwechslende Scenen, als der Thuner. Seine hohen Ufer hängen gerade in einem ſolchen Winkel gegen, oder über dem See, daß alle Felſen, Bäume, und Stauden bis auf die kleinſten Einſchnitte der Blätter treu und unverändert, auf dem hellen Waſſerſpiegel dargeſtellt werden. Die Ufer dieſes Sees ſind ſich faſt eben ſo ungleich, als die des Bieler Sees. Am linken ſieht man mahleriſche Weinberge, Felder, Wieſen und häufige Dörfer bis an den Beaten Berg, wo ehemals ein Einſiedler in einer Felſenhöhle wohnte, oder bis an ein Vorgebürge, die Naſe genannt. Von dieſem Vorgebürge an beſteht das linke Ufer in hohen, meiſtens nackten, und oft

ſenkrechten Felswänden, an welchen es durchaus unmöglich wäre anzulanden. Selbſt auf dieſen fürchterlichen, und unerſteiglich ſcheinenden Felſen erblickt man nicht ſelten einzelne Häuſer und ſogar Dörfer, ungeachtet man nicht begreifen kann, wie ihre Bewohner ſich auf dieſen ſchwindelnden Höhen ernähren, und zu andern Menſchenkindern herabkommen können. Das rechte Ufer iſt niedriger, und ſcheint vielweniger fruchtbar und bebaut zu seyn, als das entgegengeſetzte. An dieſer rechten Seite des Sees fallen das Stockhorn, und der Rieſenberg am meiſten in die Augen, unter welchen der letztere der höchſte, und zugleich der fruchtbarſte iſt. Das Stockhorn hatte in ſeinen höchſten Klüften noch große Schneemaſſen, die dieſes Jahr ſchwerlich verſchwinden werden. An den beyden Seiten des Rieſenbergs öffnet ſich das Siemen, Frutigen, und Kander Thal, von welchen Thälern ich vielleicht noch eins, oder das andere beſuchen werde. Während der ganzen Fahrt hatten wir entweder die beyden Eiger, oder die Jungfrau, oder die Gemmi vor uns, deren Spitzen von der Sonne ſo ſtark glänzten, daß die Augen, beſonders wenn man das Teleſkop brauchte, den Schimmer nur einige Augenblicke ertragen konnten. Die vier Ruderer, mit welchen unſer Schiff beſetzt war, arbeiteten ſo ſtark, daß wir ſchon um 12½ Uhr das Ende des Sees erreichten, und beym neuen Hauſe anlangten, welches eine kleine halbe Stunde von Unterſeen entfernt iſt. So bald man das Ende, oder vielmehr den Anfang des Thuner Sees erreicht hat, ſo

iſt es, als wenn man auf einmal nicht bloß in ein anderes Klima, (denn die Hitze war größer, als wir ſie noch bisher in der Schweiz erfahren hatten) ſondern in eine andere Natur verſetzt würde. Die Berge werden plötzlich höher, drohender, und rücken näher zuſammen: Weinberge und Fruchtfelder hören, die erſtern gänzlich, die andern faſt ganz auf: Häuſer und Hütten haben eine ganz andre Bauart, indem viele der letztern aus bloßem Blockwerk, oder in Vierecken beſtehen, die aus über einander gelegten, und mit den Enden zuſammen paſſenden Balken aufgeführt ſind: ſelbſt die Menſchen haben ein ganz anderes Anſehen, als die übrigen Bewohner des Cantons. Sowohl der Weg nach Unterſeen, als die Wieſen und Gärten, die an beyden Seiten liegen, ſind mit Kirſchbäumen beſetzt, deren Früchte man eben ſammlete, um ſie zu trocknen, und das berühmte Kirſchwaſſer daraus abzuziehen. Man bot uns allenthalben, wo wir nur ſtehen blieben, mit der größten Freundlichkeit Kirſchen an, und wir erhielten für einige Batzen nicht nur viel mehr, als wir brauchten, ſondern auch ein Körbchen oben drein. Alle Kirſchen, ſo viel wir ihrer ſahen, ſchienen nur von zweyerley Art zu ſeyn, die einen waren hellroth, die andern ſchwärzlich von Farbe: Beyde ſäuerlich, wenig fleiſchicht, und nicht ſehr ſchmackhaft. Wenigſtens würde ich es nach dem bloßen Geſchmack nicht vermuthet haben, daß man aus ihnen ein viel kräftigeres Kirſchwaſſer, als aus allen Kirſchen, die in niedrigern Thälern wachſen, bereiten kann. Die

Digitized by Google

Schneeberge ſchienen uns jetzt ſo nahe, daß man ſie nur für eine kleine Stunde entfernt hätte halten ſollen; ich vermied es aber ſorgfältig, ſie aufmerkſam zu betrachten, um nichts von dem Eindruck zu verlieren, den ſie machen müſſen, wenn man ſie in der größten Nähe ſieht; doch war es unmöglich, die Augen von zwoen Spitzen des Wetterhorns abzuziehen, die weit ſtärker, als der übrige Cörper des Berges, und vollkommen, wie ſtark vergüldete Thurmköpfe glänzeten.

Lauterbrunnen am 25ſten Jul.
Morgens um 6 Uhr.

Ungeachtet wir die letzte Nacht, oder vielmehr heute früh erſt um ein Uhr zu Bette gegangen ſind, ſo kann ich doch ſchon ſeit einer halben Stunde nicht mehr ſchlafen. Wenn die Einbildungskraft auf einmal mit ſo vielen neuen Bildern erfüllt, und das Herz von ſo vielen ſtarken Empfindungen gerührt worden iſt, als wir geſtern empfangen haben, ſo iſt es faſt nicht möglich, eines langen und ungeſtörten Schlafs zu genieſſen. Das, was man geſehen, und empfunden hat, regt ſich noch immer nach, oder gräbt ſich tiefer ein, und läßt weder die Sinne, noch die Phantaſie zu einer vollkommnen Ruhe kommen.

Als wir geſtern Unterſeen verließen, fanden wir den Weg an beyden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirſchbäumen beſetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Dieſe Obſtbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunner Thal, oder der Ver-

Digitized by Google

einigung der beyden Lütſchinen auf. Die Ruinen des Schloſſes Unſpunnen, die man Reiſenden zu zeigen pflegt, und die hohen Felſen der Eiſen-Flühe, die Jupiter mit ſeinen Blitzen zerſprengt, und verbrannt zu haben ſchien, waren mir viel weniger intereſſant, als die Lütſchinen, die Hunnenflühe, und der Sausbach, die einzigen recht merkwürdigen Gegenſtände, die wir zwiſchen Unterſeen und Lauterbrunnen antraffen. Die Lütſchine iſt ein Gletſcher Waſſer, das von den Schneebergen und Gletſchern, die das Lauterbrunner Thal einſchließen, vorzüglich von der Jungfrau herabkommt, und ſich bey Zwey-Lütſchinen mit einem andern Waſſer gleiches Namens vereinigt, das aus dem Grindelwald herunter fließt. Die Lütſchine durchbrauſt das Lauterbrunner Thal mit eben der unbeſchreiblichen Kraft und Geſchwindigkeit, womit der Rhein ſich bey Schaffhauſen herunterſtürzt. Ihr tiefes, und mit ungeheuren Felſen beſätes Bett iſt ſo abſchüſſig, daß man niemals ſagen kann, daß ſie irgendwo im eigentlichſten Sinne dieſes Worts fließe. Ihr ganzer Lauf iſt eine Reihe an einander hängender beſtändig abwechſelnder Waſſerfälle, die bald durch ihr Geräuſch, bald durch die Wellen und Strudel, die ſie bilden, bald durch die Formen von Felſen, von welchen ſie herabſchieſſen, oder an welchen ſie ſich brechen, das Auge an ſich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle iſt der Strom größtentheils ſo dick mit Schaume bedeckt, daß man die eigentliche trübe Weiße, wodurch ſich Gletſcherwaſſer von allen andern unterſcheiden, oft

nicht erkennen kann. Wenn man die Lütſchine einmal erreicht hat, ſo bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht ſelten ſchwebt man auf dem engen Wege, der meiſtens nicht mehr, als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beſtändig an der Hand leitet, halten kann, in ſo grauſenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, daß man an ſolche Ausſichten gewohnt ſeyn muß, wenn man den Blick in die wüthende Lütſchine aushalten will. An der linken Seite ſteht die ſogenannte Hunnenſtube, welcher Fels einer alten aus Quaderſteinen aufgeführten Baſtion ſo ähnlich ſieht, daß alle Topographen und Reiſebeſchreiber dieſe Aehnlichkeit bemerkt haben, und kein Reiſender ſie leicht überſieht, der auch nicht weiß, daß ſie ſchon andern vor ihm aufgefallen iſt. An dem Ufer, an welchem man fährt, ſtürzt ſich von eben der Gebirgkette, von welcher der Staubbach herabkommt, der Sausbach herab. Dies war das erſte Bergwaſſer, in deſſen Bett ich deutliche Spuren der unwiderſtehlichen Gewalt ſah, mit welcher ſolche Bergſtröme ſich zu gewiſſen Zeiten in die Thäler ergießen. Das ganze Bett war mit zentnerſchweren Felsſtücken belegt, denen man es anſah, daß ſie noch nicht lange ihre gegenwärtige Stellen erhalten, und daß der Bach ſie in den Augenblicken ſeines Grimms mit eben der Leichtigkeit, als jetzt die leichteſten Waſſerblaſen, fortgewälzt hatte. Ohngefähr eine Viertel-Stunde vor dem Dorfe Lauterbrunnen erblickten wir zum erſtenmale den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen,

Digitized by Google

faſt unbeweglichen, und nirgends unterbrochenen Säule von ſchäumendem Waſſer, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Linnens, das man von dem Felſen herabgelaſſen hätte, ähnlich iſt. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhauſe abgeſtiegen waren, und dies war Abends um 6 Uhr, eilten wir, ſo geſchwind wir konnten, dieſem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange ſowohl von vorne, als von beyden Seiten, allein wir ſtimmten alle in dem Urtheile zuſammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel grösser, als ſeine Verdienſte ſey, und daß man ihm zuviel Ehre erweiſe, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bey Schaffhauſen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man ſowohl vor dem Pfarrhauſe, als auf der Gallerie deſſelben beſtändig vor Augen hat, gewährt zwar ein neues wunderbares Schauſpiel, das die Neugierde reizt; bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich beym Rheinfall in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geſchwindigkeit, wodurch der Rheinfall ſo groß und Seelenerhebend wird, und wenn einmal die erſte Neugierde befriedigt iſt, ja ſelbſt während der erſten Beobachtung, bleibt man eben ſo ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar iſt die Höhe, von welcher der Staubbach herabfällt, viel beträchtlicher, als die des Rheinfalls. Denn man ſchätzt die erſtere, wie ich glaube, etwas übertrieben, auf neunhundert Schuh; allein dieſe Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von wel-

Digitized by Google

chem der Staubbach ſich herabſtürzt, ganz allein da ſtünde, trägt jetzt wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, da man ſeit dem Eintritt in das Lauterbrunner Thal beſtändig von eben ſo hohen, oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch überdem rund um ſich her viel höhere Berge, beſonders die unerſteigliche Jungfrau vor ſich ſieht, deren niedrigſter Fuß ſich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herabſchießt. Selbſt das Geräuſch, was der zerſtäubende und ſich wieder ſammlende Bach verurſacht, iſt ſo geringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöſe gleichſam verſchluckt wird, was die in ziemlicher Entfernung, und in der Tiefe ſtrömende Lütſchine hervorbringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen, oder heftigen Ungewittern plötzlich angeſchwellt wird, ſo ſoll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsſtücke herabrollen, die durch ihre wiederholten Fälle von einer Wand auf die andre, ein unaufhörliches Donnern verurſachen müſſen. Nicht lange vorher, als wir in Lauterbrunnen anlangten, ſchien es, als wenn ein ſtarkes Ungewitter kommen würde, allein in weniger, als einer Stunde zerſtreuten ſich alle Wolken, und mit ihnen verſchwand die Hoffnung, den verſtärkten Laut und Wiederhall des Donners in dieſem engen, und mit den höchſten Bergen von Europa umgebenen Thal zu hören. Eben deßwegen, weil der Staubbach nichts wahrhaftig großes hat, kann man ihn viel beſſer beſchreiben, und zeichnen, als den Rhein.

fall, und wenn Sie das Blatt, auf welchem Herr Aberli den Staubbach gezeichnet hat, aufmerkſam betrachten, ſo werden Sie ſich den Eindrücken, welche der wirkliche Anblick erzeugt, unendlich mehr nähern, als wenn Sie die freylich weniger ſchöne Zeichnung eines andern Künſtlers vom Rheinfall anſehen. Der Bach ſtürzt ſich aus einer mit Tannen beſezten Höhe in zween ſchäumenden Strömen, von welchen der rechte der ſtärkſte iſt, über den Rand einer ſteilen mehrere hundert Schuhe hohen Felswand weg, an welcher er in ſichtbaren, aber ſich immer verdünnenden Wellen bis ohngefähr an die Hälfte ſeines Falls herabzugleiten ſcheint. Dies Herabglitſchen iſt zwar eine bloße Täuſchung, indem der Bach ſich wirklich vom Felſen losreißt, und in den leeren Luftraum hinein ſtürzt; allein dieſe Täuſchung ſchwächt doch den Eindruck des ganzen Schauſpiels nicht wenig, da die Waſſermaſſe durch das ſanfte Hinabglitſchen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine ſanftere Bewegung zu erhalten ſcheint, als man ſich einbildet, daß ſie ſonſt würde gehabt haben. Ohngefähr gegen die Mitte der Felswand iſt es, als wenn der Bach aufhörte eine zuſammenhängende Waſſermaſſe zu ſeyn, und als wenn ſeine ſich immer mehr und mehr zuſpitzenden und divergirenden Wellen, in Staubwolken aufgelöſt würden. Dieſe aufgelöſten Dünſte ſammlen ſich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen, und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht ſehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Ge-

fahr, und ohne einmal ganz durchgenäßt zu werden, hinunterſteigen konnten. Wegen der Höhe des Falls verbreiten ſich die zerſtäubten Tropfen, wie ein feiner Regen, auf einige hundert Schritte, aber nicht ſo ſtark und ſo weit umher, als ich nach mehreren Beſchreibungen erwartete. Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, ſo kommt es einem vor, als wenn man in eine Wolkenſäule hinein ſähe, die durch beſtändig veränderte Windſtöße, in jedem Augenblicke neue Richtungen, Geſtalten, und wenn Sie dies Wort anders verſtehen, Wallungen erhielte. Der Weg vom Pfarrhauſe bis an den Rand des Beckens, in welches der Bach hinabfällt, iſt äußerſt beſchwerlich, weil man in dem naſſen Graſe eine beträchtliche Anhöhe hinanſteigen muß, die allmälig aus den von oben herabgewälzten Steinen entſtanden iſt. Nachdem wir den Staubbach für diesmal genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter dem Fall, aber doch ſo, daß wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen mit wohlriechenden Kräutern und Gräſern reich bewachſenen Wieſengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlaſſen, welche der nahe und ungeſtörte Anblick eines der höchſten Schneeberge, und ſeiner Nachbaren in uns hervorbringen würde. Wir hatten zuerſt den Mönch, oder den unterſten ſteil abgeſchnittenen Felſenfuß der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau ſelbſt, das Groß- und Breithorn ſamt ihren Gletſchern, alle von einer erhebenden Abendſonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten

Seite andere Felſengebürge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiß herabſchoß. Sobald ich meine Augen zum erſtenmale recht aufmerkſam auf die Jungfrau heftete, (und dies hatte ich bisher vermieden, um mir nicht vorzugreifen, und die Fülle des Genuſſes nicht zu ſchwächen) ſo war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts merkwürdiges geſehen hätte. Stille Bewunderung, und Anbetung, und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer ſolcher erhabenen Werke waren mit dem erſten Blick verbunden, und dieſe Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des erſten hinreißenden Augenblicks, ſondern ſie dauerten in der Seele eben ſo lange fort, und kehrten eben ſo oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier gleichſam in eine ganz erſtarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hineinſchaut, ſo offenbaret ſich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher, als in dieſen Wüſten der Natur, und ich glaube kaum, daß irgend ein nicht ganz gefühlloſer Menſch die Jungfrau zum erſtenmale betrachtet hat, ohne von ihren Höhen ſich unmittelbar zu ihrem unſichtbaren Urheber hinauf zu ſchwingen. Wo man ſeine Augen auch hinwendet, drängen ſich von allen Seiten her erſchütternde Bilder und Spuren von Allmacht, Ewigkeit, und Unermeßlichkeit auf. Wer anders, als der Allmächtige, konnte dieſe Felsmaſſen aufthürmen, deren Höhen menſchliche Augen kaum zu erreichen, und von deren Umfange ſie immer nur einen kleinen Theil zu umfaſſen, im Stande ſind? Wer anders, als der Ewi-

ge konnte dieſe Berge gründen, die ſo vielen uns unbekannten Jahrtauſenden getrotzt haben, und die vielleicht nicht eher, als mit dem Ende der Zeiten, oder der Umformung aller vergänglichen Dinge aufhören werden? Als wir die Jungfrau zuerſt anſahen, war noch faſt ihr ganzer Cörper, ſo weit er mit dem nur zum Theil ſich erneuernden Schneemantel angethan iſt, von der Abendſonne erleuchtet, die aber bald ihren goldnen Schmuck von dem blendendweißen nie entweihten Buſen zurück zog, und nur allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete, das niemals von einem andern Bräutigam, als von den Strahlen der Sonne und von Sturmwinden, wenn dieſe anders ſich ſo weit erheben können, geküßt worden iſt. Daß Stürme den Saum des Gewandes der Jungfrau von Zeit zu Zeit heftig ſchütteln, zeigen die tiefen wellenförmigen Furchen, die ich mit meinem Teleſkop bis zu beträchtlichen Höhen deutlich wahrnahm, die aber gegen den ehrwürdigen Scheitel hin zu verſchwinden ſchienen. Einen erhabenern und zugleich ſchönern Berg, als die Jungfrau iſt, giebt es, glaube ich, auf der ganzen Erde nicht, wenn man anders über die Schönheit eines Naturwerks urtheilen kann, deſſen Beſtimmung man nur im allgemeinen erkennt, und von welchem man noch vielweniger einzuſehen im Stande iſt, ob es ſeiner Beſtimmung vollkommen entſpricht. Schön nenne ich die Jungfrau vorzüglich deßwegen, weil man in allen ihren vom Thale aus ſichtbaren Theilen, nicht das geringſte Mißverhältniß bemerkt, und nirgend etwas hervorſticht, was

Digitized by Google

bloß Grauen und Entſetzen erregte, oder ſonſt unangenehme Empfindungen und Bilder erweckte. Ihr Fuß iſt ſo breit und feſt, daß er den darauf geſtützten ungeheuren Cörper ohne Mühe und Wanken tragen zu können ſcheint. Bald über dem Fuß nimmt der Umfang des Berges ohngefähr in ſolchen Verhältniſſen mit der ſteigenden Höhe ab, in welchen die Kunſt Thürme, Pyramiden, oder andere emporſteigende Werke abnehmen laſſen würde, die einen feſten Grund, und nirgends ein drückendes Uebergewicht haben ſollten. Man ſieht nirgends gräßliche Schründe, oder kahle abgeſchnittene Felswände, die Denkmäler und Erinnerungen vormaliger großer Verwüſtungen ſind, und zugleich daran erinnern, daß das, was jetzo ſo feſt ſteht, dereinſt auch wanken und fallen könne. Der ganze Berg, wie man ihn aus dem Standpuncte wahrnimmt, den ich nahm, ſcheint noch eben ſo unverſehrt, und in eben das Gewand eingehüllt zu ſeyn, womit die Natur ihn bald nach ſeiner Entſtehung bekleidete. Dieſe Vorſtellung verliert man, wenn man über den Fuß der Jungfrau von Lauterbrunnen nach dem Grindelwald geht, wie ich anfangs zu thun die Abſicht hatte; denn alsdann ſieht man die fürchterlichen Schründe und Felswände, die das Erklimmen der Jungfrau unmöglich machen; auch hört man das Krachen der Lauinen, die niemals fallen, ohne die Felsmaſſe, die ſie trug, zu verwunden, und große Bruchſtücke in die ſich öffnenden Abgründe hinunter zu reißen. Es bleibt aber doch immer wahr, daß die Jungfrau in der Nä-

Digitized by Google

he ſowohl als in der Ferne weniger zerriſſen ſcheint, und viel ununterbrochener und tiefer mit Schnee bedeckt iſt, als die übrigen Schneeberge im Berniſchen Oberlande.

Die Schneeberge haben in der ganzen Schweiz und noch mehr in den ihnen nah gelegenen Thälern ihre Anhänger, wie die ſtreitenden Parteyen in den unruhigen Freyſtaaten. Schon in Bern entſchieden und ſtritten einige für die Ehre oder die höchſte Höhe der Jungfrau: andere für die des Schreckhorns, und ſo die Genfer für die des Mont Blanc *). Dieſe Strei-

*) So ſehr ich auch die höchſten unter den Alpen bewundere, ſo kann ich doch nicht umhin, es für einen Trugſchluß zu erklären, wenn Herr Bourrit (Tom. II. ch. 8.) ſie für höher, als die höchſten Spitzen der Andes oder Cordilleras ausgeben will. Darin hat dieſer Schriftſteller Recht, daß die Americaniſchen Gebirge nicht ſo große und mannigfaltige Schönheiten haben, als die Schweizeriſchen, daß ſie weder durch ſo prächtige Waſſerfälle, noch durch ſo furchtbare Lauinen, noch durch ſo unermeßliche Eisfelder, oder glänzende Eismaſſen in Erſtaunen ſetzen: daß ſie endlich von ihren bebauten Füßen und erreichbaren Höhen weniger majeſtätiſch ins Auge fallen; allein deſſen ungeachtet kann man nicht ſagen, daß ſie weniger hoch, als die Alpen ſeyen. Der einzige richtige Maasſtab der wahren Höhe von Bergen iſt ihre Erhabenheit über dem Meere. Nach dieſem Maasſtabe übertrifft der Chimboracao den Mont Blanc über 800 Toiſen, und ſelbſt der Pitchincha und Coraçon, auf welchen die Franzöſiſchen und Spaniſchen Aſtronomen ihre Beobachtungen und Meſſungen anſtellten, ſind höher, als der Mont Blanc. Von dieſer wahren Höhe zieht Herr B. die Höhe des Erdreichs ab, auf welchem Quito und andere Städte liegen, und das 1600 bis 1700 Toiſen über dem Meer erhaben iſt, und rechnet die Höhe der Americaniſchen Berge erſt von dem Puncte an, wo Cultur und Menſchenwohnungen aufhören; allein er bedenkt nicht, daß die hohen Thäler und Abhänge der Andes nur deßwegen bis zu einer erſtaunlichen

Digitized by Google

tigkeiten können nicht eher entſchieden werden, als bis alle dieſe Berge mit einer größern Genauigkeit, als bisher geſchehen iſt, gemeſſen werden. Wenn ich aber bis dahin einem der Berniſchen Berge meine Stimme geben ſollte, ſo würde ich ohne Bedenken für die Jungfrau entſcheiden, freylich nur nach einem Augenſchein, der leicht trügen kann. So oft ich die Morgen- oder Abendröthe an den Berniſchen Schneebergen beobachtet habe, ſo oft habe ich auch bemerkt, daß die Jungfrau am früheſten erleuchtet wurde, und am ſpäteſten ihren roſenfarbnen Glanz verlor. Ganz entſcheidend iſt dieſe Beobachtung nicht, weil das Schreckhorn, das allein mit der Jungfrau wetteifern kann, nach der Seite hin, von welcher man es beſtändig ſieht, ſo ſteil abgeſchnitten iſt, daß kein Schnee darauf zu haften, und alſo auch die nackte Felswand die ſchwächeren Strahlen der auf- und untergehenden Sonne nicht ſo lebhaft, und in ſo große Entfernungen zurück zu werfen im Stande iſt, als die beſchneite Spitze der Jungfrau. Das Schreckhorn könnte unerleuchtet, oder mit Nacht bedeckt zu ſeyn ſcheinen, wenn es wirklich von den Sonnenſtrahlen, aber nicht ſo ſtark erleuchtet würde, daß man es in beträchtlichen Entfernungen ſehen könnte.

Höhe fruchtbar ſind, weil ſie unter der Mittagslinie liegen: daß der Mont Blanc in der Nachbarſchaft von Quito gar keinen ewigen Schnee beherbergen, und der Pitſchincha hingegen an die Stelle des Mont Blanc verſetzt noch tiefer mit Schnee bekleidet ſeyn würde; daß man zuletzt, wenn man die ganze Höhe der Amerikaniſchen Berge mit dem Auge faſſen will, ſie nicht von den höchſten erſteiglichen Puncten, ſondern von dem Ufer der Südſee, oder von der Südſee ſelbſt überſchauen müſſe.

Digitized by Google

Als wir vom Staubbach zurück kamen, glaubten wir, daß das Tagewerk unſrer Beobachtungen jetzo geendigt wäre. Allein wir ſahen und hörten am letzten Abend, und in der letzten Nacht noch ſo viel merkwürdiges, daß ich zweifle, ob ich heute im Grindelwald Zeit genug haben werde, Ihnen alles umſtändlich zu ſchreiben. Einen reichern Tag als den geſtrigen, haben wir auf unſerer ganzen Reiſe nicht gehabt, und werden ihn auch ſchwerlich wieder erhalten.

Grindelwald, Mittags um 1. Uhr.

So eben ſind wir hier heftig erhitzt, und nicht wenig ermüdet angekommen. Es würde uns unmöglich ſeyn, ſogleich etwas zu beſehen, und zu unternehmen, bevor wir uns nicht ein wenig erholt und geſtärkt haben. Bis dahin will ich mir die Zeit mit Schreiben vertreiben, und da fortfahren, wo ich geſtern ſtehen geblieben bin.

Bey unſerer Rückkehr vom Staubbach trafen wir einen ganzen Haufen von Soldaten, die von Genf zurückgekommen waren, mit ihrem Herrn Pfarrer, und zween Preußiſchen Herren im Geſpräch an, in deren Geſellſchaft wir die Reiſe von Unterſeen bis Lauterbrunnen gemacht hatten. Einer dieſer Herren, der ſchon oft hier geweſen war, und die Sitten ſowohl, als die Sprache der Schweizer vollkommen verſtand, bat die zurückgekommenen Krieger, ihre Gewehre loszufeuren, um das Echo, deſſen ſtarke Stimme wir ſchon aus dem wiederholten Geſchrey ei-

Digitized by Google

niger Hirten auf den benachbarten Alpen wahrgenommen hatten, aus ſeinen verborgenen Sitzen noch mehr hervorzulocken. Die Soldaten brannten ihre Gewehre gegen die Kette von Gebirgen ab, die dem Pfarrhauſe gegenüber liegt, weil der Herr Pfarrer ſagte, daß der Schall alsdann am öfterſten und ſtärkſten zurückgegeben würde. Noch nie habe ich einen ſo prächtigen Wiederhall, und ein dem Donner ſo nahe kommendes Geräuſch gehört, als aus den auf einander folgenden Schüſſen entſtand. Zuerſt prallte der Schall mit vielfach verdoppelter Kraft von den Bergen wieder, mit welchen das Lauterbrunner Thal zunächſt eingezäunt iſt. Wenn er aber aus den Tiefen dieſes Thals herausdrang, ſo kam er von den Höhen, und aus den Höhlen der Jungfrau ſo oft, und ſo langſam zurück, daß keiner von uns Neulingen die verſchiedenen Schalle für Fortſetzungen und Wirkungen eines Schuſſes, ſondern vielmehr für das Gepraſſel eines heftigen, aber etwas fernen Donners gehalten hätte. Nach dieſer Uebung ließen die jungen Oberländer ſich bewegen, mit einander zu ringen, oder wie es in der ganzen Schweiz heißt, zu ſchwingen. Die Kämpfer entkleideten die obere Hälfte des Cörpers bis aufs Hemd, und wanden alsdenn um die rechte Lende in Ermangelung der dazu beſtimmten Schwinghoſen, ein Schnupftuch, an welchem allein ſie ſich anfaßten, und aus dem Gleichgewicht zu bringen ſuchten. Sie ſtanden bisweilen Minuten lang mit den Schultern gegen einander geſtemmt, als wenn ſie unbeweglich wären, und lauerten auf den günſtigen Augenblick,

in welchem einer dem andern etwas abgewinnen könnte. Wenn die Ringer einander an Kräften und Gewandtheit ziemlich gleich waren, ſo brauchte es mannigfaltige Künſte und lange Beſtrebungen, bis einer gänzlich Sieger wurde. Der Sieg in dieſer Art des Kampfs wird nicht durch den Fall eines Ringers, der ſich wieder aufraffen, und alle ſeine Kräfte noch anwenden kann, ſondern durch den Fall auf den Rücken entſchieden, in welcher Lage der Ueberwundene den Kampf nicht wieder herſtellen kann. Dieſe und ähnliche Leibesübungen ſind nicht bloß im Berniſchen Oberlande, ſondern in allen kleinen Cantonen gewöhnlich, in welchen die Jugend an gewiſſen feyerlichen Tagen, die ſie in dem Helvetiſchen Calender mit dem Namen der Schwingtage bezeichnet finden, zuſammen kommt, und vor gewiſſen Richtern, in Gegenwart ihrer Mädchen, ihrer Landsleute, und vieler Fremdlinge ihre Kräfte zeigen. Solche gymnaſtiſche Uebungen werden aber, wie die urſprüngliche Alpenmuſik, immer ſeltener, und verſtändige Männer ſehen dieſes mit Recht als traurige Vorboten des Verluſts der alten und einfältigen Sitten, und der Mannheit der Vorväter an. So viel ich weiß, waren die cörperlichen Uebungen von jeher in demjenigen Theile der Schweiz eingeſchloſſen, in welchem der Hirtenſtand den einzigen, oder doch vornehmſten Stand ausmacht. In den größern Cantonen, in welchen Wein- und Ackerbau, nebſt allerley Manufacturen getrieben werden, blieb den Einwohnern von ihren anhaltenden Arbeiten nicht ſo viel Zeit übrig, daß ſie in gymna-

ſtiſchen Uebungen einen gewiſſen Grad von Geſchick-lichkeit hätten erwerben können.

Als die Ringer ihre Kraft im Schwingen genug gezeigt hatten, ließen ſie ſich bereden, uns noch einige Proben von ihrem Tanzen zu geben. Dieſe Tänze des Berniſchen Hirtenvolks waren nicht nur viel feuriger, als das ihnen ſonſt ähnliche Walzen in Schwaben, ſondern auch viel Ausdrucksvoller, und mit lebhafteren Geberden verbunden, als in der Hauptſtadt des Cantons. Sowohl die Tänzer, als Tänzerinnen beobachteten den Tact aufs genauſte, und zeigten eine bewundernswürdige Lebendigkeit, die man von dem Ackerbauenden Landvolk nicht erwarten kann, weil dieſes durch beſtändiges und ſaures Arbeiten eine durch die ſtrengſte Kriegszucht kaum zu überwindende Steifigkeit erhält.

Nach allen dieſen ergötzenden Auftritten ſetzten wir uns endlich zu Tiſch, der ſo gut beſetzt war, als man es in einer großen Stadt nur hätte verlangen können. Unter den Gerichten waren uns beſonders zwey ganz neu: ein großer nicht geräucherter, ſondern an der durchdringenden Bergluft getrockneter Schinken, und dann Gemſenfleiſch. Der erſtere hatte eine ſchönere rothe Farbe, und war zarter und ſchmackhafter, als ich je einen Weſtphäliſchen gegeſſen habe. Das letztere war weniger zart, als das Fleiſch von anderm Wild, auch hatte es nach dem Urtheile meiner Zunge nicht den eigenthümlichen Wohlgeſchmack, weßwegen es von größern Kennern, als ich zu ſeyn mir anmaße, ſo ſehr geſchäzt, und ſo theu-

er bezahlt wird. Wegen der ſanften Abendluft aßen wir nicht im Hauſe ſelbſt, ſondern auf der Gallerie vor dem Hauſe, wo man das Plätſchern des Staubbachs, und das Rauſchen der Lütſchine beſtändig hören kann. Nach Tiſche giengen wir wieder auf den Staubbach zu, um ihn in der Nähe beym Mondſcheine zu betrachten. Als wir uns demſelben näherten, ſtieg die Göttin der Nacht eben hinter der Jungfrau herauf, die in dem beſcheidneren und weißlichem Schimmer des Mondes nicht weniger majeſtätiſch, als in dem lebhafteren Glanze der Abendſonne war. Dem bloßen Augenſcheine nach war es von der Spitze der Jungfrau bis zum Monde, der auf ihrem Haupte zu ruhen ſchien, nicht ſo weit, als aus dem Thale bis auf den Gipfel des unerſteiglichen Bergs. Als der Mond ſo hoch herauf kam, daß er den Staubbach erleuchten konnte, ſo wurden wir auf einmal durch das ſchönſte und prächtigſte Schauſpiel überraſcht, das mich mit dem Staubbach gleichſam wieder ausſöhnte. Der Bach wurde durch das Licht des Mondes wenigſtens noch einmal ſo breit und voll, als wir ihn bey Tage geſehen hatten, und die ganze Waſſerſäule glänzte nicht anders, als wenn eine unbeſchreiblich reiche Maſſe des reinſten Silbers an der Felswand herabgefloſſen wäre. Dieſer Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich bin überzeugt, daß der Staubbach ſich nur beym Mondſchein in ſeinem vortheilhafteſten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach ſchimmerte faſt noch ſtärker, als der große, und goß ſich, wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab.

Die Regenbogen, die man beym Mondſcheine in dem größern Bache ſehen ſoll, fanden wir nicht; ſtatt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigſtens keine Farben unterſcheiden konnte. Als wir heute Morgen unſer Frühſtück zu uns genommen hatten, gingen wir Reiſende alle in feierlicher Proceſſion wieder auf den Staubbach zu, um die ſchönen Regenbogen zu ſehen, welche die Sonne in den aufgelöſten Tropfen des zerſtäubten Baches bildet. Um dieſe Erſcheinung zu beobachten, muß man ſich dem Fall mehr, als man ſonſt nöthig hat, und mit Gefahr, ein wenig naß zu werden, nähern. Ich ſtieg bis an den Rand und zum Theil in die Grube hinab, in welcher ſich die Gewäſſer des Baches wieder ſammlen. Je näher man dem Fall kommt, und je dichter die Dünſte oder der Staubregen werden, deſto ſchöner und lebhafter werden die Farben der Regenbogen, die man wahrnimmt, oder vielmehr nur die des Kleinern und Untern, denn der Obere und Größere iſt immer unvollendet, und hat auch mattere und trübere Farben. Dieſen letztern ſieht man nur alsdann, wenn man der Tiefe nahe kommt, in welcher der Bach ſich wieder ſammlet. Der kleinere hingegen umſchließt ſchon viel eher die Füße des Wanderers, und es iſt immer, als wenn man auf ſeinen beiden Spitzen ſtünde. Aus der Natur der Sache werden Sie es ſich leicht erklären können, warum ein jeder einen andern Regenbogen ſieht, und warum der Regenbogen, von welchem man umfangen wird, ſich mit bewegt, wenn man ſeine Stelle verändert. Es iſt mir lieb, daß

Digitized by Google

ich dieſe Regenbogen geſehen habe, weil alle Reiſebeſchreiber ihrer vorzüglich erwähnen. Uebrigens ſcheinen ſie mir zu den geringſten Merkwürdigkeiten des Staubbachs zu gehören, und ich glaube alſo, daß Reiſende, die bey trübem Wetter nach Lauterbrunnen kommen, ſich leicht tröſten können, wenn ſie dieſe Regenbogen nicht ſehen.

Kurz vorher, ehe wir abreiſten, wollte ich mich noch mit meinen eigenen Augen überzeugen, ob, und wie weit der Strom des Staubbachs von der obern Felswand wegfalle! Ich ging deßwegen auf einen Baum zu, der rechts vom Pfarrhauſe einzeln, und auf einer nicht ſchwer zu erſteigenden Höhe ſteht. Unter dieſem Baum ſahe ich, daß der Staubbach ſich um viele Füße von der Felswand entfernt, über deren oberſten Rand er herunter ſtürzt.

Ohngefähr um neun Uhr nahmen wir von dem Herrn Pfarrer, einem belebten und geſprächigen Mann, Abſchied. Ohne die Gaſtfreundſchaft, die er ausübt, würden Fremde gar nicht wiſſen, wo ſie in Lauterbrunnen bleiben ſollten, weil kein Wirthshaus da iſt, das nur eine kleine Geſellſchaft aufnehmen, und auf eine erträgliche Art bewirthen könnte. Die Dankbarkeit der Reiſenden hat den Herrn Pfarrer in Lauterbrunnen in Stand geſetzt, ein ſchönes und geräumiges Haus zu bauen, in welchem er mehrere nicht zu zahlreiche Geſellſchaften bequem unterbringen kann*).

*) Das Haus ſelbſt hat die Regierung bauen laſſen. Zur Möblirung deſſelben aber hat den Herrn Pfarrer allerdings die häufige Ankunft von Fremden veranlaßt.

Die Zimmer ſind niedlich möblirt, und die Betten ſo reinlich und gut, als man ſie kaum in den beſten Gaſthöfen antrifft.

Schon bey unſrer Abreiſe war die Hitze ſehr groß, und dieſe Hitze nahm noch um viele Grade zu, als wir in das Grindelwaldthal hinein fuhren. Die Lütſchine, die aus den Gletſchern des Wetter- und Schreckhorns ausfließt, und das ganze Thal durchſtrömt, iſt weniger waſſerreich, und hat auch nicht ſo viele Fälle, und einen ſo reißenden Lauf, als ihre Schweſter im Lauterbrunner Thale. Das Grindelwaldthal ſelbſt aber iſt noch weit intereſſanter, als das letztere. Die Berge, die man an beiden Seiten hat, ſind viel höher, ihre Gipfel ſeltſamer geſtaltet, und ihre Abhänge ſteiler, als im Lauterbrunner Thale. Man findet auf dem Wege in den Grindelwald auch viel gräßlichere Spuren von Verwüſtungen, welche die von den hohen Gebirgen plötzlich herabſchießenden Bergwaſſer angerichtet haben. Strecken von mehreren hundert Schuhen in der Breite waren ausgewühlt, und mit Haufen von Graus, und fürchterlichen Felsſtücken bedeckt. Hin und wieder lagen in großen Entfernungen von den nächſten Gebirgketten Häuſern-ähnliche Felsmaſſen, von welchen ich noch jetzo nicht begreife, wie ſie an ihre gegenwärtgen Stellen gekommen ſind. Es ſcheint freylich unläugbar, daß ſie Trümmer von ehmaligen Bergfällen ſeyen, allein ihre Entfernung von den nächſten Bergen iſt ſo groß, daß man es für faſt unmöglich halten muß, daß ihre eigene Schwere ſie an ihre jetzigen Plätze gebracht habe. Hinter

einigen dieſer Felsmaſſen waren Häuſer oder Hütten errichtet, die durch ſie allein gegen die Wuth von Bergwaſſern geſchützt werden. Der Weg in den Grindelwald iſt viel rauher und ſteiler, als der nach Lauterbrunnen, und ich habe ihn deßwegen größtentheils zu Fuße gemacht. Nicht weit von dem Dorfe Grindelwald kommt man an Stellen, wo man die Schneeberge, die dieſem Dorfe am nächſten liegen, und die Jungfrau zugleich überſehen kann. Auch hier zeigte ſich die Jungfrau ſchöner, und erhabener, als die übrigen Berge. Die Gletſcher des Grindelwalds, die man in einiger Entfernung von dem Dorfe dieſes Namens entdeckt, ſahen in der hohen Mittagsſonne ſchwarz, und ſchmutzig aus, und machten neben den Bergen, zwiſchen welchen ſie ſich hervordrängen, eine ſehr armſelige Figur. Je mehr man ſich dem Dorfe nähert, deſto fruchtbarer wird das Thal, deſto geräumiger werden die Häuſer, und deſto ſchöner die Einwohner. Wir ſahen bey unſrer Ankunft ganze Haufen von Grindelwaldern von allerley Alter und Geſchlecht, die ſo eben aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer der Vorſehung für die glückliche Rückkehr ſeiner Pfarrkinder von Genf gedankt hatte. Wir erſtaunten über die große Menge von ſchönen Perſonen, und beſonders von jungen Mädchen, die uns freundlich Blumenſträuße anboten. Die Roſen, die man uns ſchenkte, hatten einen ſo ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedesmal, wenn ich ihre ſüßen Düfte einzog, nieſen mußte, als wenn ich Taback genommen hätte. So wie das ganze Dorf

Digitized by Google

Grindelwald viel wohlhabender, und auch beſſer bebaut iſt, als Lauterbrunnen, ſo findet ſich in jenem auch ein viel ſchöneres und geräumigeres Wirthshaus, in welchem man billig und gut bewirthet werden ſoll. Das hieſige Pfarrhaus iſt nicht ſo neu, und ſo modiſch möblirt, als das in Lauterbrunnen, aber vielleicht eben ſo bequem. Wegen ſeines hohen Alters und ſeiner Kränklichkeit nimmt der Herr Pfarrer nicht gerne Reiſende mehr auf, wenn ſie ihm nicht beſonders empfohlen ſind. Wir bewohnen ein Zimmer, in welchem wir die Ausſicht in den Garten des Pfarrhauſes, und auf den untern Grindelwaldgletſcher haben, von welchem letztern ich Ihnen nicht eher etwas ſagen will, als bis ich denſelben in der Nähe geſehen habe.

An dem Abend deſſelbigen Tages.

Jetzo kann ich Ihnen melden, was die ſo oft beſchriebenen Gletſcher auf mich hier für einen Eindruck gemacht haben. Erſt einige Stunden nach Tiſche, da ſich die Hitze gemäßigt, und der Himmel ſich ein wenig bewölkt hatte, machten wir uns auf den Weg, um den untern Grindelwaldgletſcher zu beſehen, der zwiſchen dem Mettenberg, und dem Eiger herabhängt. So nahe der Gletſcher auch zu ſeyn ſchien, ſo brauchten wir doch eine gute halbe Stunde, um ihn zu erreichen. Der Fußſteig führt neben einer Menge von Häuſern weg, aus deren Jedem faſt ein Mädchen entweder mit Blumen, oder mit einem kleinen Vorrath von Erdbeeren hervor trat. Nicht weit von dem

Digitized by Google

untern Gletſcher ſtrömt die ſchwarze Lütſchine vorbey, die aus dem obern Gletſcher herabkommt, und ihren Beynamen nicht weniger verdient, als die weiße Lütſchine, die aus dem erſtern ausfließt, und ſich bald mit ihrer Schweſter vereinigt. Als wir uns dem Gletſcher näherten, empfanden wir auf einmal einen ſo heftigen Wind, daß wir kaum vorwärts gehen, und faſt keiner von uns den Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Dieſer aus den Gletſchern hervordringende Wind iſt nur in ihrer Nachbarſchafft, und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden iſt. Alsdann ſtrebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeſchloſſene kältere Luſt, ſich mit der äußern in Gleichgewicht zu ſetzen, und ſtrömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms ſo lange hervor, bis die den Gletſcher umgebende Atmoſphäre bis auf einen gewiſſen Grad abgekühlt iſt. Dieſer Gletſcherwind iſt alſo gemeiniglich gegen Abend am ſtärkſten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen faſt ganz auf. Er iſt ſo ſchneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die ſich ihm nach einer heftigen Erhitzung ausſetzen, höchſt gefährliche Erkältungen, und ſelbſt tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Dieſe, gleichſam periodiſchen, und mit Eistheilchen geſchwängerten Winde, die täglich aus allen Oeffnungen der Eisthäler und Gletſcher hervorbrechen, ſind gewiß eine wichtige Miturſache, daß die Schweiz ein vielweniger warmes Klima hat, als andre Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen. Der

Vorgrund des Gletſchers iſt nicht bebaut, ſondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Geſträuchen und Stauden bewachſen. Beyde gehen ſo nahe an den Gletſcher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren, und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwiſchen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vorderſten Reihe von Eispyramiden, iſt ein kahler mit Grand und einzelnen Eisſtücken angefüllter Platz, der gleichſam der Spielraum des Gletſchers iſt, und von welchem er ſich in den letzten Jahren zurückgezogen hatte. Am genaueſten unterſuchten wir denjenigen Theil des Gletſchers, wo die weiße Lütſchine aus einem hohen Eisgewölbe hervorrauſcht, das jetzt aus vier ellendicken Lagen von Eis beſtand, und durch allenthalben herabrinnende Tropfen den Gletſcherbach vermehrte. In der Nähe machte der Gletſcher freylich einen ganz andern Eindruck, als vorher, da wir ihn in größerer Ferne ſahen; allein auch ſelbſt in der Nähe haben weder die Eisthäler, noch die eigentlichen Gletſcher etwas Großes, wenn man nicht gerade das Glück hat, ſolche Feenpalläſte anzutreffen, als Herr Bourrit beſchrieben, und vielleicht nur allein geſehen hat. Ich ſetze das letztere mit Fleiß hinzu, weil ich ſchon einigemal bemerkt habe, daß dieſer Schriftſteller gerne ins Schöne mahlt. Die Gletſcher ſind weniger neue Gegenſtände, als die hohen Alpen, oder als die prächtigen Waſſerfälle der Schweiz. Sie laſſen ſich deswegen auch viel mehr mit bekannten Dingen vergleichen, und ohne wirklichen Anblick vorſtellen, ſelbſt

alsdenn wenn man die in der Nähe der Pole ſchwimmenden ungeheuren Eisberge und die majeſtätiſchen Eisgerüſte nicht geſehen hat, womit die Natur die Länder, und Inſeln jenſeits dem ſechszigſten Grade Südlicher, und dem fünf und ſechszigſten Nördlicher Breite ewig befeſtigt hält, oder doch den größten Theil des Jahrs zu ummauren pflegt. Eisthäler ſind große Strecken, oder Maſſen von ewigem Eiſe, womit der Grund zwiſchen zwoen Ketten von Schneegebirgen ausgefüllt iſt. Ein ſolches Eisthal iſt dasjenige, von welchem ſowohl die Grindelwald- als die Haslithalgletſcher ausgeſtoßen werden, und deſſen ganze Breite wir aus den Fenſtern des Pfarrhauſes bis an das Vieſcherhorn überſehen können. Dies Eisthal iſt das Größte, oder eins der Größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimſel anfängt und in einer Länge von mehr, als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der Berneriſchen Berge bis dahin fortläuft, wo dieſe letztere mit den Walliſer Bergen zuſammenſtoßen. Solche Eisthäler ſind bisweilen ganz eben, meiſtens aber wechſeln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchſchnitten ſind. Derjenige Theil des Eisthals, den man von Grindelwald aus entdeckt, iſt vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren geſehen hat, ſo kann man ſich eine ziemlich annähernde Vorſtellung von einem Eisthale machen. Von dieſen Eisthälern ſind die Gletſcher verſchieden. Dieſe letztere kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche

die Eisthäler zwiſchen den Oeffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen ſie liegen, herausſtrecken. Sie ſind mehrere hundert, oder auch tauſend Schuh breite, nicht allein unebene, ſondern auch nach allerley Richtungen geſpaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger ſchiefen Fläche herabhängen. Je ſteiler die Felswand iſt, an welcher ein Gletſcher herabhängt, deſto höher ſind die Eispyramiden, in die er zerſchnitten iſt, und die durch fürchterliche Spalten, oder Abgründe von einander getrennt werden. Dieſe Spalten entſtehen aus dem geſchmolzenen Waſſer, welches im Sommer aus dem Eisthale herab rinnt, ſich immer tiefere und tiefere Bette gräbt, und zuletzt die ſchiefe Eistafel, faſt in lauter einzelne, oder doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen, und Geſtalten unendlich verſchieden ſind, und denen man es kaum anſieht, daß ſie ehmals ein zuſammenhängendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletſcher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, deſſen Wogen durch einen plötzlichen Froſt in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletſcher viele Aehnlichkeit mit den großen Eismaſſen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme übereinander treibt, nur daß die Eisſtücke an dem Geſtade ſolcher Flüſſe nicht ſo pyramidaliſch, als die Eismaſſen der Gletſcher ſind. Wegen der gräßlichen Schründe, welche die eigentlichen Gletſcher nach allen Richtungen durch-

Digitized by Google

ſchneiden, ſind die letztern entweder gar nicht, oder doch nur Gemſen und ihren Jägern, und auch dieſen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletſchers iſt viel ſchmutziger, als das, was man auf Strömen und Seen ſieht, weil die Eisthäler durch die Gletſcher als Canäle, oder Oeffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren. Kein Gletſcher ſchließt, wenigſtens im Sommer nicht, an die Seiten der Berge an, zwiſchen welchen er herunter hängt, ſondern alle ſind von den nächſten Wänden durch Schründe getrennt, die natürlich daher entſtehen, daß die von der Sonne erwärmten Felswände die benachbarten Eislagen bis auf eine gewiſſe Entfernung zerſchmelzen. Neben dem untern Grindelwaldsgletſcher kann man an beyden Seiten, vorzüglich an der linken hinauf ſteigen, wo ein enger, beſchwerlicher, und für ungeübte Fußgänger an mehrern Stellen gefährlicher Pfad über den Rücken des Mettenbergs fortläuft. Weil ich keine Luſt hatte, ein Märtyrer meiner Neugierde zu werden, ſo ſetzte ich der letztern Schranken, ungeachtet ich die hintere nach Wallis gekehrte Seite des Schreckhorns gerne geſehen, und auch eben ſo gerne einen Blick in das Eisthal der Länge nach gethan hätte. Vormals ging zwiſchen dem Mettenberg und dem Eiger ein Paß nach Wallis, der aber ſchon ſeit langer Zeit verſchloſſen iſt. *) Man zeigt in der Kirche des Dorfs

*) Ein ſehr unterrichteter Freund ſchreibt mir, daß dieſer Paß nach Wallis eine bloße Ueberlieferung ſey, die weiter keinen Grund habe.

Grindelwald noch eine Glocke aus der Capelle der heiligen Patronella, deren Ståte jetzo mit ewigem Eiſe bedeckt iſt. Das Krachen des Eisthals war mir faſt merkwürdiger, als der Anblick der Gletſcher. Dies Krachen wird bald durch die Entſtehung neuer Spålte und Schründe, bald durch den Einſturz von Eisgewölben, bald durch den Fall von Lauinen, die von den hintern Seiten der Schneeberge auf das Eisthal hinabſtürzen, verurſacht. Dieſe Geräuſche ſind eben ſo ſehr verſchieden, als ihre Urſachen, und ſich ſelbſt ſo ungleich, daß man ſie nicht für dieſelbigen Phånomene halten ſollte. Bald ahmen die Gletſcher einen nahen, oder fernen, und lange nachtönenden Donner ſo natürlich nach, daß man immer von neuem betrogen wird. Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Gepraſſel, welches entſtehen müßte, wenn man Tauſende von Pferden in vollem Lauf über eine hohe eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit åffen ſie das Pfeiffen des Sturmwindes, oder das Brauſen von Waſſerfållen, oder von måchtigen Strömen nach, denen durch die Oeffnung von Schleuſen oder Dåmmen auf einmal ein Ausfluß verſchafft wird. Unter den hohen Bergen des Grindelwalds macht vom Grindelwald aus betrachtet keiner einen ſolchen Eindruck, als das Wetterhorn, weil man es in ſeiner ganzen Höhe faſſen, und an deſſen ſcharfen Ecken, und Spitzen die characteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten urſprünglicher Berge am deutlichſten wahrnehmen kann. Die übrigen Berge überſieht man nicht ganz, weil man ihnen zu nahe iſt, und die oberſten

Gipfel durch die hohen und breiten Fundamente verdeckt werden. Die Ordnung, worin man ſie erblickt, hatte ich mir ſchon gleich nach meiner Ankunſt in Bern gemerkt. Zur Linken ſieht man zuerſt das Wetterhorn, von deſſen Höhen der Milchbach ſchäumend herabfließt, und meinen Augen nur als ein weiſſer ſich ſchlängelnder Faden erſchien. Auf das Wetterhorn ſolgt der Mettenberg, von deſſen Rücken das Schreckhorn, eine fürchterlich hohe Felspyramide empor ſteigt, die man im Grindelwaldthale gar nicht ſieht, weil ſie auf dem Hintertheile des Mettenbergs ſteht. An den Mettenberg gränzen die beyden Eiger, die wiederum mit der Jungfrau zuſammenhängen. Zwiſchen dem Mettenberg und den Eigern entdeckt man jenſeits des Eisthals in der Reihe der Walliſer Berge das Vieſcherhorn, das von Ferne mit den Berniſchen Gebirgen in gleicher Linie zu ſeyn ſcheint. An den Füßen der Eiger wächſt die ſogenannte Arve, eine Art von Tannen, die ſich am häufigſten an den Schneebergen, ſeltner auch in den Klüften, und an den Abhängen des Jura, beſonders im Münſterthal findet. Die Frucht der Arve (Pinus Cembra) iſt in Anſehung der Figur den Tannzapfen ſehr ähnlich, unterſcheidet ſich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüſſe, die ſie enthält. Der Saft dieſer Arvennüſſe iſt eine von den kräftigſten Arzeneyen für erſchöpfte, auszehrende, oder an der Lunge leidende Perſonen. Ich kenne in Bern eine angeſehene Familie, aus welcher wenigſtens drey bis vier Perſonen ihr Leben der Milch der Arvennüſ-

ſe zu verdanken haben. Man nimmt etwa hundert und zwanzig Nüſſe, preßt den Saft heraus, der ungefähr eine kleine Taſſe füllt, und trinkt dieſen lieblichen Saft Morgens früh nüchtern. Selten ſoll man dieſe Cur einige Wochen fortſetzen, ohne ihre heilſamen Wirkungen zu ſpüren, wenn anders einem zerrütteten Cörper noch aufgeholfen werden kann. *) Das beſte bey dieſer Cur iſt dieſes, daß man ſich während derſelben gar keine beſchwerliche Enthaltungen auflegen, und alles das genießen darf, was geſunden Menſchen nicht unterſagt iſt. Das Pfund dieſer Nüſſe gilt im Grindelwald nur wenige Batzen, wenn die Witterung der Frucht nur einigermaßen günſtig iſt. Als wir von dem Gletſcher zurückkamen, unterhielten wir uns im Angeſichte des Wetterhorns, und des obern Grindelwaldgletſchers mit dem Herrn Pfarrer über allerley phyſiſche, und moraliſche Merkwürdigkeiten dieſer Gegend: über die Sitten der Einwohner, über die Kühnheit der Gemsjäger, die Natur des Klima, die fürchterliche Gewalt von Lauinen, u. ſ. w. Auch hier hörte ich den Wiederhall der Klagen, die in allen gebirgigten Gegenden der

*) Wenn ich durch meine Nachrichten von den Heilkräften der Arvennüſſe etwas zu der ſtarken Verſendung derſelben nach Teutſchland, die man ſeit einigen Jahren bemerkt hat, beygetragen haben ſollte, ſo wünſchte ich doch zugleich, daß die kranken, oder kränklichen Perſonen, die ſich der Milch der Arvennüſſe bedienen wollen, dieſes nicht ohne Zuziehung ihres Arztes thun mögen, weil ich in den Schriften ſelbſt Schweizeriſcher Aerzte finde, daß dieſe Milch nicht immer ſo kräftig ſey, als einige meiner Bekannten ſie gefunden hatten, und daß ſie unter gewiſſen Umſtänden ſogar ſchädlich werden könne.

Digitized by Google

Schweiz erſchallen, daß ausländiſche Pracht, und beſonders überhandnehmende Völlerey, die alte Unſchuld und Einfalt verdrängen, wodurch die Bewohner dieſes Thals vormals ſo glücklich waren. Der Mißbrauch hitziger Getränke verdirbt hier nicht bloß die Sitten, ſondern auch viel ſchneller, als anderswo, den Cörper, weil alle Entzündungen und Verletzungen der Lungen in der feinen und ſcharfen Luft, die man an den Füßen der höchſten Schneeberge, und in der Nachbarſchafft der Gletſcher einathmet, viel gefährlicher als anderswo, und mit eilenderen Schritten zum Tode hinführen. Die Gemsjäger ſind auch hier im Durchſchnitt die verwegenſten, und meiſtens nichtswürdigſten Leute, die eine mit den größten Gefahren und Beſchwerlichkeiten verbundene Lebensart ergreifen, weil ſie anhaltende und ordentliche Arbeiten ſcheuen. Die Gemsjagd iſt eine Art von Glücksſpiel, das denen, die ſich demſelben ergeben, faſt die Denkungsart, und Sitten der Spieler von Profeſſion einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hintereinander glücklich iſt, und mehrere Gemſen erlegt, ſo verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn faſt eben ſo ſchnell, als er ihn erlangt hat, in der ſchmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günſtig ſeyn werde. Wird alsdann dieſe Hoffnung getäuſcht, ſo fällt er in drückendſte Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorſichtiger macht, weil er, wie alle Menſchen, die zu gewiſſen Zeiten auf einmal viel, und in andern gar nichts gewinnen, ſelten daran denkt, zu ſparen, ſondern ſich einen guten Tag zu machen.

Was ſo viele Reiſebeſchreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, iſt vollkommen wahr, und läßt ſich noch durch mancherley Zuſätze vermehren. So verfolgte zum Beyſpiel ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tauſend Schuh faſt ſenkrecht empor ſteigt, und an ihrem obern Theile, dem Scheine nach, nur einige ſchmale hervorragende Bänke hat, von welchem man kaum glauben ſollte, daß ein Vogel da ſitzen, viel weniger, daß eine Gems, oder ein Menſch darauf ſtehen könnte. Der erhitzte Jäger verſtieg ſich endlich ſo weit, daß er weder vorwärts, noch rückwärts konnte, und von der ſchmalen Felsbank, auf welcher er ſtand, herunterglitſchte. Dieſer Fehltritt müßte ſeinem Leben auf einmal ein Ende gemacht haben, wenn er nicht ſo glücklich geweſen wäre, ſich mit dem einen Fuße an dem Felſen feſt zu halten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen, über einem fürchterlichen Abgrunde, ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Menſch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an deſſen Leben alle ſeine Mitbrüder verzweyfelten, ließ nichts unverſucht, um aus ſeiner gefährlichen Lage zu kommen. Er ſchwenkte ſich an ſeinem Fuße ſo lange hin und her, bis er ſich zuerſt irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen feſten Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in ſichere hinabſteigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beſtändige Gefahren überwinden, macht viele ſo kühn, daß ſie ſich faſt muthwillig in

ſolche Gefahren wagen, in denen ſie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten ſich zween Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch ſonſt ſichere Fußſteige durch Glatteis ſchlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des obern Grindelwaldgletſchers fortgeht, und an der einen Seite unerſteigliche Felswände, an der andern Seite einen ſcheuslichen Abgrund hat. Auf dieſem Pfade glitſchte einer von den Ebentheurern aus, und ſtürzte ohne Rettung in den Schrund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, ſo ſehr verſtümmelt, daß man an ſeinem Leichnam kaum eine menſchliche Geſtalt wieder erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälſe zogen ihn unter den augenſcheinlichſten Gefahren eines ähnlichen Schickſals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff, oder ein Trinkgeld, welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung ſeines Sohnes geſetzt hatte.

So unleidlich die Hitze im Sommer iſt, ſo anhaltend und herbe iſt der Winter im Grindelwald. Es geſchieht bisweilen, daß die Häuſer bis an das Dach beſchneyt werden. Bey einem ſo tiefen Schnee öffnet man ſich gemeiniglich nur Ausgänge aus den Häuſern, und freye Ausſichten aus den oberſten Scheiben der Fenſter; auch bahnt man ſich durch die Straſſen einen engen Fußſteig, der einzelne Menſchen, und Thiere faſſen kann. Vorübergehende kann man alsdann aus den Fenſtern nicht ſehen, ſondern nur hö-

Digitized by Google

ren, ausgenommen wenn ſie hohe Stangen, oder andre Inſtrumente auf dem Rücken tragen. Der Herr Pfarrer iſt ein verſtändiger Mann, der den verdienten Ruhm ſtrengerer Sitten hat, als ſeine Amtsbrüder im Oberlande gewöhnlich haben ſollen *). Er iſt nicht bloß der geiſtliche Hirt ſeiner Heerde, ſondern auch ihr leiblicher Arzt, und im Nothfall Geburtshelfer bey ſchwergebährenden Weibern. Durch die Hülfe, die er ſeinen Pfarrkindern oft als Arzt und Wundarzt geleiſtet hat, iſt er nicht nur ihnen theurer, ſondern auch allen, die ihn kennen, verehrungswürdiger geworden. Um ſeiner medicinischen Verdienſte willen hat er mehrmalen die rühmlichſten Zeugniſſe, und auch Belohnungen von der Regierung in Bern erhalten.

Im Haslithale, Nachmittags um 1 Uhr.

Ich habe vielleicht jetzo ſchon den beſchwerlichſten Theil meiner Fußreiſe überſtanden. Vor etwa einer halben Stunde langten wir in einer Senn= oder Schäferhütte an, wo die meiſten Reiſenden ſich zu erfriſchen pflegen. Man findet aber nichts, als fette Milch, Käſe, und ſogenannte Käſebutter, oder die Molken, die von den Käſen zurück bleiben, und noch mit vielen Fetttheilchen angefüllt ſind. Mit der letz=

*) Perſonen, die mit den Charakteren, und Verdienſten der Pfarrer im Oberlande bekannt ſind, haben gewünſcht, daß ich dieſe Stelle weggelaſſen hätte, weil es im Oberlande mehrere Geiſtliche gebe, die ſich mit dem ſonſt verdienſtvollen, und jetzo verſtorbenen Herrn Pfarrer Kuhn im Grindelwald nicht gerne hätten vergleichen laſſen.

Digitized by Google

tern, und der herrlichen Niedel, oder der fetten Milch habe ich meinen unauslöſchlichen Durſt zum Theil geſtillt, der meinen Hunger ſelbſt verzehrt hatte. Die Käſebutter war noch warm, und um deſto heilſamer für den aufs äußerſte erhitzten Cörper. Ich finde mich durch dieſe Molken, die zu einer jeden andern Zeit Eckel in mir würden erregt haben, außerordentlich erfriſcht und geſtärkt. Vielleicht würde ich es weniger ſeyn, wenn ich ſtarke Getränke, und nährende Speiſen zu mir genommen hätte. Ich ſitze vor der Hütte, die ſo niedrig und dunkel iſt, daß man, wenn man aus dem hellen Mittagslichte hineinkommt, faſt nichts unterſcheiden kann.

Heute um fünf und ein halb Uhr gingen, mein Freund Abel, ich, unſer Begleiter, und Träger, in demſelbigen Augenblicke rechts, als meine Frau links wieder auf Unterſeen zufuhr. Der Wagen, auf welchen ich oft mit Sehnſucht zurückblickte, entſank bald unſern Augen, und nun gingen wir mit einem ſtarken Schritte unſern Weg fort. Noch ehe ich es vermuthete, waren wir vor dem obern Grindelwaldsgletſcher, der einige tauſend Schuh, und wenigſtens achtmal breiter zu ſeyn ſcheint, als der untere. Sein Eis iſt viel reiner, und heller, als das des Kleinern; ſeine Pyramiden aber weniger hoch, und nicht ſo unordentlich durch einander geworfen. Der Waſſerfall, den man an der rechten Seite ſieht, iſt ſchön, aber doch nur einer von denen, die man in der Schweiz nicht bemerken zu dürfen glaubt. Von dem Gletſcher ſteigt man gleich ziemlich ſteil die Scheideck hinan, die

Digitized by Google

jetzo über und über grünt, aber noch vor vierzehn Tagen in einer Nacht mit ſo tiefem Schnee bedeckt wurde, daß einer meiner Freunde, der das Haßlithal beſuchen wollte, nach Bern zurückkehren mußte. Je höher wir hinanſtiegen, deſto dichter, und kürzer wurde der Waſen, auf welchem wir gingen, deſto balſamiſcher die Gerüche der Bergkräuter, deſto lebhafter und ſchöner die Farben von Blumen, aber auch deſto einſamer und beſchwerlicher der Weg. Unſere Schuhe glätteten ſich bald ſo ſehr ab, daß wir faſt immer die Hälfte des Raums, den wir zurücklegten, wieder rückwärts glitſchten, und ſelten einen feſten Tritt thaten. Außer unſern eignen Stimmen hörten wir nur noch das Geläute und Geblöcke von fernen Heerden, das Geſchrey einzelner Hirtenknaben, und das traurige Gezwitſcher von Bergſchwalben, die an den nackten Wänden des Wetterhorns, an welchen ſie niſten, ängſtlich herumflogen, und ihren öden Aufenthalt zu beklagen ſchienen. Faſt bis um zehn Uhr gingen wir in dem Schatten des Wetterhorns, ungeachtet wir gewiß eine halbe Stunde von dem Fuße dieſes Berges entfernt waren. Als uns aber das Wetterhorn ſeinen Schirm entzog, fühlten wir die Hitze des Tages, und die Beſchwerlichkeiten des Steigens auf einmal ſo ſehr, daß wir alle Viertel- oder halbe Viertel-Stunden einige Augenblicke ſtehen bleiben mußten. Unſer Träger, ein ſonſt munterer Schneider aus dem Grindelwald, würde gleich dem geduldigſten unter allen Laſtthieren, wenn es übertrieben wird, ohne Klagen liegen geblieben ſeyn, wenn ihm nicht

mein Kirſchwaſſer neue Kräfte gegeben, und unſer Führer ihm eine Zeitlang das Felleiſen abgenommen hätte. Niemals habe ich einen betrügeriſchern Berg, als die Scheideck beſtiegen. Wenn man ihn vom Grindelwald aus ſieht, ſo glaubt man, daß man ihn in einigen Stunden erſteigen könnte, und eben ſo bildet man ſich während des Klimmens ſelbſt ein, daß die nächſte Anhöhe die letzte ſeyn werde. Allein immer zeigen ſich neue Gipfel, bis man zuletzt faſt Kräfte und Geduld darüber verliert. Erſt gegen halb zwölf krochen wir den letzten Hügel der Scheideck hinan, auf den wir uns als auf ein gelobtes Land freuten. Als wir die höchſte Spitze der Scheideck erreichten, brachen wir beide zugleich in Ausrufungen von Bewunderung aus, und es war uns, als wenn unſere Knie gelähmt oder gebeugt würden, um niederzufallen, und anzubeten. Wir ſahen auf einmal eine neue Welt vor uns, auf deren Anblick uns niemand vorbereitet hatte, und entdeckten die ganze Kette von Schneebergen vom Wetterhorn bis nahe an den Titlis hin. Auf eben dieſer Höhe ſtellten ſich uns die Berneriſchen Berge vom Wetterhorn bis an die Jungfrau viel beſſer und deutlicher, als in den Thälern dar. Hier erhielten wir zuerſt ein merkwürdiges und richtiges Bild von der Höhe des Wetterhorns, und eine ganz andere Vorſtellung, als wir würden erhalten haben, wenn wir eben dieſen Berg vom Grindelwaldthal aus richtig gemeſſen hätten. Wenn man von den Schweizeriſchen und Americaniſchen Schneebergen lieſt, daß ſie 10, 15, 16, 20000 Schuh hoch ſind, ſo erſtaunt man

Digitized by Google

freylich über die Größe dieſer Zahlen, und dies Erſtaunen nimmt zu, wenn man die Höhe der Berge mit der Höhe der höchſten Cörper, die man zu ſehen gewohnt iſt, vergleicht, und zum Beyſpiel findet, daß ein einziger Berg eben ſo hoch iſt, als der höchſte Thurm einer Stadt, wenn man ihn funfzig, ſechszig, und noch mehrmalen auf einander ſetzte. Allein man kann doch das Bild eines Thurms, oder eines jeden andern Objects, nach welchem man die Schneeberge ſchätzt, nicht ſo ausdehnen, und vergrößern, als man Zahlen zuſammenfügen kann. Die Einbildungskraft erliegt und verwirrt ſich, wenn ſie das Bild eines Thurms nur noch ein, oder einigemale größer machen will, als ſie es durch das Auge empfangen hat, und man ſtellt ſich alſo freylich etwas gewaltig großes, aber doch nichts beſtimmtes, und die Einbildungskraft erhebendes vor, wenn man ſich eine 10, 15, oder 20000 Schuh hohe Maſſe denkt. Wenn ich Ihnen aber ſage, daß man von Bern bis Thun, und von Unterſeen bis an den Grindelwald wenigſtens neun Stunden Weges beſtändig bergan fahren müſſe, daß wir wenigſtens faſt ſechs Stunden brauchten, ehe wir den Gipfel der Scheideck erreichten, und daß wir auf der Höhe der Scheideck, die oft noch gegen das Ende des Junius in kalten Nächten mit tiefem Schnee bedeckt wird, nicht viel mehr, als mit dem Fuße des Wetterhorns parallel, und ungefähr den Stellen gegenüber waren, wo noch die Reſte ehemaliger Schnee-Lauinen lagen, ſo werden Sie ſich aus dieſen Datis mehr, als aus allen andern ein leb-

haftes Bild von der entſetzlichen Höhe der Schneeberge machen können, unter denen das Wetterhorn noch keines der größten iſt. Ueberhaupt muß man, wenn man die Erhabenheit der Schneeberge über andere hoch ſcheinende Gebirge recht wahrnehmen will, die erſtern entweder in der größten Nähe, beſonders auf den Gipfeln der nächſten erſteiglichen Berge, oder auch in nicht zu kleiner Entfernung betrachten. In beiden Fällen, beſonders im erſtern, erheben ſich die Schneeberge bis zu ihrer wahren Größe, und ihre Nachbaren verſchwinden zu ihrer unbedeutenden Kleinheit herab, wenn ſie vorher vom Thal aus betrachtet, oft mit den erſtern zu wetteifern, oder ſie gar noch zu übertreffen ſcheinen.

Das Herabſteigen von der Scheideck war faſt noch beſchwerlicher, als das Hinaufſteigen, weil der Fußpfad ſehr gähe, und mit lauter kleinen, untreuen, unter den Füßen wegrollenden Steinen bedeckt war. Ehe wir die Hütte, wo wir jetzo ausruhen, erreichten, ſahen wir noch zuerſt den Schwarzwaldgletſcher, der in der Mitte mit Schnee bedeckt, und viel weniger ſteil, und mit minder hohen Pyramiden aufgemauert war, als die Gletſcher im Grindelwald. Viel merkwürdiger aber war uns eine Schneelauine, die von der Höhe des Wetterhorns herabkam. Solche Lauinen ſind im hohen Sommer viel kleiner und ſeltener, als im Winter und Frühling; wir freuten uns alſo nicht wenig, dieſe fürchterliche Naturerſcheinung, wenn auch gleich nur im Kleinen, doch mit eignen Augen zu ſehen. Wir waren dem Orte, wo ſie hin-

abſtürzte, nicht ſo nahe, daß wir in die geringſte Gefahr hätten kommen können; wir waren aber auch nicht ſo entfernt, daß wir ſie nicht gleichſam von ihrer erſten Entſtehung an, zu beobachten im Stande geweſen wären. Gleich bey dem erſten Krachen, das der Sturz der von dem erſten Gipfel des Wetterhorns herabrollenden Schneemaſſe verurſachte, machte uns unſer Führer auf das, was wirklich geſchah, und auf den Schauplatz der Handlung aufmerkſam. Wir ſahen die ſich immer vergrößernde Schneemaſſe mit zunehmendem Krachen von einem Abſatze des Felſens auf den andern ſtürzen, und als ſie endlich die Erde erreichte, ſo ſchien es, als wenn ſie den erſchütterten Boden durchbrechen wollte. Die Lauine brauchte meinem Bedünken nach ſo viel Zeit, um von dem Gipfel, wo ſie ſich zuerſt entſponnen hatte, bis auf die Erde herabzukommen, daß man jemanden, der dies Phänomen noch gar nicht gekannt hätte, noch vor dem letzten Fall, die Natur deſſelben kürzlich hätte erklären können. Beym letzten Sturze wurde die Luft mit ſo vielem Schneeſtaube angefüllt, daß man die dichtere Maſſe, die den entſetzlichen Schlag hervorbrachte, davor nicht erkennen konnte.

Meyringen Abends um 7 Uhr.

Noch nie, glaube ich, bin ich ſo müde und erſchöpft geweſen, als ich mich jetzo fühle, aber auch niemals habe ich meine Müdigkeit, bevor ich mich ſetzte, weniger bemerkt, weil das erhabenſte Schau-

ſpiel, was ſich mir auf meiner ganzen Reiſe dargeboten hat, mich meinen Zuſtand, und faſt mich ſelbſt vergeſſen ließ. Nur mit Mühe kann ich mich auf das beſinnen, was ich einige Stunden vorher geſehen habe, und faſt mit Wiederwillen ſchreibe ich es nieder. Ich werde mich ſo kurz als möglich faſſen, um Ihnen meine noch friſchen Eindrücke mittheilen, und jetzo, da alle meine Nerven noch zittern, ein ſchwaches Bild des prächtigſten unter allen Waſſerfällen entwerfen zu können.

Ohngefähr um halb drey Uhr brachen wir von unſrem Ruheplatze auf, den wir zuletzt unter dem Schatten einiger Bäume in der Nachbarſchaft der Hütte genommen hatten, und gingen mit erneuerten Kräften das Thal hinab, das ſich immer gäher ſenkt, und enger zuſammen zieht. Wenn ich die wenigen Dörfer, oder Haufen von elenden Cabanen ausnehme, womit dieſer obere Theil des Haßlithals nur ſparſam beſtreut iſt, und deren Einwohner mit ihren Heerden größtentheils auf den Alpen verſteckt waren, ſo findet man in dieſem Bergthal faſt keine Spur von Cultur, oder vom Daſeyn der Menſchen, und nirgends kann man ſich meiner Meynung nach feſter, als hier davon überzeugen, daß das Hirtenleben eine viel geringere Vervielfältigung des menſchlichen Geſchlechts hervorbringe, als Wein- und Ackerbau. Wenn ich das ganze Thal mit meiner Einbildungskraft wieder durchlaufe, ſo fällt mir doch auch nicht ein einziges Plätzchen ein, welches man ſchön, oder reizend hätte nennen können. An der linken Seite wird es von

hohen oft unzugänglichen Alpen eingeſchloſſen, die meiſtens mit dunklen Tannenwäldern beſetzt ſind; und rechts ſieht man faſt nichts, als Gletſcher, oder kahle Felswände, und unerſteigliche Schneeſpitzen. Die furchtbarſte Mauer des Haßlithals iſt das Wetterhorn, das ſich vom Grindelwald an der Seite der Scheideck weg mehrere Stunden in Oberhaßli hinein erſtreckt.

Wo die Felſen des Wetterhorns aufhören, da ſteigt der ſchönſte unter allen Gletſchern, die ich noch geſehen habe, der Roſenlauingletſcher von dem Fuße des Engelhorns herab. Dieſer Gletſcher übertrift ſelbſt den obern Grindelwaldgletſcher an der ſchönen Bläue und Reinigkeit des Eiſes und alle übrigen an der Höhe der Eispyramiden, und an der Breite und ſcheinbaren Tiefe von Schründen. Das obere Haßlithal liegt viel höher, als das Grindelwald- und Lauterbrunnerthal, und der Winter muß hier alſo auch viel länger und trauriger, als in den beyden letztern Thälern ſeyn. So rauh aber auch die Natur im Oberhaßlithal iſt, ſo ſanft und wohlgebildet, und man kann hinzuſetzen, ſo glücklich ſind die Einwohner. Faſt alle Mannsperſonen, die ich ſah, (Weiber und Mädchen kamen uns hier nicht vor) hatten einen ſchönen und ſchlanken Wuchs, eine blühende und im geringſten nicht verbrannte Farbe, und ſo feine und freundliche Züge, als ich in einem ſo einſamen abgeſonderten Völklein nicht erwartet hatte. Dieſe Hirten nähren ſich größtentheils mit Milch und Käſe, die ſie mir, wo ich aus Neugierde einkehrte, mit der größten Bereit-

Digitized by Google

willigkeit anboten. Ihre Häuſer oder vielmehr ihre Hütten ruhen auf hölzernen Unterlagen, und ſchweben einige Schuh über der Erde oder dem Boden, damit die Luft von allen Seiten durchſtreichen, und die Käſe deſto eher trocknen, und deſto länger erhalten möge. Man verkauft alle Käſe an die Walliſer, von denen ſie wieder nach Italien hin abgeſetzt werden. So bald man den Reichenbach zur linken Hand hat, ſo ziehen ſich die Berge und Felſen näher zuſammen, der Fußſteig wird immer rauher, und die Gegend öder oder wilder, ſo daß es zuletzt ſcheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgeſtorben ſey, oder ausſterben wolle. Um deſto maleriſcher, und reizender iſt der erſte Blick auf Meyringen, und das fruchtbare untere Haßlithal, das von der Anhöhe, wo die Berge ſich öffnen, wie ein einziger trefflich bereiteter, und in regelmäßige Beeten, oder Felder abgetheilter Garten erſcheint. Der Anblick dieſes Thals hat alle Reiſende bezaubert, und zwar nicht bloß durch ſeine Fruchtbarkeit, und die ſorgfältige Cultur, die man durchgehends wahrnimmt, ſondern auch durch eine Wirkung des Contraſtes, indem man immer aus traurigen oder gar fürchterlichen Wildniſſen in daſſelbe hinabſteigt: man mag aus dem Grindelwald, oder von Engelberg, oder von der Grimſel herabkommen. Schon ziemlich lange vorher, ehe wir ins Haßlithal hinunter ſchauen konnten, hörten wir ein dumpfes Getöſe, das durch den Fall des Reichenbachs verurſacht wurde, und dies Getöſe machte mich auf das, was wir bald ſehen ſollten, viel aufmerkſa-

mer, als die Lobreden unſers Führers, der aber doch richtiger, und nachdrücklicher davon redete, als irgend ein Reiſebeſchreiber, den ich geleſen habe. Dieſer merkwürdige Fall iſt ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haßlilandes entfernt, und um ihn recht zu ſehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herabgeſtiegen iſt, wieder hinan klettern. Der Zugang iſt äußerſt beſchwerlich, und wenn man nicht vorſichtig iſt, ſelbſt gefährlich. Die Anhöhe nämlich, die man hinanſteigen muß, und die ganz mit ſchönem Graſe bekleidet war, iſt nicht nur ſteil, ſondern auch ſchlüpfrig, und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Fall auf einige hundert Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen ſchon mit einer ſolchen Gewalt, und ſo dichte auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr vor uns hinſehen konnten. Wir rückten ihm nichts deſtoweniger bis auf vierzig, oder dreyßig Schritt entgegen; näher mochte ich aber doch nicht hinzugehen, ungeachtet unſer Führer uns ſagte, daß man bis an den Rand des Keſſels hinabſteigen könne. Wir mußten uns ſchon auf dem Platze, wo wir ſtanden, faſt jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten; und ich konnte alſo leicht ſchließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über ſich hätte, den Gebrauch aller ſeiner Sinne verlieren, und viel weniger, als auf unſrem Standpuncte, würde ſehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletſcher, Lawi-

nen, und ſelbſt den Rheinfall, der von allen merkwürdigen Seiten betrachtet mit dem Fall des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein ſolch betäubendes Erſtaunen empfunden; nie iſt meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenſtand ſo ausgefüllt, und mein Verſtand ſo heftig und anhaltend angeſpannet worden, als durch dieſes bewunderswürdige, und faſt möchte ich ſagen, einzige Schauſpiel. Ungeachtet wir vom Reichenbach bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unterwegens manches merkwürdige antraffen, ſo waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichſam gefeſſelt, und ich hörte und dachte nichts als den Fall des Reichenbachs. Noch jetzo iſt meine Phantaſie in ſo heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde Mühe haben werde, ſie loszureiſſen, und in einige Ruhe zu bringen. Der Reichenbach entſpringt auf einer der höchſten Alpen, womit das obere Haßlithal eingefaßt iſt, und nimmt in ſeinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen, und die Waſſer aller Gletſcher auf. Schon einige Stunden vor ſeinem Falle wird er eben ſo wüthend, als die Lütſchinen, und wälzt Felſenſtücke und abgeriſſene Bäume, die von den ſteilen Abhängen der Berge in ihn hineinfallen, mit unwiderſtehlicher Gewalt fort. Beym Falle ſelbſt bricht er zwiſchen zween Felswänden in einer ſchiefen Richtung hervor, und ſtürzt ſich in ein unſichtbares Felſenbecken, das die Natur ſelbſt zu ſeiner Aufnahme hingearbeitet zu haben ſcheint. Aus dieſem Becken reißt er ſich wiederum mit einer

Digitized by Google

ſolchen unglaublichen Kraft und Geſchwindigkeit, mit einem ſo fürchterlichen Ungeſtüm, und Reichthum von Waſſer heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Waſſerfällen bisher hat überſehen können. Freylich iſt das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Maſſe ſeiner Waſſer größer, als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Waſſerſtroms trägt nur wenig zur Verſtärkung des Eindrucks bey, und die größere Maſſe von Waſſer iſt beym Rhein mehr vertheilt, oder nirgends ſo zuſammengedrängt, als beym Reichenbach. Den Fall des letztern hört man in der Entfernung von mehr, als einer Stunde ganz deutlich, und faſt in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herabſchießenden Welle oder Waſſerſäule, und die furchtbaren Schläge der Felsſtücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus dieſem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe iſt ſein Brüllen ſtärker, als das des heftigſten Donners, und ſo angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch ſeinen Sturz einen eben ſo heftigen Luftſtrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletſchers empfunden hatten. Wir mußten einigemale alle unſere Kräfte zuſammen nehmen, um uns gegen die Anfälle dieſes Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber ſo heiß war, daß man hätte erſticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, ſondern ehe noch die erſte den Abgrund erreicht, ſtürzt

eine zweyte, dritte, vierte hervor, und reißt alle dieſenigen, über welche ſie ſich herwälzt, und mit denen ſie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerſtörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Faſt jede herabſchießende Fluth oder Welle ſpritzt nach allen Seiten und Richtungen milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn ſie durch den Druck einer gewaltigen Maſchine hervorgetrieben würden. Die Höhe des Falls läßt ſich nicht gut beſtimmen, weil der Abgrund, in welchem der Bach ſich verliert, ſtets mit dicken faſt undurchſichtigen Wolken bedeckt iſt. Ich ſchätze ſie aber auf hundert funfzig bis zweyhundert Fuß, und würde ſie noch höher angeben, wenn es gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neunhundert Schuhen herabfalle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, ſind viel dicker, ſteigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen, als beym Rheinfall. Des heftigen Sturms ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben ſie ſich ſenkrecht hoch über ſein Bett empor, und ziehen, ſo weit das Auge reicht, dem Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wieſengrund ſo ſehr an, daß man ſich dem Fall unmöglich nähern kann, ohne naſſe Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil ſich vom Reichenbache ungleich mehrere und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bey hellem Sonnenſchein ganz andre, und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene, als alle andere berühmte Waſſerfälle. Wenn nämlich der Cranz von

Wolken, womit er beſtändig umringt iſt, von der hohen Mittagsſonne erleuchtet wird, ſo bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, ſondern Feuerſtröme, indem alle Dünſte mit den Farben des Regenbogens glänzen.

So ſehr ich auch auf dem Wege vom Reichenbach bis Meyringen in mich gekehrt, und mit den Scenen, die ich eben geſehen hatte, beſchäftigt war, ſo fielen mir doch die von allen Reiſebeſchreibern bemerkte Schönheit der Weiber und Mädchen, wie die Scheuslichkeit ihrer Kleidung auf. Man kann ſichs kaum vorſtellen, was das hohe Schürzen der Röcke, welche die Haßlerinnen bis unter die Arme tragen, beſonders großen Perſonen für eine zugleich ungeheure, und lächerliche Geſtalt giebt. Auch die artigſten Mädchen gewöhnen ſich dadurch an einen Gang, der mit dem ſchwerfälligen ſchiebenden Schritt der meiſten Mönche, beſonders der Capuziner eine große Aehnlichkeit hat. Die Brücke über die Aar, die das ganze Thal durchſtrömt, iſt erſt vor wenigen Jahren neu von Holz erbauet worden. An den Seiten lieſt man nicht nur die Namen der Magiſtratsperſonen, unter deren Regierung ſie aufgeführet wurde, ſondern auch die Namen der Zimmermeiſter, und Arbeiter, welche ſie verfertigt haben. Der Flecken Meyringen iſt groß, ſchön gebauet, und mit Wäldchen von Obſtbäumen umgeben. Die Hauptſtraße, die in den Flecken führt, iſt an beyden Seiten mit vier bis ſechs Schuh hohen Mauern eingefaßt, die man als Dämme oder Schutzwehre gegen

die Ueberſchwemmungen mehrerer Bäche hat errichten müſſen, die ſich dem Reichenbach gegenüber von viel höhern Bergen, als wovon der Staubbach herabkömmt, in drey, oder fünf, oder noch mehrern gewaltigen Fällen herabſtürzen. Unter dieſen Bächen iſt keiner, der nicht waſſerreicher wäre, als der Staubbach, und der nicht als ein Wunder der Natur beſucht zu werden verdiente, wenn er einzeln wäre, und nicht gerade den Reichenbach zum Gegenbilde hätte. Allein wenn man den letztern kurz vorher geſehen hat, ſo hat man für die übrigen kein Auge, und keine Bewunderung mehr, und man kann mit Recht von den erhabenen Werken der Natur in der Schweiz ſagen, daß ſie nicht nur die Seltenheiten aller übrigen Länder, ſondern auch ſogar viele einheimiſche Wunder vernichten.

Die Gewalt der Bäche, die dem Reichenbach gegenüber ſo prächtige Waſſerfälle bilden, läßt ſich aus den faſt beyſpielloſen Verheerungen abnehmen, die ein einziger derſelben vor etwa zwanzig Jahren angerichtet hat. Der Alpbach nämlich brach im Jahr 1764 auf einmal mit einer ſo ungeheuren Wuth über Meyringen, und das benachbarte Thal los, daß es ſchien, als wenn er nicht bloß alle Einwohner, und ihre Wohnhäuſer auf ewig verſchütten, ſondern auch das ganze Gebirge, von welchem er herunter kommt, in das Thal hinabwälzen wollte. Er ſchwemmte mit ſeinen Fluthen eine ſo unglaubliche Menge von Steinen und Grand herab, daß er die Wieſen, Felder, und ſelbſt Häuſer zehn, zwanzig, ja an manchen

Digitized by Google

Stellen bis dreyßig Schuh hoch damit bedeckte. Ohne die unauslöſchliche Liebe, welche die Freyheit gegen den väterlichen Boden einflößt, würden die unglücklichen Bewohner von Meyringen ihre verödeten Fluren verzweyflungsvoll verlaſſen haben, anſtatt, wie ſie wirklich thaten, die Haufen von Schutt wegzuräumen, und ſtarke Schutzwehre gegen ähnliche Ueberfälle aufzuführen. Der Gaſthof zum wilden Mann hat ein ſtattliches Anſehen, und große ſowohl, als reinliche Zimmer, wiewohl man hier ſchon merkt, daß man nicht mehr im eigentlichen Bernergebiet iſt. *) Die Lage dieſes Wirthshauſes iſt ſo glücklich, als nur eine in Meyringen ſeyn kann, denn vorn hinaus ſieht man die prächtigen Waſſerfälle der drey vorher erwähnten Bäche, und auf der hintern Gallerie, hört man nicht nur das Donnern des Reichenbachs, ſondern man erblickt auch einen Theil ſeiner ſchäumenden Wellen, und die Gipfel einiger Schneeberge. Wenn wir nicht einen Begleiter bey uns hätten, mit welchem wir zufrieden zu ſeyn Urſache haben, ſo würden wir hier einen ſichern Mann, einen Schuſter, haben bekommen können, der für einen ſehr billigen Preis ſchon oft Reiſende durch die kleinen Cantone, beſonders auf die Grimſel, die Fur-

*) Dieſer Ausdruck iſt einigen Leſern in Bern aufgefallen. Ich ſetzte aber das Haßlithal nicht deßwegen dem Berner Gebiet entgegen, weil ich glaubte, daß jenes einen andern Herrn, als die Regierung in Bern hätte, ſondern weil Bern über die Landſchafft Haßli nicht ſolche Rechte ausübt, und es nicht auf eine ſolche Art von Berniſchen Landvögten regieren läßt, wie ſeine übrigen Landſchafften.

ka, und den Gotthard geführt hat. Ich lege jetzo meine Feder nieder, weil ich nach dem Rathe guter Freunde meine Beine zuerſt mit kaltem Waſſer, und dann mit Kirſchwaſſer waſchen, und reiben will; durch welches Mittel man ſich nicht nur am ſicherſten gegen das Wundgehen der Füße verwahren, ſondern auch am ſchnellſten die zu ſehr angeſpannten, und erſchöpften Muskeln wieder ſtärken kann. Ich werde mich freuen, wenn dieſes Mittel geprüft iſt, denn ich empfinde noch immer krampfartige, und ſchmerzhafte Zuckungen in den fleiſchigten Theilen der Beine. Man rechnet von Grindelwald bis Meyringen nur ſechs Stunden, allein ich glaube gewiß, daß dieſer Anſchlag zu geringe iſt *).

Am 27ſten, Lungern in Unterwalden ob dem Wald, Morgens um 9¼ Uhr.

Der großen Ermüdung des geſtrigen Tages ungeachtet, brachten wir heute noch vor fünf Uhr, ſo friſch und munter, als wenn wir geſtern gar nicht gegangen wären, von Meyringen auf. Wir nahmen nicht den nächſten Weg nach Engelberg, der von Meyringen über den Engſtienberg hinführt, weil

*) So ſehr ich aber die Beſchwerlichkeiten dieſes Weges empfunden habe, ſo würde ich doch einem jeden Reiſenden rathen, zu den drey Tagen, die man auf die Reiſe in das Lauterbrunner- und Grindelwaldthal zu verwenden pflegt, noch zween zuzugeben, und über die Scheideck und durch das Haßlithal zurückzukehren. Wenn man dieſe drey Thäler beſucht hat, ſo kann man ſich mit Recht rühmen, daß man das größte, und merkwürdigſte in der Schweiz geſehen hat.

Digitized by Google

wir uns vor den rauhen und gefährlichen Fußſteigen fürchteten, von denen ich abſchreckende Beſchreibungen geleſen hatte. Auch wollten wir nicht gerne den größten Theil von Unterwalden einbüßen, und wir gingen deßwegen auf den Brünig zu, der das Haßlithal von Unterwalden trennt. Noch nie habe ich ein einſameres, und melancholiſcheres Gebirge durchwandert. Man ſtößt alle Augenblicke auf eingeſtürzte, oder erſtorbene, und verſtümmelte Tannen, die dem durch nichts zerſtreuten, und durch alles was ihn umringt, zu ſchwermüthigem Nachdenken geſtimmten Wanderer ſtets das Bild des Todes, und der Vergänglichkeit vorhalten. Selbſt die Felsſtücke, womit der Weg beſtreut iſt, oder auf welchen wir ausruhten, waren mit traurigem Mooſe bewachſen, oder auch von der Zeit zerfreſſen, und hatten das Anſehen von verwitterten Trümmern, oder zerſchlagenen Leichenſteinen. Nur ſelten hörten wir das Geſchrey eines einſiedleriſchen Spechts, dem niemand antwortete, und eben ſo ſelten öffnete ſich zur Linken der dunkle Wald, womit der ganze Berg bewachſen iſt. Selbſt dieſe Ausſichten gewährten uns faſt niemals den Anblick merkwürdiger, oder erfreulicher Gegenſtände, das ſüße Tageslicht ausgenommen, deſſen wir bey dem heiterſten Himmel in den ſchattigten Gängen faſt ganz beraubt waren. Je weiter wir fortgingen, deſto enger und unfruchtbarer wurde das Haßlithal, und deſto lauter tönte die ſchnelle Aar zu uns herauf. Nur hin und wieder wurden die hohen und kahlen Berge, die ſich uns gegenüber auf-

Digitized by Google

thürmten, durch einige ſonſt unbedeutende Waſſerfälle belebt. Beym Zollhauſe, welches faſt auf der oberſten Höhe des Brünigs liegt, ſcheidet ſich das Berner, und Unterwaldner Gebiet. Als wir auf der andern Seite des Bergs nach Unterwalden hinabſtiegen, wurde der Wald noch dicker, die Fußſteige noch enger und rauher, und die Landſchafft noch wilder, als ſie vorher war. Wir gingen ſehr lange, ohne einen einigen Menſchen anzutreffen, und nur erſt in der Nachbarſchafft von Lungern hörten wir die weit tönenden Hiebe von Holzhauern. Der größte Theil der Waldungen, welche der Brünig auf der Unterwaldner Seite trägt, ſcheint gar nicht genutzt zu werden; und ich wüßte auch nicht, wie man die gefällten Stämme fortbringen wollte. Wenn man nicht weit von dem unterſten Fuße des Brünigs entfernt iſt, ſo kommt man an einige ſehenswürdige Felſenhöhlen oder Felſendächer, die über den Fußſteig herhangen, und ſo breit ſind, daß eine nicht kleine Geſellſchafft darunter einen Zufluchtsort gegen Regen, und Ungewitter finden könnte. Lungern zeigte uns zwar nicht den Reichthum der Zürchiſchen, und Berniſchen Dörfer; die gut erhaltenen Häuſer aber, und das geſunde Anſehen der Einwohner, bewieſen uns doch, daß die letztern mit ihrem Zuſtande vollkommen zufrieden ſeyen. Wir kehrten in den Adler ein, deſſen Wirth zugleich Schulmeiſter, Organiſt, und Schiffer war, indem er uns nachher mit ſeiner Tochter über den Lungerer See brachte. Wir konnten hier weder Fleiſch, noch Fiſche bekommen, und muß-

Digitized by Google

ten uns alſo außer einer Schüſſel Erdbeeren mit einem ſüßlichen Eyergericht begnügen, das nur der Hunger allein genießbar machen konnte. Der Unterwaldner Käſe wird für einen der beſten gehalten, und deſto theurer bezahlt, je älter er iſt. Unſer Wirth glaubte uns in dem Fragment von einem funfzehnjährigen Käſe eine große Leckerey vorzuſetzen, allein wir fanden ihn ſo holzigt, und unſchmackhaft, daß wir gern zu dem jüngern, und weniger geſchätzten zurückkehrten.

Sarnen, am 28ſten Morgens um 3 Uhr.

Ich fahre fort meine geſtrige Reiſe zu beſchreiben, weil die Hitze, und noch mehr die unerträglichen Mücken mich keine einzige Stunde haben ruhen laſſen. Wir ſtiegen geſtern erſt um zwey Uhr in ein kleines Schiff, und ſetzten der Länge nach über den Lungerer See, der ungefähr eine Stunde lang, und eine halbe breit iſt. Von Kaiſersſtuhl aus, wo wir ans Land traten, gingen wir faſt anderthalb Stunden, ehe wir das Zollhaus am Ufer des Sarnerſees erreichten, der ungefähr noch einmal ſo breit, als der Lungerer iſt. Hier mußten wir eine gute Stunde warten, ehe wir weiter fahren konnten, weil ein heftiges Ungewitter über die hohen Berge daher rauſchte, die Unterwalden von Bern trennen. Wie tröſtend war für mich der Gedanke, daß der heftige Sturm nicht einen Tag früher gekommen ſey, weil er ſonſt meine Frau auf ihrer Rückfahrt über den Thuner See würde überfallen haben! Bey den heftigſten Wind-

ſtößen war der Sarnerſee zwar an den beyden Seiten ſtark bewegt, allein in der Mitte blieb ein nicht ſchmaler Streifen dem Anſcheine nach ganz ruhig, und unerſchüttert. Weil wir noch gerne Sarnen erreichen wollten, ſo ſetzten wir uns ins Schiff, da der Regen noch nicht ganz aufgehört hatte, der Donner noch in der Ferne rollte, und die Blitze noch ſchnell, und heftig waren. Während der Fahrt aber zerſtreuten ſich die Gewitterwolken, und der Himmel fing wieder an, ſich aufzuheitern. Die Landſchafft um den Sarnerſee iſt der am Lungernſee ſehr ähnlich. Man ſieht nichts, als Berge, auf welchen Alpen und Wälder mit einander abwechſeln, und an dem flächern Ufer erblickt man Wieſen, und hin und wieder Häuſer und Dörfer. Wenn man auf einmal aus Teutſchland in dieſe Gegend verſetzt würde, ſo würde man ſie vielleicht arkadiſch finden. Allein wenn man kurz vorher die große Natur im Berniſchen Oberlande, und im Haßlithale verlaſſen hat, ſo findet man ſie unintereſſant, einförmig, und ſelbſt todt. Unſere Schiffer mußten uns bey Saxeln ans Land ſetzen, weil wir die Reliquien, und das Grab des großen Heiligen der katholiſchen Schweiz, und des verehrungswürdigſten aller Einſiedler, des Bruders Claus von der Flüe, ſehen wollten. Sie werden es ſchon in vielen Geſchicht- und Reiſebeſchreibern geleſen haben, daß Nicolaus von der Flüe, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, nach einem in dem Dienſte ſeines Vaterlandes rühmlich vollbrachten Leben, ſein Weib und ſeine Kinder ver-

ließ, ſich ins Melchthal in eine grauſenvolle Einödꝛ zurückzog, und nicht eher in die Welt, der er abgeſagt hatte, zurückkehrte, als bis die alten Cantone in Gefahr kamen, wegen der Vertheilung der Burgundiſchen Beute in den verderblichſten Bürgerkrieg verwickelt zu werden. Unter dieſen Umſtänden trat er 1481. auf der Verſammlung der Eidgenoſſiſchen Geſandten zu Stanz als ein göttlicher Friedensbote hervor, vertilgte durch ſeine wahren, und eindringenden Reden aus den gereizten Gemüthern allen Groll und Eiferſucht, und ſchenkte ſeinem Vaterlande, das ſchon das Schwerdt gegen ſich ſelbſt gezückt hatte, einen dauerhaften Frieden. Mit Ehrfurcht näherte ſich mich der Ruheſtätte eines Mannes, der als Patriot die Altäre und Tempel verdient hatte, die man ihm als Heiligem erreicht hat. Ich fand aber die Kirche nicht ſo ſchön, und die Wohnung der Nachkommen des heiligen Claus nicht ſo prächtig, als ich ſie irgendwo beſchrieben geleſen hatte. Die ſchönen marmornen Säulen, auf welchen die Kirche ruht werden durch die Kleinheit, und Ungeſchmücktheit des Gebäudes, in welchem ſie ſtehen, eher verdunkelt, als ſie demſelben zur Zierde gereichen. Wenigſtens macht es einen nachtheiligen Eindruck, daß die übrigen Verzierungen der Kirche mit den Säulen nicht zuſammen ſtimmen. Die Gebeine des heiligen Claus hat man im letzten Jahrhunderte aus ſeinem Grabe geſammlet, und ſie in ein knieendes Gerippe zuſammengefügt, in welcher Stellung man ſie hinter einem großen Spiegelglaſe, und auf einem mar-

Digitized by Google

mornen Gerüſte, faſt in der Mitte der Kirche ſteht. Dieſes Zuſammenſticken von Gebeinen, welche die Zeit ſchon von einander gelöſt hatte, muß nothwendig einen jeden beleidigen, der Todtengerippe nicht als Gegenſtände der Ehrfurcht, ſondern als Gegenſtände des Grauens, oder Schauders anzuſehen gewohnt iſt. Der Anblick ſolcher heiligen Skelette iſt noch widriger, wenn ſie, wie der Bruder Claus, mit glänzendem Flitterwerke, oder gar mit Edelgeſteinen, und koſtbaren Zeugen verbrämt ſind, weil dadurch das Scheusliche der entfleiſchten Reſte noch mehr gehoben wird. Nur unwiſſende Mönche, die alles Heilige zu verſilbern, oder zu vergülden, oder ſonſt zu putzen gewohnt ſind, und die den Begriff des Heiligen vom Glänzenden und Prächtigen nicht mehr trennen können, nur dieſe allein konnten glauben, daß die Ueberbleibſel eines göttlichen Mannes dadurch gewinnen würden, wenn man ſie dem Auge ſcheuslich lächerlich traveſtirt darſtellte. Bey unſerer Ankunft räumte man die Gemählde, oder die Flügel weg, womit das gläſerne Gehäuſe bedeckt war, und nun konnten wir leicht an der Größe des Gerippes bemerken, daß man den heiligen Claus vorne am Eingang der Kirche nicht zu lang gemahlt hatte. Wir wurden aber dieſes Anblicks bald ſatt, und gingen in die kleine an die Kirche ſtoßende Capelle, in welcher der heilige Claus vormals begraben war. In dieſer Capelle fanden wir viele Pilgrimme, ungeachtet es ſchon ſpät am Tage war. Einige beteten knieend am Rande des Grabes, andere lagen mit heißer Inbrunſt

Digitized by Google

auf dem Grabe ſelbſt, wo die Gebeine geruhet hatten. Faſt die ganze Capelle war mit Gemählden, oder Täfelchen, und kleinen Geſchenken bedeckt, welche entweder die vornehmſten Begebenheiten des heiligen Claus, oder auch die wunderbare Hülfe verkündigten, die er in mancherley Schäden und Krankheiten geleiſtet hatte.

Auf unſerer Fahrt von Saxeln nach Sarnen hatten wir immer das Melchthal, wo der Bruder Claus als Einſiedler lebte, zur rechten Hand. Wir konnten aber doch die Capelle des Heiligen nicht eher, als von einer Anhöhe bey Sarnen entdecken. Sobald wir in dieſem Flecken angekommen waren, beſahen wir ſowohl die neue Kirche, als die öffentlichen Gebäude auf dem Landenberge. Die erſtere iſt nicht ſo koſtbar, als die in Saxeln, aber größer und ſchöner ins Auge fallend. Beyde übertreffen an Pracht ſowohl das Schützenhaus, als das Zeughaus, und das Magazin des Standes. Wenn man dieſe verſchiedenen öffentlichen Gebäude mit einander vergleicht, ſo muß man nothwendig den Schluß machen, daß die Unterwaldner in Rückſicht auf die weltlichen eben ſo ſparſam, als in Rückſicht auf die geiſtlichen freygebig ſind. Wir hätten die Gebäude auf dem Landenberge gewiß nicht für öffentliche Gebäude gehalten, wenn man es uns nicht geſagt hätte, weil wir ſie bisher von ganz andern Dimenſionen und Größen zu ſehen gewohnt waren. Auf dem Landenberge wohnte in alten Zeiten ein Landvogt gleiches Namens, den die erſten Vertheidiger der Freyheit in der Neujahrsnacht

1308. in ſeinem Schloße überrumpelten, und ſamt aller willkührlichen Gewalt auf ewig zum Lande hinaus ſchickten. Jetzo wird auf dieſem ehemaligen Wohnſitze des Despotismus jährlich die Landesgemeine, oder die allgemeine Volksverſammlung gehalten, wenn das Wetter nicht zu ſchlecht iſt. Es iſt zum Erſtaunen, wie wenig man in den demokratiſchen Cantonen auf öffentliche Bequemlichkeit, und Würde ſieht. Ungeachtet das ganze Volk mehrmalen im Jahre auf dem Landenberge zuſammen kommt, ſo ſind doch die Fußſteige, oder Zugänge, die auf dieſen Hügel führen, ſo ſehr vernachläſſigt, daß wir nach einem mäßigen Regen nicht ohne große Beſchwerlichkeit und Vorſicht herunter kommen konnten. Der Flecken ſelbſt iſt ſehr todt, ſchlecht, oder höchſtens mittelmäßig gebaut. Im Wirthshauſe zum Schlüſſel zeigte man viele Bereitwilligkeit, uns nach unſern Wünſchen zu bedienen; wir mußten uns aber auch faſt mit dem bloßen guten Willen begnügen laſſen.

Meine Bemerkungen über den politiſchen Zuſtand von Unterwalden, über die Sitten und Sprache der Einwohner, über ihre Bildung und Kleidung, will ich ſo lange verſparen, bis ich das Gebiet dieſes Cantons werde verlaſſen haben.

Stanz, Morgens um 10 Uhr.

Wir gingen heute ſchon vor fünf Uhr in einer friſchen, durch den geſtrigen Regen abgekühlten Morgenluft von Sarnen auf Kerns los. Die Gegenden und Ausſichten blieben eben dieſelbigen, wie wir ſie

geſtern gehabt hatten: Wieſen im Thale, und an beiden Seiten Berge, deren Wälder oft durch anmuthige fruchtbare Alpen unterbrochen waren. Wir ſahen freylich höhere Berge, als geſtern: beſonders den breiten Pilatus, und einen pyramidaliſchen Berg, der ihm rechts gegenüber ſteht; allein ſelbſt dieſe Gebirge rührten uns nur wenig, weil wir dadurch an die zwey, und mehrmal höhern Berniſchen Schneeberge erinnert wurden. Unterdeſſen beobachtete ich am Pilatus und ſeinen Nachbaren eine Erſcheinung, die ich noch nie ſo unvermeidlich täuſchend bemerkt hatte. Es wurden nämlich die Wolken, die ſich in ihren Ritzen oder Höhlen gebildet, und an Stellen, wo der Wind ſie nicht zerſtreuen konnte, gelagert hatten, ſo weiß glänzend von der Sonne erleuchtet, daß ich ſie lange für große Maſſen von Schnee hielt, die von der Sonne beſchienen würden. Das Thal und die Fußſteige waren heute viel lebhafter, als geſtern, weil es eben Sonntag war, und alles den Kirchen von Sarnen, oder Kerns zuſtrömte. Keiner ging uns vorbey, der uns nicht einen von folgenden drey Grüßen geboten hätte: Gelobet ſey Herr Jeſus Chriſtus, oder ſchlechtweg: Herr Jeſus, oder auch: Gott Jeſus, welche Grüße man mit den Worten: in Ewigkeit, erwiedern muß. Ein Landmann ging ſo gerade und zutraulich auf mich zu, als wenn er mich lange gekannt, oder mir etwas wichtiges zu ſagen gehabt hätte, und reichte mir mit dem gewöhnlichen Gruße ſeine Hand dar, die ich freundlich, und mit dem Gegengruße annahm. Die Kirchen in Kerns, und Stanz ſind denen in Sa-

reln und Sarnen ähnlich, und unverhältnißmäßig größer und prächtiger, als was man ſonſt von Privat- und öffentlichen Gebäuden ſieht. In beiden wurde eben Gottesdienſt gehalten, als wir vorbey gingen. Wir mochten uns alſo nicht weit hinein wagen, weil wir die zahlreiche Verſammlung in ihrer Andacht geſtört hätten.

Der Kernwald, der nicht weit hinter dem Flecken gleichen Namens anfängt, iſt ſo ausgehauen, daß man es kaum bemerkt, daß man durch einen ſo berühmten Wald geht. So wie Stanz größere und ſchönere Häuſer hat, als die übrigen Flecken in Unterwalden ob dem Wald, ſo entdeckt man in der Nachbarſchaft dieſes artigen Fleckens, mehr Zeichen der Cultur, und wenigſtens einige Arten von Obſtbäumen: beſonders Birn- und Wallnußbäume, die wir in dem obern Theile des Landes gar nicht geſehen hatten. Gärten, Fruchtfelder, und Gemüſe (außer Cartoffeln) ſind uns gar nicht vorgekommen, und Sie können alſo leicht vermuthen, wie öde und einförmig uns ganz Unterwalden geſchienen habe.

Die heiligen oder denkwürdigen Oerter um Stanz herum, den Rotzberg, das Rotzloch, und Winkelried wollen wir beſehen, wenn wir von Engelberg zurückkommen. Wir denken dies Cloſter noch heute zu erreichen, und müſſen alſo unſre Kräfte ſparen.

Engelberg am 29ſten Jul.

Wir machten uns geſtern ſchon um ein Uhr nach Mittag auf den Weg. Das Thal, was ſich von Stanz

nach Engelberg hinaufzieht, iſt viel intereſſanter, als alle übrige Thäler in Unterwalden, durch die wir bisher gekommen ſind. Die Berge wurden viel höher, die Alpen maleriſcher, der Boden, wenigſtens dem Anſcheine nach, fetter, und die ganze Landſchaft wurde durch die brauſende Aa belebt, die auf den Surener Alpen entſpringt. In der Nachbarſchaft von Wolfenſchieß wurden wir von einem heftigen Gewitter überfallen, und wir konnten uns alſo nur mit genauer Noth in das Wirthshaus retten, wo wir nicht nur freundlich aufgenommen, ſondern auch auf eine unerwartet angenehme Art unterhalten wurden. Nicht lange nach unſrer Ankunft ſtimmten in einem nahgelegenen Zimmer drey ſchöne Unterwaldnerinnen, die ihre Talente gerne vor uns Fremdlingen zeigen, und ſich doch auch nicht durch die Zeichen unſeres Beyfalls in Verlegenheit ſetzen laſſen mochten, einen bezaubernden Geſang an. Als wir den lieblichen Stimmen eine Zeitlang in der größten Stille zugehört hatten, ließen wir die Sängerinnen, um ſie nicht abzuſchrecken, durch die Mutter, und den Bruder bitten, daß ſie doch ihren reizenden Geſang in der Stube, worin wir waren, fortſetzen möchten. Sie gaben unſrer Bitte nicht gleich nach; als ſie aber endlich zu uns herüber kamen, thaten ſie es mit einer Röthe, als wenn ſie ſich einer Sünde wider die jungfräuliche Sittſamkeit ſchuldig machten. Sie ſangen ſowohl Schweizeriſche, als Teutſche Lieder, unter welchen die erſten immer die einfachſte, und anmuthigſte, oder rührendſte Melodie hatten. Die beſten unter den erſtern

würde ich abgeſchrieben haben, wenn ich zugleich die Muſik hätte bekommen können, oder auch nicht gehofft hätte, ſie in Bern beyſammen zu finden, wo ſich ſchon lange ein Gelehrter mit einer vollſtändigen Sammlung aller ächten Schweizeriſchen Volkslieder beſchäfftigt. Bey mehrern Stücken wurden die Sängerinnen von ihrem Bruder accompagniret, der eben ſo ſchön, als die Schweſtern ſangen, auf dem Clavier ſpielte.

Sobald das Gewitterſchauer vorüber gegangen war, ſetzten wir unſre Reiſe fort, allein wir mußten zum zweytenmale Schutz ſuchen, und kamen erſt ſpät nach Grafenhof, wo jetzo für Landleute ein öffentliches Wirthshaus erbauet iſt, Reiſende von einiger Diſtinction aber in die fürſtliche Wohnung aufgenommen werden, die dem Abt von Engelberg gehört, und wo die Aebte, wenn ſie ſelbſt in das Thal herunter kommen, mit ihrem Gefolge einzukehren pflegen. Während der Abweſenheit des Herrn wird dieſer ſchöne Sitz von zwoen alten Jungfern, oder Frauen gehütet, die uns ſo freundlich empfingen, als wenn wir die nächſten Blutsverwandte des regierenden Abts geweſen wären. Wir tröſteten uns bey einem herrlichen Abendeſſen, dergleichen wir auf der ganzen Reiſe nicht gehofft hatten, und bey einer Flaſche edlen Neuenburger Weins, über das Hinderniß, welches das noch immer fortdauernde Ungewitter unſern Abſichten entgegen geſetzt hatte. Nach einem feſten Schlaf, in welchen uns das Rauſchen des Sturms, und der Aa nur deſto feſter einwiegte, ſetzten wir unſern Stab

Digitized by Google

nach Engelberg fort, wiewohl wir jeden Augenblick in Gefahr waren, von heftigen Regen, oder Ungewittern, oder gar von Wolkenbrüchen überraſcht zu werden.

Viel höhere Berge, als von denen ich zwiſchen Sonceboz und Biel, oder im Lauterbrunner- und Grindelwalderthal eingeſchloſſen war, rückten mit ihren erhabenen Spitzen ſo nahe zuſammen, als wenn ſie über uns ein ungeheures Gewölbe bilden wollten. Ihre drohenden Häupter wurden dadurch noch furchtbarer, daß ſie gröſtentheils in Wolken gehüllt waren, die jeden Augenblick in fürchterlichen Güſſen auf uns herabſtürzen zu wollen ſchienen. Zur Rechten hatten wir immer die ſchäumende Aa meiſtens in einer dunkeln ſchaudervollen Tiefe; und links undurchdringliche Wälder, unter deren Schatten wir, wie in einer dunkeln Nacht, oder in den ſtillen feierlichen Wohnungen abgeſchiedener Seelen wandelten, und von deren Aeſten und Blättern ſtygliſche Tropfen herabfielen. Ungefähr um halb acht Uhr kamen wir von dem prächtigen, und in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts neu aufgebauten Cloſter an, deſſen Abt zwar unter dem Schutz von Unterwalden ſteht, der aber übrigens eine uneingeſchränkte Herrſchaft über die Bewohner des Thals Engelberg ausübt. Der Abt ſelbſt empfing uns mit der einnehmendſten Güte, und führte uns ſogleich zum Frühſtück, wo wir einige Prediger aus dem Zürcher Gebiet antraffen. Schon beym Frühſtück fing es an zu regnen, und dieſes Regnen dauerte faſt den ganzen Tag fort, weßwegen wir außer dem Clo-

ſter, und den dazu gehörigen Gebäuden, nur noch in einigen heitern Augenblicken die vielen und reichen Quellen, die nicht weit vom Closter in ſchönen Wieſen entſpringen, und eine Sägemühle beſehen konnten, die mehrere Eigenthümlichkeiten hat, und in welcher die Balken, welche zerſchnitten werden ſollen, durch einen ganz einfachen Mechanismus herangezogen werden. Der Erfinder oder Verbeſſerer dieſer Mühle iſt ein Engelberger, der, wie viele ſeiner Landsleute, ein ſehr glückliches mechaniſches Genie hat, und eine Anmerkung beſtätigt, die ich Ihnen ſchon in einem meiner vorhergehenden Briefe über die Talente der Bewohner hoher Bergthäler mitgetheilt habe. Die über das ganze Thal zerſtreuten Häuſer ſind zwar nicht ſo ſchön, als in Locle, und La Chaux de Fonds, aber viele ſind doch ganz neu, und zeigen den Wohlſtand ihrer Einwohner, die den Abt als ihren größten Wohlthäter ſegnen, und deren Kinder ſeine Hand, nicht als die Hand eines mächtigen zu fürchtenden Herrn, ſondern als die eines gütigen Vaters küſſen. Auch der unumſchränkteſte und reichſte Deſpot hat niemals ſolche ungeheuchelte Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit erkaufen, oder erzwingen können, als wovon wir Zeugen waren, und die nie ein Regent erhielt, der ihrer nicht würdig war. Der regierende Abt von Engelberg iſt nicht nur der erſte, ſondern auch gewiß der aufgeklärteſte Bewohner ſeines Cloſters, der ſeine Macht ganz allein zum Wohl ſeiner Unterthanen anwendet. Er hat allein, und zuerſt Betteley, und Armuth aus dem Thale

vertrieben, indem er unter den Engelbergern Induſtrie verbreitete, und nicht bloß Männern, ſondern auch Weibern und Kindern Gelegenheit verſchaffte, durch allerley Arbeiten, beſonders in roher Seide, ſich einen ehrlichen Unterhalt zu verſchaffen. Eine Beſchreibung dieſer weiſen Einrichtungen, wie des ganzen Cloſters, finden Sie in dem Helvetiſchen Almanach von dieſem Jahre, der mich am meiſten bewogen hat, Engelberg zu beſuchen.

Buochs am Vier Waldſtätter See
am 30ſten Jul.

Unſer heutiges Mittagseſſen im Cloſter Engelberg war uns in mancherley Rückſicht merkwürdig. Die meiſten Tiſchgenoſſen waren Mönche, die aber, wenn Gäſte da ſind, nicht alle zugleich, ſondern der Reihe nach an der Tafel des Abts ſpeiſen. Den Abt ſelbſt, und den Pater Prior ausgenommen, war keiner darunter, dem man es nicht an Stimme, Sprache, Mienen, Geberden, und vorzüglich am Gange angemerkt hätte, daß er nie, oder höchſtſelten, und nicht weit, aus dieſem von der ganzen cultivirten Welt abgeſonderten Thal gekommen ſey. Alle ohne Ausnahme waren blühend von Farbe, und wohl genährt, welches Cloſter-Colorit ſie aber gewiß mehr der Ruhe des Geiſtes, als üppigem Wohlleben zu verdanken haben. Einen eigentlichen Gelehrten traff ich unter den Mönchen eben ſo wenig, als in der zahlreichen Cloſterbibliothek neuere Bücher an, und ich glaube kaum, daß die Namen der be-

Digitized by Google

rühmteſten Schriftſteller unſerer Zeit, deren Werke in allen Theilen der Erde geleſen werden, in die Zellen der Benedictiner am Fuße des Titlis durchgedrungen ſeyen, oder durchdringen werden.

Ich erſtaunte nicht wenig, als ich unter den übrigen Tiſchgenoſſen auch den Cammerdiener des Abts, der, wie alle übrige Bediente und Arbeiter des Cloſters, ein Engelberger iſt, ſitzen ſah, und noch mehr verwunderte ich mich, als ich unſern Begleiter, und auch den Begleiter der Zürchiſchen Prediger an der Tafel erblickte. Ich erfuhr aber bald, daß man die letztern wider ihren Willen genöthiget hatte, ſich zu Tiſche zu ſetzen, und daß es in Engelberg alte hergebrachte patriarchaliſche, oder morgenländiſche Sitte ſey, daß Bediente und Herren an demſelbigen Tiſche, und von denſelbigen Gerichten äßen. Dieſe dem ſo oft verſchrieenen geiſtlichen Stoze zuwiderlaufende Gewohnheit fiel mir eben ſo ſehr auf, als die Abweſenheit aller überflüſſigen Pracht, und Verſchwendung im Speiſezimmer, und Mittagseſſen. Der Speiſeſaal iſt groß, hoch, und luftig, hat aber weder koſtbare Möblen, noch andere Verzierungen. Er gränzt unmittelbar an die Küche, aus welcher die Speiſen durch ein Fenſter, oder Oeffnung hereingeſchoben werden. Uns warteten nicht Livreebediente des Abts, (dergleichen habe ich gar nicht geſehen) ſondern einer, oder zween betagte Cloſterbediente auf. Fremde Weine wurden gar nicht gegeben; ein jeder Gaſt hatte aber die Wahl, ob er weiſſen, oder rothen Italiäniſchen Wein trinken wollte,

womit die Italiäner einen Theil der Käſe bezahlen, die ſie aus dem Cloſter Engelberg erhalten. Der rothe hatte viele Aehnlichkeit mit dem Neuenburger, war aber herber, und weniger feurig. Die Speiſen waren gut zubereitet, und ſo manigfaltig, als es ſich an der Tafel eines Abts, der Fremde bewirthete, gebührte; ich fand aber weder die Leckereyen, noch den ſchwelgeriſchen Ueberfluß, den man von den Tafeln aller geiſtlichen Herren faſt unzertrennlich glaubt. So ſehr wir durch alles dieſes erbaut wurden; ſo fremd war uns die Tafelmuſik, die von muſikaliſchen Mönchen, und ihren Schülern aufgeführt wurde. Sie beſtand in einem Singſpiel, welches ein Dohmherr in Lucern verfertigt und componirt, und ſeinem Herrn und Gönner dem jetzigen Abt in Engelberg gewidmet hatte. In dieſem Lyriſchen Drama waren die verſchiedenen Stände, der Lehr- Nähr- und Wehrſtand die handelnden, und ſingenden Perſonen, und es war natürlich, daß der Lehrſtand zuletzt den Sieg davon trug. Die Sprache war uns an manchen Stellen viel weniger verſtändlich, als der Sinn der Muſik, indem das Geſchrey von Katzen, Hunden, und andern Thieren vollkommen nach der Natur ausgedrückt und nachgeahmt wurde. Viel angenehmer war uns Teutſchen der Kuhreihen, den man in ſeiner urſprünglichen Einfalt ganz allein in Appenzell hört, aber für künſtlichere Inſtrumente, und verwöhntere Ohren faſt in allen Schweizeriſchen Städten mit neuen und manigfaltigen Veränderungen geſetzt hat. Die Compoſition, die wir in Engelberg hörten, hatte, wenn ich

nicht irre, einen Lucerner Liebhaber zum Urheber; ich bemühte mich aber vergebens, die Noten zu erhalten, weil der Componiſt ſie nicht verbreitet wiſſen wollte. Den Appenzeller Kuhreihen ſang, und ſpielte man vormals in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz auf dem großen Hirtenhorn, allein jetzo iſt dieſes Inſtrument, und der Kuhreihen nur noch in Appenzell bekannt, und ich zweyfle alſo ſehr, ob dieſes Hirtengedicht, das man ſonſt in Frankreich, und Holland bey Lebensſtrafe nicht anſtimmen durfte, weil es ein tödtliches Heimweh unter den Schweizeriſchen Regimentern erweckte, noch ſo gefährliche Wirkungen, als ehemals hervorbringen würde.

Heute Morgen heiterte ſich das Wetter auf, und wir hatten eine deſto glücklichere Gelegenheit, die merkwürdige Lage der Abtey Engelberg zu beobachten, da der Herr Abt ſo gütig geweſen war, uns und ſeine übrigen Gäſte zu einem ländlichen Frühſtück in der großen Sennerey einzuladen, die etwa eine kleine Stunde vom Cloſter entfernt iſt. Die Lage des Thals, und die Berge, mit welchen es eingeſchloſſen iſt, finden ſie im Fäſi, und dem Schweizer Almanach eben ſo ſchön, als richtig beſchrieben. Wenn man vom Cloſter auf die Sennerey zugeht, ſo hat man links diejenige Reihe von Gebirgen, unter welchen auch der Engelberg iſt, der dem ganzen Thal, oder Cloſter den Namen gegeben hat, der aber eben ſo wenig, als ſeine Nachbaren an derſelbigen Seite ewigen Schnee beherbergt. Alle dieſe Berge haben zwar rauhe Alpen; ſie erheben ſich aber meiſtens aus dem Thale auf einmal mit hohen abge-

ſchnittenen Felswänden, die ich für ganz unerſteiglich gehalten hätte, wenn mir nicht allgemein wäre verſichert worden, daß die Einwohner des Thals dieſe faſt ſenkrechten Felswände mit großer Gefahr erklettern, um einige Hände voll Heu zu erhaſchen. Einer der geiſtlichen Herren erzählte mir, daß er ſelbſt in ſeiner Jugend dieſe Felswände erklimmt, und ſich einſt ohne alle Furcht auf den Aſt eines kleinen Baums geſetzt habe, der an dem Rande einer viel hundert Schuhe hohen Felswand ſteht, und ſich faſt ganz über den Abgrund hinüberſenkt. Von einem dieſer Berge ſtürzt ſich ein beträchtlicher Bach in vier prächtigen Fällen, und das letzte mal von einer Höhe von hundert bis hundert funfzig Schuhen herab. Die ganze Waſſermaſſe ſpaltet ſich, ohne völlig in Staub aufgelöſt zu werden, in lauter Silberwellen, welche die Geſtalt von umgekehrten Pyramiden haben, immer ſpitzer und ſpitzer werden, je tiefer ſie fallen, und an ihren Spitzen gleichſam kleine Cränze oder Büſchel haben.

Bey der Sennerey iſt man den Gletſchern der Suzener Alpen ſehr nahe, von welcher das Thal geſchloſſen wird. Rechts ſteht der Titlis, der geſtern beſtändig mit ſo dicken Wolken bedeckt war, daß wir kaum ſeinen Fuß wahrnehmen konnten. Heute aber wurde das ganze Thal, alle übrigen ſelbſt beſchneyten Berge, und auch der Titlis bis auf ſein Haupt, die Nolle genannt, von Gewölke und Nebel frey. Allein um dieſes ehrwürdige Haupt zogen ſich undurchſichtige Wolken in mancherley Geſtalten und Wälzungen her, bedeckten und entblößten bald dieſe, bald jene Theile, und zeig-

ten uns auf dieſe Art abwechslendere und prächtigere Schauſpiele, als wenn wir die erhabene mit einem blauen Eismantel umkleidete Spitze auf einmal, und unveränderlich vor uns geſehen hätten. So oft die Nebelwogen, welche den Titlis umfloſſen, ſich irgendwo öffneten, ſo ſchien es, als wenn die plötzlich hervorſteigenden Arme oder Spitzen, die wir alsdann ſahen, nicht zu dem Gebirge, das wir vor uns hatten, gehörten, ſondern als wenn die prächtigen Eisſäulen oder Eismauern in den Wolken gegründet wären, oder von einer unſichtbaren Hand vom Himmel herabgelaſſen würden. Ungeachtet ich den Titlis nicht auf einmal in ſeiner ganzen Höhe überſchauen, und nach dem Augenmaaße mit den Berniſchen Bergen vergleichen konnte, ſo zweyfele ich doch daran, was einer von den Zürchiſchen Gelehrten mit dem Zeugniſſe des Herrn General Pfyfer zu Lucern beſtättigen wollte: daß der Titlis der höchſte Berg in der Schweiz ſey. Mein vornehmſter Zweyfelsgrund iſt dieſer, daß der Titlis ganz erſteiglich iſt, welches weder das Wetterhorn, noch das Schreckhorn, noch die Jungfrau in vielen Jahrtauſenden ſeyn, und nicht eher werden werden, als bis die Zeit die unzugänglichen Felswände, womit ihre oberſten Höhen abgeſchnitten ſind, größtentheils niedergeriſſen, und mit ihren Trümmern die Abgründe ausgefüllt hat, in welche kaum die Augen, viel weniger die Füße der kühnſten Sterblichen hinabgeſtiegen ſind *).

*) Da jetzo der Mont Blanc erſtiegen iſt, ſo iſt die Erſteiglichkeit eines Berges nicht mehr ein Beweis, daß er niedriger, als andere Schneeberge ſey.

Digitized by Google

Vor wenigen Jahren kletterten drey Engelberger freylich nach unſäglichen Gefahren und Mühſeligkeiten auf die oberſte Spitze des Titlis, und ſteckten zum Andenken ihrer Unternehmung, die lange unnachahmlich bleiben wird, eine Fahne auf, die mehrere Winter unzerſtört fortdauerte, aber endlich durch Stürme und Ungewitter umgeworfen wurde. Wenn ſich an dem Titlis Wolken herziehen, ſo ſagt man, daß er **tobäckele** oder rauche, und dies Schmauchen des Berges hält man für ein ſicheres Zeichen eines bevorſtehenden Regens, der aber heute wenigſtens im Unterwaldnerthale nicht erfolgt iſt. An dem Fuße des Titlis ſahen wir noch Ueberbleibſel einer Lauine, die im letztern Jahre in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritten die große Sennhütte abgedeckt, und kleinere Gebäude durch den bloßen Druck der Luft umgeworfen hatte. Ihre Reſte beſtanden in einem ungeheuren Klumpen des härteſten Eiſes, das aus dem vom Schmelzwaſſer durchdrungenen feſten Schnee entſtanden war, und wahrſcheinlich noch mehrere Jahre dauren wird, beſonders wenn in dem nächſten Winter, oder Frühling an derſelben Stelle Lauinen herabfallen ſollten. Eine andere Lauine hatte vor einigen Jahren auf einmal einen ganzen Wald, oder über zweytauſend Klafter Holz zu Boden geworfen. Als wir in der großen Sennerey anlangten, frühſtückten wir nach der Aelpler Weiſe, und nahmen allerley Arten von Milchſpeiſen zu uns. Wir Teutſchen zogen den friſchen ſüßen Rahm, und die friſche Butter allen andern vor, die Schweizer hingegen gaben eben dieſem ſüßen Rahm den Vorzug, wenn er auf dem

Feuer ein wenig erwärmt, und geronnen war, ohne daß ſich doch der ſüſſe Geſchmack verloren, oder die fetten Theile ſich von den wäſſerigten geſchieden hätten. Als wir mit unſerm Frühſtück meiſtens fertig waren, fieng die in der Schweiz ſo wichtige Operation, die Verfertigung eines groſſen Käſes an. Ich habe zwar den ganzen Proceß in ſeinen Haupttheilen genau beobachtet, allein die kleinern Umſtände und Handgriffe, die man wiſſen muß, um nach einer Beſchreibung zu arbeiten, konnte ich unmöglich alle, ſo wenig als die Namen, Formen, und Beſtimmungen der verſchiedenen Gefäſſe und Geräthſchaften, die dazu erfordert werden, behalten; und aufſchreiben mochte ich ſie nicht, weil einer von den Zürcheriſchen Reiſenden dieſes Geſchäft übernommen hatte, von dem man alſo auch gewiß detaillirte und zuverläßige Nachrichten erwarten kann *). Man hatte in einen groſſen Keſſel hundert Maaß, oder fünfhundert Pfund friſche Milch geſchüttet, und ließ dieſen Keſſel ſo lange über einem mäßigen Feuer hängen, bis die Milch laulich warm wurde. Alsdann nahm man den Keſſel vom Feuer weg, und goß etwa ein kleines Bierglas voll von dem ſogenannten Käſelapp, oder einem Scheidungsmittel hinein, welches aus zerſchnittenen Kälbermägen, und Waſſer gemacht wird. Durch dieſe Bey-

*) Die mehrſten Kunſtwörter der Aelpler findet man in des Herrn Joſeph Xaveri Schnider von Wartenſee Geſchichte der Entlibucher im zweyten Theil S. 117. u. f. Aus eben dieſer Stelle ſehe ich auch, daß ungefähr dieſelbe Quantität von Milch auf den Alpen der Entlibucher eben ſo viel Käſe, als auf den Alpen der Engelberger gebe.

miſchung entſtand in der ganzen Milchmaſſe eine kreis-förmige Bewegung, welche die Milch allmälig gerinnen machte. Als ſie völlig geronnen war, warf man ſie Stük-weiſe mit einer flachen Schaufel von der rechten zur linken Seite, um die dicken Klumpen zu theilen, und rührte ſie endlich, um die Scheidung noch mehr zu befördern, wie Chocolade mit einem Stabe durch. Hierauf brachte man den Keſſel wieder übers Feuer, und nun fieng der Senn (ſo nennt man die Hauptperſon bey dieſer Arbeit, oder den Sennhüttenmeiſter) von neuem an, die Milchmaſſe mit dem entblößten Arm durch einander zu treiben, damit ſie ja nicht anbrennte. Dies Rühren wurde ſo lange fortgeſetzt, als der Arbeiter ſeinen Arm in der immer wärmer werdenden Maſſe erhalten konnte. Als ſie den höchſten Grad leidlicher Hitze erreicht hatte, zog man den Keſſel abermals vom Feuer. Sobald dieſes geſchehen war, ſanken die käſigten Theile plötzlich zu Boden, und wurden am Boden ſelbſt in einen Klumpen zuſammen gedrükt, um die darinn enthaltenen Molken heraus zu bringen. Dieſen Klumpen theilte man in zwo Hälften, von welchen eine jede einen fünf und zwanzig pfündigen Käſe geben wird, preßte ſie noch mehr aus, und drückte ſie dann in Formen, wodurch die Käſe ihre Geſtalt erhalten. Ein jeder Käs wird wenigſtens ein Jahr, oder doch einen Winter durch in luftigen Magazinen oder Gemächern zwiſchen hölzernen Geſtellen aufbewahrt, ehe er verſchikt wird. Wenn man die Käſemaſſe aus dem Keſſel herausgehoben hat, ſo bleiben noch immer viele käſigte Theile in den Molken

zurück, aus welchen man den ſogenannten Zieger macht, der friſch als ein leckerhaftes, oder doch geſundes Eſſen in der Schweiz ſehr geſchätzt wird. Aus dieſer kurzen Beſchreibung werden Sie ſehen, daß die Zubereitung des Käſes ſo einfach iſt, daß, wenn von ihr allein die Güte des Käſes abhienge, man in allen Ländern gewiß auch Schweizerkäſe machen würde. Allein die Güte des Käſes wird ganz allein durch die Vortreflichkeit der Alpen beſtimmt, die in der Schweiz ſelbſt ſo ſehr verſchieden ſind, daß man eben deswegen bey derſelbigen Sorgfalt, und Art zu verfahren, doch nicht auf allen Bergen gleich gute Käſe verfertigen kann *). Allem Anſchein nach ſollten die Engelberger Käſe die Emmethaler und Bellelay Käſe, denen ſie weit nachſtehen, an Güte übertreffen; denn die Alpen, auf denen ſie bereitet werden, liegen weit höher, als der Jura, der die letztern hervorbringt, und ſind auch rund umher mit höhern Schneebergen umſchloſſen. Man ſpeißt den Käſe in Engelberg, wie in der übrigen Schweiz, nicht auf dem Brodte, ſondern wie Brodt auf der Suppe. Zu der groſſen Sennhütte, wo ich die Bereitung des Käſes im Groſſen ſah, gehören auſſer einigen zwanzig Kälbern, zwey und fünfzig Kühe, und dreyhundert Schaafe und Ziegen, und alle dieſe Heerden, und die Verarbeitung ihrer Producte verlan-

*) Die Weide auf den höhern Alpen hat in der Schweiz ſo groſſe Vorzüge vor der in den Thälern, daß nach dem Zeugniſſe des kurz vorher angeführten Schriftſtellers, die bloſſe Milch, welche man auf den hohen Alpen erhält, den Rahm der Thalmilch, wo nicht an Dicke und Feſtigkeit, doch an Güte und Stärke übertrift.

Digitized by Google

gen, und beſchäftigen doch nicht mehr, als acht Perſonen. So lange die Kühe auf den Alpen bleiben, werden in dieſer Sennhütte täglich vier bis fünf Käſe gemacht; dies dauert aber höchſtens vier Monate, weil das Thal, oder doch die Alpen zwey Drittheile des Jahrs mit Schnee bedekt ſind.

Der reine Gewinn dieſer Senne iſt alſo auch viel kleiner, als wenn ſie auf niedrigern Alpen ſtünde, weil man alsdann die Kühe früher austreiben könnte, und nicht acht Monate futtern dürfte, ohne beträchtliche Vortheile von ihnen zu ziehen. Selbſt in den Putzzimmern der reinlichſten Holländer kann man, glaube ich, keine gröſſere Sauberkeit, als in allen Gefäſſen oder Werkzeugen finden, die in Sennhütten und bey der Verarbeitung von Käſen gebraucht werden. Aber nirgends iſt auch die äuſſerſte Reinlichkeit nothwendiger, weil der geringſte Schmutz, oder die geringſten Ueberbleibſel von alter Milch in den Gefäſſen, in welchen die friſche Milch geſammlet und aufbewahret wird, die leztere verderben, und der Güte des daraus gemachten Käſes ſchaden würden. Man hat in Engelberg, wie in den übrigen gebürgigten Gegenden der Schweiz, ein Geſetzbuch für Hirten, das in niedrigen Ländern, und groſſen Städten eben ſo unbekannt, und unbrauchbar iſt, als das Schiffer- und Wechſelrecht in Engelberg ſeyn würde. Nach allem aber, was ich von dieſen Geſetzbüchern der Alpenbewohner höre, iſt kein andres Recht jemals ſo vollſtändig, beſtimmt, und billig abgefaßt worden, als dasjenige, wovon vielleicht unſere gröſten Rechtsgelehrten nie et-

was gehört haben. Eine vollſtändige Geſchichte deſſelben würde ein höchſt intereſſantes Werk ausmachen; und ich bin feſt überzeugt, daß wir aus einem ſolchen Werke viel richtigere Vorſtellungen, als wir bis jetzo haben, von der Lebensart und den Sitten der Schweizeriſchen Hirten erhalten würden.

Wir nahmen heute bald nach Tiſche, voll Danks für die gütige Aufnahme, von dem Herrn Abt und den übrigen Vätern Abſchied. Wir giengen aber auf Anrathen der Herren von Engelberg nicht nach Stanz zurück, ſondern wir wählten den nächſten Weg nach Buochs, weil wir dadurch wenigſtens eine gute Stunde erſparten. Die Gegenden und Dörfer, wodurch wir kamen, waren von denen nicht verſchieden, die wir bisher in Unterwalden zu ſehen gewohnt waren. Nahe bey einem kleinen Orte, deſſen Namen ich vergeſſen habe, fanden wir ein öffentliches Kornhaus, deſſen Inſchrift eine der gröſten Merkwürdigkeiten war, die wir auf dem ganzen Wege ſahen. Es war nämlich an dem Fronton des Hauſes mit prächtigen Buchſtaben eingegraben, daß dies Magazin Gott und dem Vaterlande zu Ehren, von einem gewiſſen Herrn Trachsler (wenn ich anders recht geleſen habe) wäre erbaut worden. Aus dieſer Inſchrift würden auch Sie nichts anders geſchloſſen haben, als daß dies Gebäude von einem Patrioten auf eigne Koſten aufgeführt worden ſey. Bey genauerer Erkundigung aber fand ſich's, daß der Erbauer das Kornmagazin nur unter der Bedingung aufzuführen verſprochen habe, wenn man ihm eine gewiſſe Landvogtey, und überdem eine

nicht unbeträchtliche Summe Geldes geben würde. Die Landesgemeinde, die ihm beydes bewilligte, hat ſich auch wirklich, wiewohl nicht kräftig genug, gegen die Dreiſtigkeit geregt, womit der Unternehmer, der bey dem ganzen Bau, wo nicht Vortheile, doch gewiß keinen Schaden hatte, ſich einzig und allein die Ehre deſſelben zugeeignet hat. Als wir uns Buochs näherten, wurden die Felder und Berge, die wir zur Rechten hatten, ſo ungewöhnlich hoch vergoldet, daß wir beym erſten Blick, das, was wir vor uns hatten, nicht erkannten, ſondern für feurige Erſcheinungen am Himmel hielten.

Buochs ſelbſt iſt ein groſſer Flecken, und an dem Ende, oder äuſſerſten Buſen des vier Waldſtätter Sees hergebaut. Das Wirthshaus am Ufer des Sees, was man uns als das beſte empfohlen hatte, verſpricht noch weniger, als alle andere, die wir bisher in Unterwalden gefunden haben. Es ſcheint aber, als wenn der Wirth das, was ſeinem Hauſe als Gaſthofe abgeht, durch ſeine Geſellſchaft und Geſprächigkeit erſetzen will, welche letztere Tugend die Wirthe in Unterwalden, wie in allen wenig beſuchten Gegenden, oder kleinen Oertern, zur nicht geringen Beſchwerde der Reiſenden, als eine ihrer erſten Pflichten ausüben.

Altorf am 31ſten Jul.

So eben kommen wir von einem mißlungenen Verſuch zurück, das Dorf am Steg, welches drey Stunden von hier am Fuße des Gotthards liegt, zu erreichen. Immer wiederkommende Regenſchauer nö-

Digitized by Google

thigten uns, nach Altdorf, wovon wir uns ſchon eine kleine Stunde entfernt hatten, zurück zu kehren. Als wir heute um vier Uhr erwachten, und bald nachher ins Schiff ſtiegen, war der Himmel nicht nur trübe, ſondern es fing auch gelinde an zu regnen, und ſelbſt unſere Schiffer, unter denen einige am letzten Sonnabend in Lebensgefahr geweſen waren, wagten es nicht, uns zu verſichern, daß wir heute vor Regen und Windſtößen geſichert ſeyn würden. Dieſe Umſtände, verbunden mit der verſchrieenen Bösartigkeit des Waldſtätter Sees, machten, daß wir eben nicht mit ganz heiterm Muth zu Schiff giengen. Wir fuhren aber dennoch ab, weil man uns ſagte, und der Augenſchein es auch lehrte, daß wir eine gute Strecke an einem flachen, gar nicht bedenklichen Ufer fortrudern würden, und weil ich überzeugt war, daß wir, der Zufall möchte uns anwerfen, wo er wollte, keine ſchlechtere Aufnahme, als im Wirthshauſe zu Buochs finden könnten. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde auf dem See, als der feine Regen ganz aufhörte, und die Wolken ſich immer mehr zertheilten, worauf bald ein heiterer Himmel folgte. Wenn wir hätten vorausſehen können, daß wir heute in Altdorf bleiben müßten, ſo würden wir uns gewiß bey Gerſau haben an's Land ſetzen laſſen, deſſen ſchöne und neue Gebäude wir mit dem Teleſkop entdecken konnten.

Dieſer Flecken, deſſen Bewohner, unter dem Schutz der vier Waldſtätte, eine kleine unabhängige Republik ausmachen, iſt jetzo viel volkreicher und begüterter, als ich ihn im Fäſi und andern beſchrieben finde. Er hat

jetzo nicht dreyhundert, ſondern fünftehalbhundert freye Bürger, und unter dieſen mehrere Kaufleute, und Fabricanten, von denen einige beynahe eine halbe Million reich ſeyn, und einen groſſen Aufwand machen ſollen. So ſüß oder glänzend aber auch die Früchte der Induſtrie dieſer Republicaner ſind, ſo haben ſie doch in keinem der ſie umgebenden Freyſtaaten Nacheiferung erweckt. Wenn die Nachbaren der Kleinheit dieſer Republik ſpotten wollen, ſo führen ſie eine Landvogtey derſelben an, die in einem kleinen Gute beſteht, das jedem Bürger alle ſechs Jahr etwa zween Batzen einbringen ſoll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwiſchen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reiſenden guten Italiäniſchen Wein, und noch beſſern Käſe und Brodt zum Frühſtück kaufen, iſt Beckenried: ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Geſtade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgeſonderten, aus der See hervorragenden Felſen, Rütheſtein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch, und zwanzig bis dreyßig breit iſt. Er ſieht einem alten Wartthurm ähnlich, der von Menſchenhänden erbaut, und durch die Zeit, und das beſtändige Anprellen der Wellen an ſeinem Fuße tief eingefreſſen worden. Bald nachdem wir dieſen Felſen hinter uns gelaſſen hatten, ſtiegen wir am Rütli aus, wo die drey erſten Eidgenoſſen ſich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligſten Eiden verbanden. Dieſes Rütli, das allem Anſchein nach vormals mit Wald bewachſen war, iſt jetzo eine Wieſe an dem ſteilen Abhange eines Berges,

den man nicht ohne Mühe erſteigt. Am ganzen Vier Waldſtätter See giebt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarſchaft des Rütli zur Zeit der erſten Freyheitsſtifter geweſen ſeyn muß, und zum Theil noch jetzo iſt. Nicht nur die Wieſe iſt unten und oben gleichſam mit Felſen eingefaßt, ſondern auch der furchtbar tiefe See iſt zwiſchen lauter ſchroffen und und kahlen Felſen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wieſe erbauet iſt, zeigte uns drey ſchwache Quellen, die Tellens Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von dieſem Geburtsorte der Schweizeriſchen Freyheit ein Blatt von der ſogenannten Hirſchzunge ab, das ich gewiß ſo lange bewahren werde, als ich es gegen Inſecten und Verweſung ſchützen kann. Hier glaube ich war es, wo der Abbé Raynal der Göttin der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeſchlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louis'or beſtimmt hatte, nicht die Namen, der Urheber der Schweizeriſchen Freyheit, oder doch dieſe nicht allein, ſondern auch den ſeinigen eingraben laſſen, und alſo mehr ſeiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmal ſetzen wollte *) Die Capelle bey Tellen=

*) Ich kann nicht umhin, aus dem Schweizeriſchen Muſeo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit ſie dem Abbé Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli, oder wie andere ſchreiben, Grütlin ein Denkmal errichten zu dürfen, abſchlugen: (I. Band 267. S.) „So lange Eids„genoſſen ſo dächten, wie bisher, da jeder Rechtſchaffene, „wenn er das erſtemal am Grüttli vorbeyſchiffet, aus„ſteigt, und ehrerbietig den Platz beſichtiget, wo der Bund

platten, wo der entfeſſelte Tell ans Ufer ſprang, und den Tyrannen Geisler, den er retten ſollte, der Wuth

„beſchworen ward, der zur Freyheit Helvetiens den Grund „geleget, und auch in der Folge jedesmal, wenn er vor„überfährt, die Ahnen ſegnet, Gott danket, der Frey„heit ſich freut, und ſich frey fühlt, — ſo brauche es „kein ſteinernes Denkmal. Und wenn — was ſie nicht „hofften, — ihre Söhne, oder Enkel dieſe Empfindun„gen einſt verlieren ſollten, würde ein ſolches Denkmal „der Eidsgenoſſenſchaft ſo wenig nützen, als in den lez„ten Zeiten der Republik dem in die Knechtſchaft ſinken„den Rom ſeine ſo häufigen Monumente geholfen.„ Dieſe Aeuſſerungen enthalten eben ſo viel Wahrheit, als Erhabenheit der Geſinnungen; und wenn ich dereinſt in die Schweiz zurückkehre, ſo wünſche ich nichts ſo ſehr, als den edlen Mann kennen zu lernen, der dieſe Geſinnungen dem löblichen Stande Uri mittheilte, oder wenigſtens ihr Dolmetſcher war. Gerne möchte ich meinen Leſern dieſen verehrungswürdigen Patrioten nennen, allein meine Correſpondenten haben es nach wiederholten Anfragen dennoch vergeſſen, ſich zu erkundigen, oder mir wenigſtens den Namen bekannt zu machen.

Da Raynal ſein Monument nicht auf dem Grütlin errichten laſſen konnte, ſo läßt er, oder ließ er es vielmehr (denn wahrſcheinlich iſt jetzo alles vollendet,) nach des Herrn General Pfyfers Vorſchlage auf einer Inſel im Vier Waldſtätter See, die Altſtatt genannt, eine Stunde von Lucern aufſtellen. Dies Denkmal beſteht in einem Obelisk von Geisberger Stein, der in Lucern iſt verfertigt worden. Auf der erſten Seite ſteht:

Optimis Civibus
Garnerio Stauffach, Swizienſi,
Gualtero Fürſt, Uranienſi,
Arnoldo Melchtal, Subſylvanienſi.

Auf der zweyten:

Quod
Eorum Concilio, virtute, conſtantia,
exacti Auſtriacorum Præfecti,
victi Duces, Exercitus profligati.

Digitized by Google

des Sturms und der Wellen überließ, fand ich genau ſo, als ſie im Schweizer=Calender beſchrieben wird. Tellenplatten iſt aber doch in dieſer Gegend, wo die Felſen am ſteilſten und höchſten, und der See am tiefſten iſt, nicht der einzige Landungsplatz. Wir bemerkten an derſelbigen Seite mehrere Stellen, wo man zur Noth ausſteigen könnte, von denen es mir aber ſchien, daß ſie ſich vielleicht erſt ſeit Tell's Zeiten aus Trümmern gebildet haben, die von den Bergen herabrollen, den tiefen See allmälig ausfüllen, und einen Anfang von zugänglichem Ufer bilden. Ohngefähr um eilf Uhr kamen wir in Flüelen, und eine kleine Stunde nachher in Altorf im Löwen an.

Ungeachtet ich weder die plötzlichen Windſtöſſe, noch die ſchnell einbrechenden, und Wirbel erregenden Ungewitter, noch endlich die heftigen Brandungen erfahren habe, womit alsdann die Wellen des eingeſchloſſenen Sees an das hohe felſigte Ufer getrieben

Auf der dritten:

Quod
Antiquam trium fœderatorum libertatem
pene ereptam
Pari Fide, Animo, fortuna,
Recuperarunt, vindicarunt, aſſeruerunt.

Auf der vierten:

Ad rerum tam bene, fortiter, feliciterque geſtarum,
Memoriam ſempiternam
Obeliſcum hunc
Guillielmus Thomas Raynal
Natione Gallus
Proprio ſumtu erigi curavit.
Anno Chr. M. DCC. LXXXIII.

Digitized by Google

werden; ſo habe ich doch bey dem ſtillſten gefahrloſeſten Wetter Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß der Vier Waldſtätter See ein furchtbares Waſſer ſey, das ich nicht ohne Noth beſchiffen würde. Wenn man von den vielen nicht eingebildeten, und unerwarteten Gefahren hört, denen man auf dieſem See ausgeſetzt iſt, ſo ſollte man glauben, daß faſt alle Wochen Unglücksfälle geſchehen müßten. Allein dergleichen Unfälle ſind doch äußerſt ſelten, wahrſcheinlich am meiſten aus dem Grunde, weil im gleichen Verhältniſſe mit der Menge und Größe der Gefahren, auch die Vorſicht des Menſchen ſie zu entdecken, und zu vermeiden wächſt. Die Ufer des Vier Waldſtätter Sees ſind viel wilder, als die aller übrigen Seen in der Schweiz, die ich geſehen habe; ſie ſind aber doch nicht ſo mahleriſch, oder ſo abwechſelnd und unterhaltend, als die Geſtade des Bieler- und Thuner Sees. Man fährt oft halbe, oder ganze Stunden zwiſchen fürchterlichen Bergen oder Felswänden, wo es bey einem plötzlich entſtehenden Sturme unmöglich wäre anzulanden. Dieſe nackten Felſen ſind anfangs beängſtigend, und nachher ermüdend, und die Berge meiſtens unfruchtbar, und mit Tannen, oder anderm Gebüſch bis an den Rand des Ses beſetzt. Nur ſelten ſieht man ein verlornes Geischen, das bey der Annäherung eines Schiffs mit einem kläglichen Jammergeſchrey ans Ufer herabläuft, als wenn es aus ſeiner traurigen Heimath entführt zu werden wünſchte; und noch ſeltener nimmt man mit Heerden bedeckte Alpen, oder Häuſer, und Dörfer wahr. Wenn man alſo lange auf dem Vier Waldſtätter See ſchifft,

Digitized by Google

ſo wünſcht man ſo bald, als möglich, erlöſt zu werden, welcher Wunſch nie aufſteigt, wenn man ſich in einer wahrhaftig ſchönen, oder großen Natur auch ſelbſt mit einiger Gefahr findet.

Nachdem ich jetzo das Unterwaldner Gebiet verlaſſen habe, ſo will ich Ihnen meine übrigen Nachrichten, und Beobachtungen über den ſittlichen, und politiſchen Zuſtand dieſes Cantons niederſchreiben. Unterwalden iſt, wie Sie wiſſen werden, in zwo von einander unabhängige Republiken abgetheilt: nämlich in die Landſchafft ob dem Wald, und unter oder nid dem Wald. Beyde Staaten, die auf den Eidgenöſſiſchen Tagſatzungen nur eine Stimme haben, ſind reine Demokratien, in welcher alle Vorrechte der höchſten Gewalt den verſammleten Landleuten zukommen. Das Volk übt aber in beyden Staaten ſeine Gewalt nicht auf gleiche Art aus. Die Verfaſſung von Unterwalden nid dem Wald nähert ſich einer Ochlokratie, oder einer uneingeſchränkten Herrſchafft des Volks weit mehr, als die von Unterwalden ob dem Wald. In dem letztern Theile des Cantons vergiebt man alle Landvogteyen an die würdigſten, zwo der einträglichſten ausgenommen, die an den Meiſtbietenden verkauft werden, und deren Ertrag man in den Kriegsſchatz legt, welchen man nicht, ohne ſich vogelfrey, oder eines Todesverbrechens ſchuldig zu machen, zu vertheilen, oder zu andern Abſichten anzuwenden rathen darf. In Unterwalden hingegen nid dem Wald ſollen alle einträgliche, und ſelbſt die meiſten Ehrenſtellen, öffentlich, oder doch heimlich dem

Meiſtbietenden zugeſchlagen, und im erſtern Fall das Geld unter alle Landleute vertheilt werden.

Unterwalden hat in der ganzen Schweiz den Ruhm, daß die Sitten ſeiner Einwohner am allerwenigſten verdorben ſeyen, und daß man hier noch die Einfalt der goldnen Zeit, und die alte Schweizeriſche Treu, und Redlichkeit finde. Allein meinen Beobachtungen und Erkundigungen nach, ſind die Unterwaldner um nichts beſſer, oder arkadiſcher, als alle Landleute in ſolchen Gegenden zu ſeyn pflegen, die wenig von Fremden beſucht, und von keinem Deſpoten gedrückt werden. Wir ſind zwar nicht von den Wirthen in Unterwalden geprellt worden, allein die Schiffer, die uns von Buochs nach Flüelen brachten, drangen uns mit einer Unverſchämtheit, die wir in keinem teutſchen Poſtillion gefunden haben, außer dem bedungenen Lohn, und einem nicht geringen Geſchenk, das wir ihnen freywillig anboten, noch ein beträchtliches Trinkgeld, und zwar unter dem Vorwande ab, daß ſie auf der Rückfahrt ſpeiſen müßten. Dieſer Vorwand verdroß uns um deſto mehr, da wir ihnen nichts verſprochen, und auf der Hinfahrt Wein, Brod, und Käſe reichlich mitgetheilt hatten. Die Einfalt der Sitten iſt noch viel mehr, als die alte Ehrlichkeit verſchwunden,und ſchädlicher Luxus iſt an ihre Stelle getreten. Die Urſache dieſer traurigen Veränderung, die nicht bloß in Unterwalden, ſondern in allen gebirgigten Gegenden der Schweiz gewirkt hat, liegt am meiſten in dem ſteigenden Preiſe der Käſe, welchen die letztern Kriege in die Höhe getrieben haben. Dieſe höhern Preiſe des einzigen, oder vornehm-

Digitized by Google

ſten Products der gebirgigten Schweiz waren, und werden für ſie eben das, was Aſien für die Römer, und Bengalen für die Engländer war. Die größern Summen, welche ſie ins Land zogen, brachten in dem männlichen Geſchlecht Schwelgerey und Völlerey, und im weiblichen, Hang zu ausländiſchem Putzwerk hervor. Auch in Unterwalden klagt man allgemein, daß man ſich von den Milchſpeiſen, der einzigen Nahrung der Vorfahren, immer mehr entferne, und daß der übermäßige Genuß des Weins die Stärke und Geſundheit der Cörper zu ſchwächen anfange. Sowohl in Kerns, als in Stanz trugen Frauen, und Jungfrauen viele ſeidene Kleider, und Geſchmeide von Gold und Silber, eine Pracht, der man in demokratiſchen Staaten nicht ſteuren kann, da eben diejenigen, deren Weiber und Töchter die Geſetze übertreten, die höchſte Gewalt in Händen haben.

Den Zuſtand der Aufklärung der regierenden Familien, und Perſonen kann man ſchon daraus beurtheilen, daß die Söhne aus den vornehmſten Häuſern entweder von den Capucinern im Lande, oder in Clöſtern, und Collegiis zu Freyburg, oder Lucern gebildet werden, und daß gar keine Bibliotheken, Buchläden, oder andere Hülfs- und Aufmunterungsmittel da ſind. Der gemeine Unterwaldner iſt gewiß eben ſo unwiſſend, als fromm, welchen letztern Beynamen er ſeit vielen Jahrhunderten trägt; und es werden noch viele Menſchenalter vergehen, ehe ſich eine geläuterte Religion in dieſe abgelegenen Winkel Europens verbreiten kann. Ungeachtet aber die Unterwaldner, wie die Einwohner

Digitized by Google

der übrigen kleinen Cantone (die Reformirten in Glaris, und Appenzell ausgenommen) ihren alten väterlichen Gebräuchen, und Meynungen eifriger anhängen, als vielleicht ſelbſt die Portugieſen und Spanier thun; ſo haben ſie doch viel früher, als die aufgeklärteſten Völker Europens, die zu weit um ſich greifende Geiſtlichkeit eingeſchränkt, und nicht nur die Bannſtrahlen der Kirche verachtet, ſondern die letztere auch durch die Waffen gezüchtigt, wenn ſie die von den Vätern erhaltene Freyheit, oder andere Vorzüge kränken wollte. Lange vor der Reformation verordnete man in Unterwalden ſowohl, als in den übrigen kleinen Cantonen, daß kein Cloſter die Zahl ſeiner Mitglieder vermehren, noch viel weniger durch Kauf, oder Erbſchafft, oder Schenkungen neue Güter erwerben, und nicht mehr, als eine gewiſſe Summe Capitalien im Lande belegen ſollte. Man nöthigte ferner die Geiſtlichkeit, daß ſie eben ſowohl, als die Landleute von ihren Beſitzungen ſteuern, und jährlich von ihren Einkünften im Beyſeyn des Landammanns Rechnung ablegen mußte. Endlich unterſagte man ihr, daß ſie Proceßſachen von dem weltlichen Richterſtuhl weg, und vor irgend ein geiſtliches Tribunal hinriefe.

Als der Biſchof von Coſtanz im Jahr 1424. die Appenzeller wegen gewiſſer Gefälle, die er von ihnen forderte, und die ſie ihm nicht ſchuldig zu ſeyn glaubten, in den Bann that, erkannten ſie in einer allgemeinen Volksverſammlung: daß, weil das Ding ungerecht, ſie nicht in demſelben ſeyn wollten. Mit eben dem Muth verachteten die Einwohner des Can-

tons Schweiz in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als der Abt von Einſiedlen auf gewiſſe Alpen und Häuſer Anſpruch machte, die ſie lange vor der Stiftung des Cloſters beſeſſen zu haben vorgaben, nicht nur den Bann des Biſchofs von Coſtanz, ſondern auch die Kaiſerliche Acht; ja ſie überfielen und plünderten ſo gar das Cloſter Einſiedlen, und dem Kaiſer antworteten ſie, daß, weil er ſie als freye Glieder des Reichs nicht bey dem Ihrigen ſchützte, ſie ihm Gehorſam zu leiſten ſich nicht ſchuldig vermeynten. Noch jetzo werden alle Pfarrer in den kleinen Cantonen von den Gemeinden ſelbſt erwählt, und an manchen Orten müſſen ſie ſo gar mit dem Ende eines jeden Jahrs gleich den übrigen Magiſtratsperſonen ihre Würden niederlegen, und erwarten, ob ſie wieder eingeſetzt werden. Dieſe Vorſicht und Kühnheit, womit die Landleute in den am wenigſten aufgeklärten Theilen der Schweiz von jeher über ihre Vorrechte gewacht, und dieſe gegen alle Eingriffe des Klerus vertheidigt haben, beweiſt unwiderſprechlich, daß ſelbſt unwiſſende, und aberglaubige Menſchen ſehr helle ſehen, wenn es auf ihre eigne Vortheile und Nachtheile ankommt, und daß wahrſcheinlich die Geiſtlichkeit niemals zu den ihr zuletzt ſelbſt verderblichen Reichthümern und Anſehen würde gelangt ſeyn, wenn man den ſchlichten Menſchenverſtand ungehindert hätte walten laſſen, und wenn nicht die Habſucht der Heiligen ſich mit dem Aberglauben der Fürſten, und Mächtigen zur Unterdrückung des Volks vereinigt hätte*).

*) Von der Wahrheit dieſer Bemerkung bin ich noch viel mehr überzeugt worden, ſeitdem ich die Wirzburgiſche Chronik

Von derjenigen Induſtrie, wodurch ſich Appenzell, und Glarus ſo ſehr gehoben haben, ſieht man in Unterwalden keine Spur. Ich glaube zwar, daß ein Volk bey einem gänzlichen Mangel von Induſtrie recht glücklich ſeyn könne; allein auf einen Reiſenden macht ein ſolches Volk einen ſehr unangenehmen Eindruck. Geringe Bevölkerung, ſeltene Dörfer, und unanſehnliche Häuſer ſind die Wirkungen der Unthätigkeit, oder wenn man will, der beglückenden Ruhe. Weil man oft in ganzen Stunden keine Häuſer, und ganze Tage hinter einander keine Fruchtfelder ſieht, ſo würde man bisweilen auf die Gedanken kommen, daß man in einem unbewohnten, oder barbariſchen Lande wäre, wenn man nicht von Zeit zu Zeit auf wirklich prächtige Kirchen ſtieße.

Beyde Geſchlechter in Unterwalden zeichnen ſich durch ihre Bildung von den übrigen Einwohnern der Schweiz aus. Die Männer ſind im Durchſchnitt wenigſtens ſo groß, und meiſtens noch fleiſchichter, und

geleſen habe. Von dem dreyzehnten Jahrhunderte an erregten die Einwohner von Wirzburg häufige Aufrühre, in welchen ſie meiſtens den Biſchoff belagerten, oder ihm wenigſtens den Eingang in die Stadt verwehrten, beſonders aber die Clöſter und Kirchen und Geiſtlichen plünderten, und dieſe wol gar verjagten und umbrachten. Die Urſachen dieſer Aufrühre waren faſt immer die Immunitäten, und Anmaaßungen der Geiſtlichkeit, und der große Schade, der dadurch den Bürgern und ihrem Gewerbe zugefügt wurde. Wenn nicht der Biſchoff mit ſeinen Lehnsleuten, oder gar das Oberhaupt des Reichs die klagenden und unruhigen Einwohner von Wirzburg, und andern Städten und Gegenden immer mit Gewalt unterdrückt hätten, ſo würde man gewiß die Geiſtlichkeit allenthalben, wie in den kleinen Schweizeriſchen Cantonen, eingeſchränkt haben.

Digitized by Google

ſtärker von Knochen, als die Berniſchen Oberländer; ſie haben nicht das heitere, offene und freymüthige Geſicht, was den letztern eigenthümlich iſt. Vielmehr bemerkt man faſt in allen Unterwaldnern ein finſteres, oder doch ſtilles, zurückhaltendes und trauriges Weſen, das wahrſcheinlich durch ihre langwierige Einſamkeit noch mehr, als durch ihre Frömmigkeit erzeugt wird. Dieſer Ausdruck von Melancholie, Ungeſelligkeit und Schüchternheit hat allerdings etwas Furchtbares, wenn er ſich auf einem braun gelblichen Geſichte, und in dunkel ſchwarzen Augen findet. Schwarze Augen ſind, wie ſchwarze Haare, in Unterwalden häufiger, als im Zürchiſchen und Berniſchen; blaue Augen aber und blonde Haare behalten auch dort noch immer die Oberhand. Das weibliche Geſchlecht iſt in Unterwalden faſt noch ſchöner, als das männliche. Die Schäferinnen dieſes Cantons unterſcheiden ſich von den Berneriſchen Landnymphen am meiſten durch die ovale Form ihres Geſichts, durch feinere Züge, und durch eine gröſſere Verſchämtheit.

Die Trachten in Unterwalden haben bey weitem nicht ſo viel Eigenthümliches, als im Berniſchen Gebiet. Sowohl Männer, als Weiber, gehen, beſonders an Feſttagen, ohngefähr wie in Teutſchland einher. Zu den einheimiſchen Verzierungen oder beſſer Verunſtaltungen der Weiber gehöret aber doch die Coeffüre, die an beyden Ohren, wie ein paar Hörner hervorſteht, die entweder aus Band oder aus Leder geflochten iſt, und bald mit einem weiſſen Tuch, oder

Digitized by Google

Schleier, bald mit einem weiblichen, und nicht ſelten mit einem ſchwarzen männlichen Hute bedekt wird.

In dem hieſigen Gaſthof zum Löwen merkt man es an vielen Dingen, daß man Italien ſehr nahe, oder in einem Lande iſt, das mit Italien in genauer Verbindung ſteht. Treppen und Stuben ſind eben ſo unreinlich, als ſie nach den Berichten der Reiſebeſchreiber in den beſten Gegenden von Italien ſeyn ſollen. Nicht nur die Weine, ſondern auch die Speiſen und ihre Zubereitung ſind italiäniſch, beyde aber vortreflich. An der Wirthstafel wurde lauter Italiäniſch geſprochen, und es ſind hier ſelbſt unter den gemeinen Leuten nur wenige, die dieſe Sprache nicht verſtehen.

Hoſpital, am 1ſten Aug.

Heute haben wir einen Weg gemacht, auf den ich durch die ſchönen Beſchreibungen im Fäſi, in dem Schweizer Calender, und andern Schriften faſt am begierigſten gemacht war, und der es auch allein verdient, daß man ſeinetwegen die kleinen Cantone beſucht. Wir giengen heute Morgen erſt um ſechs Uhr bey einer heitern, und durch den geſtrigen Regen abgekühlten Luft von Altorf aus, weil wir heute fünf Stunden bis Waſen machen wollten. Der Fußſteig von Altorf bis zum Dorfe am Steg führt faſt beſtändig durch fruchtbare, bisweilen aber auch ſumpfigte Wieſen, die entweder von ſteilen und nackten Felswänden, oder mahleriſchen Alpen eingeſchloſſen ſind, und auf deren oberſten Spitzen man noch groſſe Maſſen von Schnee liegen ſah. Man würde es gar nicht

merken, daß man allmälig Bergan gienge, wenn es nicht die ungeſtümme dem Wanderer entgegenbrauſende Reuß bewieſe. Nachdem wir im Steg vortrefliche in Wein gekochte Forellen, ein Gericht, welches uns täglich gewöhnlich zweymal vorgeſetzt wird, gegeſſen hatten, ſo fiengen wir in der gröſten Mittagshitze an, die Gotthardsſtraſſe zu beſteigen. Dieſe Straſſe iſt an gefährlichen Stellen, wo ſie fürchterliche Abgründe gegen die Reuß zur Seite hat, mit Mauren eingefaßt, und durchgehends mit Kieſeln, ohngefähr wie die Gaſſen in kleinen Städten gepflaſtert, weßwegen ſie auch häufige Lücken hat, die aber beſtändig ausgebeſſert werden. Sie iſt allenthalben ſo breit, daß zwey mit groſſen Ballen von Kaufmannswaaren beladene Pferde ſich einander ausweichen können. Ich will Ihnen nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man bis an Geſtinen, eine Stunde vor der Teufelsbrücke, antrift, einzeln nennen; allein das kann auch ich, der ich ſchon mehrere ähnliche Straſſen durchwandert habe, verſichern, daß ich keinen Weg kenne, der ſo viel Groſſes und Schönes, ſo viel Liebliches und Schröckliches vereinigt, und gerade durch dieſe Mannigfaltigkeit und Miſchung ſo anziehend und einzig iſt. Bald ſieht man ſpiegelhelle Bäche, die an ſanften Abhängen leiſe herunter gleiten, und in denen man nicht die geringſte Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde: Bald wieder ſchröcklich brauſende Bergſtröme, die mit der Reuß, von welcher ſie verſchlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dör-

ſer und Häuſer unwiderſtehlich fortreiſſen. Bald entdekt man freundliche Dörfer, oder artige Capellen, und Häuſer: bald aber auch grauſenvolle Wildniſſe, wo man nichts, als nackte und zertrümmerte Felſen ſieht, und nur allein das entſetzliche Toben der unaufhörlich von Felſen auf Felſen ſich ſtürtzenden Reuß hört, die man zur beſtändigen Begleiterin hat. Endlich nimmt man bald fette Wieſen, lachende Alpen, einladende Wäldchen, und ſorgfältig gebaute Gartenfelder wahr: dann aber auch wieder verdorrte, oder verdorrende Bäume, oder friſch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windſtöſſen oder Lauinen, wie dürre Reiſer zerbrochen wurden, oder ausgeriſſene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zuſtrecken, und mit ihren ſtolzen Häuptern ſich gegen die ſchäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen ſind häufig mit Eisklumpen, den Reſten verwüſtender Lauinen, oder mit Graus oder Felsſtücken vermiſcht, die durch eben dieſe Lauinen von den hohen Felſen abgeriſſen worden. Unter den Felsſtücken, womit die Abhänge der Berge, und das Bett der Reuß bedekt ſind, fanden wir eins, auf welchem man ein kleines Cartoffelnfeld angelegt hatte. Als wir Waſen erreichten, war es noch ſo früh am Tage, und unſere Kräfte waren wider unſere Erwartung ſo wenig erſchöpft, daß wir weiter giengen, ungeachtet es ſchien, als wenn wir bald von einem Gewitterſchauer betroffen werden könnten. Wir hatten auch wirklich Waſen noch nicht lange verlaſſen, als es zu regnen anfieng. Mein Freund und ich ſetzten uns eine Zeitlang

in eine geräumige Felſenhöhle, an welcher ein jetzt nicht ſtarkes, aber wie das Bett zeigte, untreues und bisweilen gefährliches Bergwaſſer wegrauſchte. So bald der Regen vorüber gegangen war, ſtiegen wir muthig auf Geſtinen loß, aus welchem Dorfe wir uns aber gleichfalls bald wieder aufmachten, weil wir hier ſo wenig, als in Waſen ein bequemes Wirthshaus fanden, dergleichen wir in Urſeren, oder Hoſpital zu finden hofften. Gleich hinter Geſtinen fängt der merkwürdigſte und furchtbarſte Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht, und die Schöllenen genannt wird. Auf dieſem Wege iſt man beſtändig zwiſchen unerſteiglichen Felſen eingeſchloſſen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch ſchäumende, an ihren ſchwarzen Wänden herabfallende Bäche bedekt und belebt wird. Dieſe Felſen rücken immer näher zuſammen, und laſſen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kömmt, und für den ſchmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und geſtützt iſt. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen, oder vielmehr Felſenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage ſo ſehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterſcheiden, daß zween dieſer Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, ſich vor nicht gar langer Zeit ereignet hatten: die übrigen waren viel älter, und unter dieſen ſchien mir derjenige der merkwürdigſte, deſſen Spuren man diſſeits der bangen Brü-

cke ſieht, wo zwiſchen ungeheuren Felsſtücken gewaltige Tannen aufgewachſen waren. Gleich jenſeits der bangen Brücke ſtehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Anſehen von Geſträuchen, als von Bäumen haben: weiterhin findet man weder Bäume, noch Geſträuche, noch Weiden mehr, ſondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmern bewachſen ſind. Nahe bey Geſtinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben ſo klein und elend, als die bald verſchwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derſelbigen Urſache, weil die zwiſchen den nackten und kahlen Felſen erſterbende Natur nicht Kraft genug hat, ihre Geſchöpfe zu ihrer vollkommnen Reife und Gröſſe zu bringen. Jenſeits der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thiers, und ſahen lange keinen Menſchen mehr, und dieſe entſetzliche Einöde war allerdings der würdigſte Schauplatz der ſchändlichen That, welche vor einigen Wochen einige verrätheriſche Rekruten, die zu den Regimentern in Italien geführt werden ſollten, ausgeübt hatten. Dieſe Verräther überfielen ihre Führer plötzlich, raubten ihnen ihre Waffen, und brachten ihnen gefährliche, oder gar tödtliche Wunden bey. Einige meiner Freunde, die um dieſe Zeit den Gotthard bereisten, traffen die Verwundeten in ihrem Blute an, und leiſteten ihnen alle Hülfe, die ſie ihnen unter ihren Umſtänden nur leiſten konnten. Schon um fünf Uhr wehete zwiſchen den hohen Felſen ein ſo durchdringender Wind, dergleichen bey uns nur im Winter, oder ſpät im Herbſte wehet, und ich wurde deswegen gezwun-

gen, über die Weſte, worinn ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Falſch iſt es, daß zwiſchen Geſtinen und der Teufelsbrücke zwanzig und einige Creuze, als Denkmäler von Verunglükten ſtehen, die von Lauinen, oder einſtürzenden Felswänden erſchlagen wurden. Ich habe ſolcher Creuze nur acht gezählt, und zwar drey in, oder um Geſtinen an ſolchen Stellen, wo es mir unmöglich ſchien, daß Menſchen von Lauinen, oder Felstrümmern hätten erreicht werden können. Ich vermuthe daher, daß wenigſtens nicht alle dieſe Creuze zum Andenken von Erſchlagenen, ſondern daß ſie in einer Gegend, wo Betrachtungen dieſer Art die natürlichſten ſind, in eben der Abſicht, wie auch anderswo errichtet worden, um andächtige, oder Todesgedanken zu erwecken. Je näher man der Teufelsbrücke kömmt, und je ſteiler die Felſen werden, deſto gewaltſamer drängt ſich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bey der bangen Brücke ſind die beyden prächtigſten Waſſerfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke ſieht. Bey dem erſten ſchieſſen die Gewäſſer des Fluſſes dreymal hintereinander von ſchrägen Felswänden in tieffe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachſtürzenden Wogen herausgepeitſcht, und zulezt über ein hohes und gewaltiges Felſenſtück hinüber getrieben, daß Staub und Waſſerſtrahlen nach allen Seiten empor ſpritzen. Alle Schreckniſſe des ganzen Weges aber, die man von Waſen oder Geſtinen an einzeln angeſtaunt hat, finden ſich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die

Reuß gebau't iſt, in den höchſten Graden vereinigt. Hinter ſich hat man furchtbar überhangende Felſen, die in jedem Augenblicke den Einfall drohen, und vor ſich ungeheure Felsſtücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu ſeyn ſcheinen, und unter welchen mehrere ſo groß ſind, daß keine menſchliche Kraft ſie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben ſich Felswände bis zu einer ſo ſchwindelnden Höhe, daß man nicht hinan zu ſchauen wagt, aus Furcht in die unter den Füßen fort brüllende Reuß hinabzuſtürzen. Zur Rechten ſtellt ſich dem durch vier bis fünf der prächtigſten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beſtändig anſchlagenden Wellen ſchon tiefe Löcher ausgehölt haben. Mitten unter dieſen groſſen und ſchaudervollen Gegenſtänden verſchwindet die kleine elende Teufesbrücke *) ſo ſehr, daß ich ſie nicht eher anzuſehen würdigte, als bis ich alle übrige Theile dieſer majeſtätiſchen Scene genug beobachtet hatte. Wenn ſie auch nicht an einer Stelle ſtünde, wo ſie von den gröſten und kühnſten Werken der Natur gleichſam vernichtet wird, ſo würde ſie doch unter den verſchiedenen Brü-

*) So wie die Morgenländiſchen Völker alle Werke der Kunſt und Natur, deren Urheber ſie nicht kennen, und die ihre gegenwärtigen Kräfte zu überſteigen ſcheinen, oder die ſie nicht zu erklären wiſſen, entweder Göttern und Geiſtern, oder Rieſen zuſchreiben; ſo eigneten unſere Vorfahren alle ähnliche Werke gleichfalls Rieſen, oder dem böſen Feinde zu, oder benannten ſie wenigſtens von ihm. Daher die in Teutſchland ſo häufigen Benennungen von Teufels Mauer, Teufels Weg, Teufels Thurm, Teufels Wall, und Teufels Moor (Sumpf), womit Teufels Brücke eines ähnlichen Urſprungs iſt.

cken, die auf der Gotthardsſtraße über die Reuß erbaut ſind, höchſtens die vierte Stelle verdienen, denn ſie iſt weder ſo breit, noch ſo lang, noch ſo hoch gewölbt, und über die Reuß erhaben, als die bange, oder die ſchöne Brücke, und die beym Pfaffenſprunge. Bloß ihres unverdienten Rufs wegen, und weil ich es vormals verſprochen hatte, ſchrieb ich auf derſelben einige Zeilen an — —, die ſich mit dem Staubregen vermiſchten, der aus dem ſechszig bis ſiebenzig Schuh tiefen Bette der Reuß heraufſtieg. Zwiſchen der Teufelsbrücke, und dem Urnerloche, einem durch den härteſten Felſen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt ſich die Straße auf einmal ſteil, und beſchwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Waſſerfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen Theil entdeckt, recht gut ſehen will, ſo muß man dem erſten groſſen Falle gegenüber an das ſteile Ufer hinabſteigen, wo man das ganze Schauſpiel am beſten überſehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmalen hintereinander über Felswände wegſtürze, läßt ſich allein daraus abnehmen, daß man ſelbſt auf der Straße, wo man wenigſtens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben iſt, die Dünſte fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloch, das vier bis fünf hundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt ſeyn mag, empfanden wir eine ſo durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas wichtiges darin zu beobachten geweſen wäre, ich mich doch ſchwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reiſende reden mit

Entzücken, wenn ſie von unten herauf kommen, und mit Entſetzen, wenn ſie den Gotthard hinabſteigen, von der erſtaunlichen Verwandlung der Naturſcenen beym Eintritt in das Urſelerthal, oder beym Ausgang aus demſelben. Auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo ſo viele und auffallende Gegenſätze natürlicher Erſcheinungen, durch einen ſo kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anſtatt daß man vorher zwiſchen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beym Ausgange aus dem Urnerloch in ein offenes heiteres Thal, das mit ſchönen Dörfern und Kirchen geſchmückt iſt, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzo wieder unter glückliche Menſchen komme. Anſtatt daß man vorher nichts, als kahle Felſen und bemooste Felstrümmer ſah, weidet ſich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wieſen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annen Gletſcher, und durch die allenthalben herüberſchauenden Spitzen von Schneebergen noch verſtärkt wird. Anſtatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken, durch die zerſtäubenden Fluthen der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erſtaunen wahr, daß ſie in einem ebenen, von Felsſtücken ganz reinen Bett ruhig, und faſt ohne alles Geräuſch fortfließt. Selbſt der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urſeren an dem Abhange eines Berges ſteht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lauinen als hochheilig geſchont wird, trägt nicht wenig zur Ver-

ſchönerung des neuen Schauplatzes bey, da man faſt eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Geſträuche geſehen hat. Wahrſcheinlich war es ſowohl die ſtärkende Freude, die der Anblick des paradiſiſchen Thals in uns erzeugte, als die elaſtiſche Bergluft, welche unſere Cörper ſo erneuerten, daß wir beym Eingange in das Urſeler Thal mehr Kräfte zu fühlen glaubten, als wir dieſen Morgen in Altorf in uns wahrgenommen hatten. Wir blieben alſo nicht einmal in Urſeren, ſondern giengen eine Stunde weiter bis nach Hoſpital, dem letzten Dorf, welches zwo kleine Stunden unter der oberſten Höhe des Gotthard liegt. Nie hätten wir es uns heute Morgen zugetraut, daß wir zehn Stunden Berg an würden gehen können, und ich zweifle auch, ob wir heute in dumpfigten, und erſtickenden Thälern ſechs Stunden würden zurück gelegt haben. So wie wir aber den Gotthard höher hinanſtiegen, und in eine feinere und kältere Luft kamen, ſo nahmen auch unſer Muth, und unſere Kräfte zu.

Hoſpital, am 2ten Aug. Nachmittags um 5 Uhr.

So eben kommen wir ziemlich eingeweicht vom Gotthard zurück. Da ich wegen des heftigen Regens heute nicht weiter ausgehen kann, ſo bleibt mir Zeit genug übrig, das aufzuſchreiben, was mir in den letzten vier und zwanzig Stunden begegnet iſt.

Noch oft werden wir den Genius ſegnen, der uns geſtern bis Hoſpital forttrieb. Hier fanden wir ein Wirthshaus, in welchem zwar nur eine alte Witwe, und ihre im geringſten nicht verführeriſche Töchter die

Wirthinnen ſind, das aber manchen Gaſthof in großen Städten beſchämt. Die köſtlichen Forellen, und die noch köſtlichere Urſeler Butter, und Käſe waren für mich ſo reizend, daß ich für die gebratenen Bergſchwalben gar keinen Appetit übrig behielt. Den Urſeler Käſe ziehe ich allen übrigen Schweizer Käſen vor; und hierin muß mein Geſchmack mit dem Geſchmack der Kenner übereinſtimmen, weil der Urſeler Käſe auf der Stelle theurer, als der beſte Emmethaler, oder Greyerzer, oder Sanen Käſe in den entfernteſten Gegenden von Teutſchland bezahlt wird.

Wir brachen heute Morgen erſt um ſieben Uhr vom Hoſpital auf. Am Ende des Dorfs ſieht man die Ruinen eines Schloſſes, das von den Edeln vom Hoſpital, den ehemaligen Herrn dieſes Thals, bewohnt wurde. Alſo nicht einmal in dieſen hohen, von der übrigen Erde durch die fürchterlichſten Wildniſſe abgeſonderten Thälern konnte der Menſch der Gewalt kleiner Tyrannen entfliehen? Dieſe Burgen, dergleichen ich in den gebirgigten Theilen der Schweiz ſo viele geſehen habe, weiß ich noch immer nicht mit der Freyheit, und den Vorzügen zuſammen zu reimen, welche die Alpenbewohner unläugbar ſeit undenklichen Zeiten beſeſſen haben. Der Weg von Hoſpital bis zum Hoſpitio der Capuciner, das ſchon auf dem Abhange des Berges nach Italien liegt, iſt der uninterreſſanteſte Theil der Gotthardsſtraße. Die Reuß macht zwar noch hin und wieder artige Fälle, allein ſie ſieht doch mehr einem Bach, als einem gewaltigen Fuß ähnlich. Weil man der Spitze des Gotthards ſo nahe iſt, ſo ſind die Berge, zwiſchen welchen man durchgeht,

nicht mehr ſo hoch als vorher, und ſolche Felſen, als man in den Schöllenen zu beyden Seiten hat, ſieht man gar nicht mehr. Die Berge ſelbſt ſind nicht mit Felsſtücken, ſondern mit kleinern Steinen und Graus überſäet, die der ganzen Gegend ein ödes, aber kein furchtbares, und die Seele ſtark rührendes Anſehen geben. Zwiſchen den Steinen wächſt kleines moosartiges Gras, das hin und wieder von erbärmlichen ins Graue fallenden Kühen kümmerlich abgeätzt wurde. Zwiſchen Hoſpital, und dem Hoſpitio ſteht nur eine einzige kleine Hütte, die wahrſcheinlich von den kunſtloſen Händen armer Hirten aus rohen übereinander gelegten Steinen iſt zuſammengeſetzt worden, damit ſie darin gegen plötzliche Ueberfälle von Ungewittern, und Schneegeſtöber Schutz finden möchten. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, flogen ſchnelle Nebel an den Spitzen und Rücken der Berge vorbey, die ſich bald in dicke Wolken, und dann in feinen Regen verwandelten, der immer ſtärker wurde, je näher wir der oberſten Höhe der Gotthardsſtraße kamen. Anfangs konnten wir die einzelnen Wolken, und alle ihre Bewegungen unterſcheiden. Wir ſahen ganz deutlich, wie ſie von oben herab zogen, wie ſie auf uns zukamen, wie ſie uns umgaben, und ſich hinter uns ins Urſeler Thal hinabſenkten. Zuletzt aber wurde die ganze Atmoſphäre ein einziges undurchſichtiges Wolkenmeer, das alle Berge verſchlang, und uns nur wenige Schritte um uns her zu ſchauen erlaubte. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß auf der Höhe des Gotthards mehrere Seen wären, ſo würden wir in Ge-

fahr geweſen ſeyn, hineinzulaufen; denn ſelbſt an dem Rande ihrer Ufer konnten wir nur ein kleines unbedeutendes Segment derſelben wahrnehmen. Wegen dieſes undurchdringlichen Gewölks, und des immer anhaltenden Regens hatten wir keine Luſt, den Urſprung des Ticino, und der Reuß, die wie kleine Bächlein unter den Füßen des Reiſenden wegfließen, genauer zu unterſuchen. Die höchſten Felsſpitzen des Gotthards blieben uns beſtändig unſichtbar; eine einzige ausgenommen, die nur zum Theil, und auf einen Augenblick aus den Wolken hervortrate. Bey dieſem Unfall war unſer größter Troſt dieſer, daßman auch bey dem heiterſtenWetter keine weite, und merkwürdige Ausſicht auf dem Gotthard hat, indem man nach allen Seiten hin mit gleich hohen Bergen umgeben iſt. Wir kehrten wie alle Reiſende in das Hoſpitium der Capuciner ein, und wurden von den ehrwürdigen Vätern freundlich aufgenommen. Beyde Patres waren Italiäner, unter welchen der ältere außer ſeiner Mutterſprache nur noch ein wegen des ganz verſchiedenen Accents ſchwer zu verſtehendes Latein, der andere aber doch ziemlich fertig franzöſiſch redete. Der letztere legt ſich ſeit einiger Zeit auf die Naturgeſchichte, und ſammlet allmälig die natürlichen Seltenheiten des Gotthards, an welchen kein anderer großer Berg ſo reich ſeyn ſoll. Eben dieſer kannte von den Göttingiſchen Gelehrten keinen andern, als den Herrn Hofrath Michaelis, von welchem er eine ins Franzöſiſche überſetzte Abhandlung geleſen hatte. Nach der Beſchreibung, welche man uns von dem Klima des Gotthards machte, müßte ein langer Aufenthalt auf dieſem Berge auch

Digitized by Google

für den neugierigſten Forſcher abſchreckend ſeyn. Der Schnee verliert ſich auf der Höhe, wo das Hoſpitium angelegt iſt, erſt im Julius, und kommt gegen das Ende des Auguſts, oder im Anfange des Septembers ſchon wieder. Ja die Väter verſicherten uns, daß es heute noch ſchneyen könnte. An manchen Stellen lagen noch große Klumpen von Schnee, der aber die Farbe, und Lockerheit, und faſt möchte ich ſagen, die Trokenheit des Schnees verloren hatte, und einem weichen Brey ähnlich war. In der Nachbarſchafft des Hoſpitii wachſen noch weniger, als im Urſeler Thale, Bäume, Geſträuche, Früchte, oder Gemüſe, und alle Lebensmittel müſſen alſo aus den Thälern heraufgebracht werden. Nicht einmal die Seen ernähren Fiſche, und von den kleinen Gräſern, welche die oberſte Fläche des Gotthards erzeugt, können nur kleine Heerden einige Monate unterhalten werden. Die Traurigkeit des langen Winters, und die Unfruchtbarkeit des Bodens werden den gaſtfreundlichen Gotthardsbewohnern nicht einmal durch die Vortheile vergolten, die von hohen Bergen unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen, nämlich durch weite Ausſichten, und eine heitere Luft. Vielmehr geſchieht es ſelbſt im Sommer oft, daß das Haupt des Berges viele Tage hinter einander mit dicken Nebeln oder Regenwolken umhüllt iſt, wenn man in den Thälern die ſchönſte Witterung hat. Ich hörte es hier zum erſten male, daß auch die höchſten Felsſpitzen des Gotthard ohne Gefahr zu erſteigen ſind. Aus dieſem Umſtande allein hätte man ſchließen ſollen, daß der Gotthard nicht ſo hoch ſeyn könne, als die unzugängli-

chen Berniſchen, und Savoyiſchen Berge, deren oberſten Höhen man ſich auf mehrere Stunden nicht nähern kann.

Ungeachtet aber der Gotthard, wenn man die ganze Höhe in Betrachtung zieht, einer der geringſten unter den großen Bergen in der Schweiz iſt, ſo muß man ihn doch in andern Rückſichten unter die merkwürdigſten rechnen. Er iſt gleichſam der Gränzſtock, an welchen ſich alle Alpenketten ſtützen, oder wie in einem gemeinſchafftlichen Mittelpuncte vereinigen. Von ihm laufen rechts die Berniſchen, Walliſer, und Savoyiſchen: und links die Bündtner und Glarner Berge aus, von welchen wieder alle übrigen Schneeberge in der Schweiz, und in Teutſchland ausgehen. Der Gotthard, und ſeine Nachbaren, oder Arme, die Grimſel und Furka, der Crispalt und Luckmanier enthalten die Quellen der größten Flüſſe in Europa, die in drey Meere ausfließen: die Quellen des Ticino, der Reuß, der Aar, der Rhone, des Rheins und der Donau. Der Urſprung von ſo vielen Flüſſen auf dem Gotthard, und in ſeiner Nachbarſchafft veranlaßte wahrſcheinlich am allermeiſten die Meynung, daß dieſer Berg der höchſte in der Schweiz ſey. Dieſer Grund war nicht ohne allen Schein, weil nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur die Zahl, und der Reichthum von Quellen, und Flüſſen ſich wie die Höhe und der Umfang von Bergen verhalten, von welchen ſie herabkommen.

Die Herren Capuciner ſpeiſten, wie der Abt in Engelberg, mit den Bedienten, und Arbeitern des Cloſters an einem Tiſche. Unter den Tiſchgenoſſen fand ſich auch

Digitized by Google

die Wirthin aus dem kleinen Gaſthofe, der nicht weit vom Hoſpitio ſteht, und ſo viel ich weiß, nur von Fuhrleuten beſucht wird. Weil Gaſtfreundſchafft die erſte Pflicht der guten Väter auf dem Gotthard iſt, ſo können ſie hier gegen das andere Geſchlecht nicht ſo ſtrenge, als in ihren Clöſtern ſeyn. Die Faſtenſpeiſen, die man auftrug, waren reinlich und gut, aber ganz nach Italiäniſchem Geſchmack zubereitet. Unter allen dieſen Cloſtergerichten würde ich mich am ſchwerſten an die Italiäniſche Polenta gewöhnen.

Wir warteten noch eine gute Stunde nach Tiſch, ob der Himmel ſich nicht aufklären würde. Weil aber der Regen immer fortdauerte, und auch weder für heute, noch wie die Patres vermutheten, für mehrere folgende Tage, Beſſerung der Witterung zu hoffen war; ſo machten wir uns früher, als wir ſonſt gethan hätten, auf den Rückweg nach Hoſpital, wo wir in weniger als anderthalb Stunden wieder anlangten. Zum Andenken meines Aufenthalts auf dem Gotthard ſchrieben wir unſern Namen in ein Buch, wie unſere Vorgänger gethan hatten, und nahmen einige merkwürdige Cryſtallſtücke mit, die uns von den freundlichen Vätern angeboten wurden.

Das Urſeren Thal ſcheint mir durch ſeine Milde, und Fruchtbarkeit eben ſo merkwürdig, als der Gotthard es durch die Menge von Flüſſen iſt, die von ihm herabflieſſen. Unſtreitig iſt es das höchſte bewohnte, und bewohnbare Bergthal in der Schweiz, das noch viel beſſere Alpen und Wieſen hat, als Engelberg, oder Oberhaßli, oder die Bergthäler auf dem Jura. Wenn in dem Urſeren Thal keine Obſtbäume, kein Getraide, und

faſt gar kein Gemüſe mehr gedeihen, ſo trägt es dagegen kräftigere Kräuter, als der ganze übrige Gotthard, und bringt auch wieder Tannen hervor, die ſchon eine Stunde vor dem Urnerloche aufhören. Dieſe Fruchtbarkeit eines ſo hohen Bergthals rühret gewiß daher, daß es rund umher mit Bergen umgeben iſt, welche die kalten Winde, aber nicht die Sonne, abhalten, und daß es ſich nicht von Mitternacht nach Mittag, ſondern von Morgen gegen Abend erſtreckt. Hätte das Urſeren Thal eben die Richtung, welche der Weg auf den Gotthard hat, ſo würde es vielleicht eben ſo kahl, als die Schöllenen, oder als die Seiten der Berge ſeyn, zwiſchen welchen man von Hoſpital nach dem Hoſpitio hinangeht.

Altorf, am 3ten Aug.

Ich glaube kaum, daß man die zehn Stunden von Hoſpital bis Altdorf ſchneller machen kann, als wir, indem wir ſie faſt in eben ſo viel Stunden Zeit gemachet haben, ungeachtet wir im Steg, wo wir wieder zu Mittage aßen, mehrere Stunden ausruheten. Als wir heute Morgen von Hoſpital fortgingen, hatte zwar der Regen aufgehört; allein es ſchien, als wann er in der nächſten halben Stunde wieder anfangen würde. Die Seiten der Berge im Urſeren Thale waren mit drohenden Wolken behangen, und gegen das Urnerloch hin, hatte ſich ein ſo dicker Nebel gelagert, daß man ſtatt des Felſens eine große Schneewand zu ſehen glaubte. Auch jenſeits des Urnerlochs blieben die Felſen noch lange mit Nebeln, wie mit weißen Mänteln bekleidet, und nur hin und wieder ſtreckten ſie ihre nackten und ſchwarzen

Glieder durch das zerſtörbare Gewand durch. Endlich aber drückte die Sonne alle Dünſte nieder, und der Himmel wurde eben ſo heiter, als er vorgeſtern geweſen war. Wir bemerkten auf dem Rückwege zwar nichts neues, allein die wiederholte Beobachtung prägte uns doch alle Eigenthümlichkeiten dieſes Weges noch tieffer ein. Die wenigen Merkwürdigkeiten von Altorf können Sie, wenn Sie wollen, im Schweizer Almanach leſen, und ich will Ihnen daher nur noch einige Bemerkungen über die Urner ſelbſt mittheilen. Beyde Geſchlechter in Uri ſind weder ſo ſchön, noch ſo groß, noch ſo ſchweizeriſch von Anſehen, als die Unterwaldner, oder übrigen Schweizer. Man trift hier weit mehr, als in Unterwalden, Italiäniſche Züge, Geſichtsfarbe, Haare, Augen, und ſelbſt Bildungen an. Die Kleidung iſt ungefähr, wie in Unterwalden; nur tragen die Urnerinnen weder ſolche Hüte noch Coeffüren, als die Unterwaldnerinnen, ſondern winden ihre unbedeckten Haare, wie die Straßburgerinnen, in Flechten auf dem Kopf zuſammen. Die Urner und Unterwaldner ſind die ruhigſten unter den kleinen Völkerſchaften der Schweiz, und laſſen ſich daher von ihren rechtmäßig erwählten, und regierenden Magiſtratsperſonen am leichteſten leiten.

Zum rothen Thurm, im Canton Schweiz
am 4ten Auguſt.

Als wir heute Morgen Altorf verlieſſen, hofften wir noch Einſiedeln zu erreichen. Wir wurden aber durch ein plötzliches Ungewitter unterwegs aufgehal-

Digitized by Google

ten, und mußten hier im Wirthshauſe zum Ochſen einkehren, welches Zeichen in den Hirtencantonen ſehr häufig iſt. Die Fahrt von Flüelen nach Brunnen im Canton Schweiz war faſt ganz dieſelbige, welche wir ſchon einmal auf der Herreiſe von Buochs gemacht hatten. Sobald man den Fuß bey Brunnen an's Land ſetzt, ſo merkt man, daß man in einer ganz andern Natur ſey, als wovon man bisher umgeben war. Das Thal, in welchem dieſer Flecken, und der Hauptort Schweiz ligt, erhebt ſich ſanft von dem Ufer des Vier Waldſtätter Sees, bis an die Reihe von Bergen, unter welchen die Schweizerhacken die höchſten ſind. Dies Thal iſt nicht allein offener, heiterer und freyer, ſondern auch reicher, bebauter und bevölkerter, als irgend eines, was ich in Unterwalden und Uri geſehen habe. Die trüben und wilden Bergwaſſer, die engen beklemmenden Thäler, die himmelhohen gleich zur Seite des Wanderers ſich erhebenden Berge, die entſetzlichen Felswände und deren Trümmer, die ewigen Gletſcher und Schneemaſſen hören hier auf einmal auf, und man iſt dagegen in ein ſchönes Amphitheater verſetzt, wo man allenthalben ruhige Cryſtall-helle Bäche, fette mit unzähligen Fruchtbäumen beſetzte Wieſen, fruchtbare und lachende Alpen, prächtige Kirchen und Flecken, und meiſtens ſtädtiſche, und mit Ziegeln gedeckte Häuſer ſieht. Nur jenſeits des Waldſtättet Sees ragen hin und wieder beſchneite Gipfel hervor, denn die Schweizerhacken, die bey unſerer Ankunft in Zürch noch ganz weiß waren, hatten jetzo keinen Schnee mehr. Weil es grade Sonn-

Digitized by Google

tag war, ſo ſahen wir allenthalben ganze Gemeinden aus der Kirche kommen, oder ſich bey den Kirchen verſammlen, oder doch haufenweiſe vor den Häuſern ſizen. Ich habe die Schweizer und Schweizerinnen zwar ſchöner, weißer und größer gefunden, als die Urner und Urnerinnen, aber nicht ſo ſchön, und ſtark, und gewandt, als die Berniſchen Oberländer. Dagegen ſtehen die Offenheit, Entſchloſſenheit, und der Muth, einmal gefaßte Entſchlüſſe durchzuſetzen, wodurch ſich dies Volk von jeher ausgezeichnet hat, mit viel ſtärkern Zügen auf den Geſichtern, beſonders der Männer geſchrieben, als auf den Geſichtern ſeiner Nachbaren. Unter den jungen Leuten ſchienen mir die Mädchen geiſtreichere, und ausdrucksvollere Geſichter zu haben, als die Jünglinge. Die erſtern ſind in Anſehung der Form des Geſichts den Unterwaldnerinnen ähnlich, durch Kleidung und Putz aber unterſcheiden ſie ſich auf eine vortheilhafte Art von ihnen. Mieder und Röcke ſind, wie in Uri und Unterwalden, aber reinlicher, und im Durchſchnitt auch prächtiger. Das zuſammengeflochtene Haar dekt ein kleines Hütchen, das immer mit einem Bande umwunden iſt. Ein andres zierliches Bändchen befeſtigt die weiſſen Hemdeermeln über dem Ellbogen, welches viel leichter und freyer ausſieht, als wenn die Ermel unter dem Ellbogen zugebunden ſind. Schweiz übertrift alle übrige Flecken, die ich bisher in den kleinen Cantonen gefunden habe, ſowohl an Schönheit, als an Reinlichkeit der Straſſen und Gebäude. Im Gaſthofe zum Rößlein wurden wir wieder nach Teutſcher, oder faſt

Digitized by Google

Berniſcher Art bewirthet. Gleich nach Tiſche beſuchten wir den Herrn Land-Ammann Hedlinger, bey welchem man die Arbeiten ſeines Schwiegervaters, des berühmten Künſtlers am vollſtändigſten antrift. Er zeigte und erklärte uns dieſe Schätze mit eben der Gefälligkeit, die ſchon mehrere Reiſende gerühmt haben. Zu den ſeltenſten Stücken gehört eine Medaille auf Oſtermann, und ein memento mori, worüber der große Hedlinger ſtarb. Sowohl in dieſen, als in den übrigen Werken des großen Medailleurs bewunderte ich die Erfindung immer noch mehr, als die Ausführung, ſo unübertreflich dieſe auch iſt. Der Weg und die Gegenden zwiſchen Schweiz und Stein, und über den Sattel, einen in der Hitze ſchwer zu erſteigenden Berg, bleiben denen zwiſchen Brunnen und Schweiz ſehr ähnlich. In Stein verweilten wir einige Augenblicke vor der Capelle, die man dem edlen Stauffacher, einem der drey erſten Eidgenoſſen, die ſich auf dem Rütli wider die Oeſterreichiſchen Tyrannen verſchworen, zu Ehren errichtet, und erneuert, aber noch nicht wieder bemahlt und beſchrieben hat. Der Capelle gegenüber liegen die kaum kennbaren Ruinen des Hauſes, wo der unſterbliche Befreyer ſeines Vaterlandes gewohnt haben ſoll, und die jetzo von einem Nußbaume beſchattet werden.

Auf unſrer ganzen Reiſe ſind wir nicht ſo oft, und ſo freymüthig angeredet worden, oder hat man uns auf unſere Fragen nicht ſo leicht, und ſchnell geantwortet, und ein angefangenes Geſpräch ſo gerne fortgeſetzt, als im Canton Schweiz. Die Landleute in

dieſem Canton ſind wenigſtens unſern Erfahrungen nach viel mehr von ausländiſchen Angelegenheiten unterrichtet, und auch neugieriger darnach, als die in Unterwalden und Uri. Der Grund ligt zum Theil in der größern Wohlhabenheit der Einwohner von Schweiz; zum Theil aber auch im Klima, deſſen Wirkungen hier, wie in vielen ähnlichen Fällen ſehr ſichtbar, wenn gleich unerklärlich ſind. Die Schweizer, Appenzeller und Glarner ſind unter den demokratiſch regierten Völkerſchaften der Schweiz, ſo wie die wohlhabendſten, alſo auch die aufgeklärteſten und geiſtreichſten, die am eiferſüchtigſten über ihre Rechte, und am ſchärfeſten über ihre Magiſtratsperſonen wachen, und ſie auch bey kleinen Verſehen zur ſtrengſten Rechenſchaft ziehen. Nichts deſto weniger laſſen ſich auch die Landleute in dieſen Cantonen, wie es von jeher in allen Demokratien geſchah, und billig geſchehen ſollte, von den weiſeſten und beſten Mitbürgern ohne Widerſpenſtigkeit leiten, wenn dieſe nur unter einander einig, und redlich geſinnt ſind. Im Canton Schweiz wohnen, wie in den übrigen Cantonen, gewiſſe Familien, die ſeit vielen Jahrhunderten die erſten Würden der Republik bekleideten. Weil dieſe Würden nicht allein mit gar keinen Vortheilen, ſondern mit großem Aufwande und Zeitverluſt verbunden ſind, ſo bewerben ſich arme, oder mittelmäßig begüterte Landleute nicht darum, ſondern begnügen ſich mit dem Vorrechte, ſie reichern und beſſern, als ſie ſind, geben zu können. Wenn ſich aber einmal eine Familie durch Reichthum und Verdienſte zu den erſten Ehrenſtellen erhoben hat,

wie die der Hedlinger, und Reding, ſo iſt es faſt unwahrſcheinlicher, daß ſie wieder ſinken werde, als es bey angeſehenen und begüterten Häuſern in ariſtokratiſchen Staaten iſt. In den kleinen Cantonen iſt nicht nur viel weniger Veranlaſſung zu verderblichem Aufwande, und Familien zerſtörenden Ausſchweifungen, als in den gröſsern Städten, ſondern es gibt auch Gründe für die Erhaltung des Wohlſtandes und der Unverdorbenheit derſelben, die ſich in den Städten nicht finden. Der vornehmſte unter dieſen Gründen iſt die Furcht, durch groſſen Aufwand ſich den Neid und Haß des Volks zuzuziehen, das es immer übel empfindet, wenn diejenigen, die alles Anſehen von den gemeinen Landleuten empfangen, ſich zu ſehr über dieſelben erheben wollen. So lange aber der Reichthum einer regierenden Familie fortdauert, und die Sitten, Fähigkeiten und Kenntniſſe ihrer Mitglieder nicht zu ſehr verdorben, oder zu mittelmäßig werden, ſo ſind die Verdienſte und Wohlthaten der Väter immer Grund genug, warum man die Söhne und Enkel begünſtigt, und ähnliche Verdienſte, und Wohlthaten von ihnen hofft. Zu den reichſten Einwohnern von Schweiz gehörten der verſtorbene General Reding, und der große Hedlinger, wovon der erſte über 400000 Gulden, und der andere ein noch größeres Vermögen nachgelaſſen haben ſoll: ein Vermögen, womit dieſe Männer ſich in ihrem Vaterlande ſo viele Clienten verbinden konnten, als ſie nöthig hatten, um ihren Rathſchlägen und Entwürfen ein entſcheidendes Uebergewicht zu geben.

Digitized by Google

Der Canton Schweiz iſt vielleicht jezo der einzige Staat in Europa, deſſen Mitglieder zu den öffentlichen Bedürfniſſen nicht allein nichts beytragen, ſondern noch ſogar anſehnliche Einkünfte vom Staate ziehen. Es war nämlich von alten Zeiten her gewöhnlich, daß das Bundesgeld, welches Frankreich jährlich an die katholiſchen Cantone, und alſo auch an Schweiz auszahlt, unter die Landleute vertheilt wurde. Dieſes Bundesgeld betrug anfangs ſo viel, daß man einem jeden Landmann und einem jeden ſeiner Söhne, ſelbſt dem Säuglinge, zween Gulden geben konnte. Als ſich nun in der Folge während des langen und glüklichen Friedens, den die Schweiz ſchon mehrere Jahrhunderte genoſſen hat, die Bevölkerung vermehrte, reichten die Franzöſiſchen Subſidien zu der bisherigen Dividende nicht mehr hin. Kein Ammann aber wagte es, aus Furcht, ſich und ſeine Familie verhaßt zu machen, auf die Verminderung des auszutheilenden Bundesgeldes anzutragen, und es blieb alſo nichts übrig, als die fehlende Summe jährlich aus andern Quellen öffentlicher Einkünfte: aus den geringen Zöllen, dem Ohngelde, welches die Wirthe entrichten müſſen, aus Strafgeldern u. ſ. w. herzunehmen. Eine andere Quelle von Einkünften für den gemeinen Mann ſind die Landvogteyen, die zwar nicht öffentlich, aber doch in der Stille, ſo ſehr auch alle Beſtechungen verboten ſind, an den Meiſtbietenden verkauft werden, wiewohl es bisweilen geſchieht, daß man Landvogteyen aus Mitleiden, oder um vornehme Bewerber zu demüthigen, an verdienſtvolle aber arme

Candidaten, ſogar an gemeine Landleute verſchenkt. Ungeachtet man der Regel nach die Landvogteyen zu verkaufen pflegt, ſo dürfen ſich deswegen doch die Landvögte nicht unterſtehen, ſolche Erpreſſungen an den Unterthanen auszuüben, als in Monarchien meiſtens ungeſtraft geſchieht, wo einzelne Lieblinge, oder Mätreſſen die Verkäufer von Ehrenſtellen, und dann auch die Beſchützer der Böſewichter ſind, die ſie zur Bedrückung der Unterthanen gemißbraucht haben. Die Unterthanen der demokratiſchen Cantone werden zwar nicht ſo väterlich und milde regiert, als die der ariſtokratiſchen, auch werden zum Beſten der erſtern nicht ſo groſſe und koſtbare Unternehmungen ausgeführt, als zum Wohl der letztern; allein gewiß würde das Volk ungerechte, und gewaltthätige Landvögte eben ſo ſtrenge beſtrafen, als wenn ſie für ihre Stellen gar nichts gegeben hätten.

Im Canton Schweiz gibt es, wie in allen andern Cantonen, Aufwandsgeſetze, zu deren Beobachtung aber die Vornehmſten mehr aus Furcht vor dem Volke, als die Geringern aus Furcht vor der Strafe bewogen werden. Wenn der Vornehmere zu viel Aufwand macht, ſo zieht er ſich ein gröſſeres Uebel, als die Geſetze nur drohen können, den Neid des Volkes zu. Wenn hingegen die Geringern in ganzen Haufen die Geſetze beleidigen, die ſie ſelbſt gemacht haben, ſo darf keine Magiſtratsperſon der feſtgeſetzten Strafe erwähnen, weil ſie in einem ſolchen Fall als abgeſchaft angeſehen wird.

Digitized by Google

Eben die Urſache, welche die Vollziehung ſtrenger Aufwandsgeſetze hindert, nämlich die zu groſſe Macht des Volks, und das zu kleine Anſehen der Magiſtratsperſonen, eben dieſe Urſache hat auch die jährlichen Waffenübungen faſt ganz abgeſchaft, oder noch mehr in Spielwerke verwandelt, als wozu ſie in den ariſtokratiſchen Staaten herabgeſunken ſind. Auch ſoll die Luſt zu ausländiſchen Kriegsdienſten, und die Zahl derer, die hineingehen, mit jedem Jahre in den kleinen Cantonen abnehmen; ſo wie den auswärtigen Mächten Recruten aus den ariſtokratiſchen Cantonen willkommner, als aus den demokratiſchen ſind, weil man die erſtern leichter an eine ſtrenge Zucht, und Unterordnung gewöhnen kann. Jetzo geſchicht das von ſelbſt, und aus natürlichen Urſachen, was der heilige Claus von der Flüe, und alle ächte Patrioten der ältern Zeiten nicht durch die rührendſten, und bündigſten Vorſtellungen gewinnen konnten: daß nämlich die Schweizer die Künſte des Friedens, Viehzucht, Wein- und Ackerbau, dem verderblichen Reißlaufen, oder dem Verkaufe ihres Bluts, und ihrer Arme an ehrgeizige Fürſten vorziehen möchten. Im fünfzehnten Jahrhunderte waren Kriegsdienſte, beſonders wegen der groſſen Beute, die ſie in und nach den Burgundiſchen Kriegen verſchaften, einträglicher, als die Künſte des Friedens; jetzo hingegen iſt es viel leichter, durch Sparſamkeit, und fleißigen Anbau des väterlichen Bodens mehr zu gewinnen, als durch auswärtige Kriegsdienſte. Ein alter derber Schweizer, der ein groſſer Bewunderer Friedrichs des Groſſen war, und von den

Verbeſſerungen, die der Kaiſer mit ſeinen Ländern vornimmt, manches gehört hatte, geſtand ſelbſt, daß ſeine Landsleute vieles von ihrer alten Tapferkeit verloren hätten, und daß es ihnen wahrſcheinlich jetzo nicht mehr gelingen würde, auf der Höhe von Morgarten, die wir vor uns hatten, ein eindringendes Oeſterreichiſches Heer mit Steinen zurück zu ſchlagen.

Im Canton Schweiz zeigt ſich das Hirtenleben in ſeiner angenehmſten, und urſprünglichſten Geſtalt. Die Landleute ſind hier im Ganzen vielleicht eben ſo wohlhabend und glücklich, als in Appenzell und Glarus, und zugleich ſind ſie von allen den Begierden und Lüſten frey, welche Handel und Induſtrie unter den Appenzellern und Glarnern erweckt haben, oder bald erwecken müſſen. In Schweiz zieht die Viehzucht die ganze Aufmerkſamkeit des aufgeweckten, und ſeine Nachbaren in Uri und Unterwalden an Thätigkeit übertreffenden Einwohners auf ſich, und eben daraus muß man es vielleicht erklären, warum das Schweizervieh das gröſte unter allen iſt, ungeachtet die Alpen des Cantons von denen anderer Cantone an Güte übertroffen werden. Dies letztere muß man wenigſtens daraus ſchließen, daß die Schweizerkäſe weder ſo theuer, noch ſo berühmt ſind, als die aus vielen andern Gegenden. Wenn man die Erziehung und Lebensart der Schweizerkühe erzählen hört, ſo wundert man ſich nicht mehr, daß das Schweizervieh gröſſer, als anderswo ſey. Zuerſt erhalten die jungen Kälber faſt alle die Nahrung ohne Abzug, welche die Natur ihnen beſtimmt hatte, und ſie werden daher den ganzen Win-

ter durch ganz allein mit Milch genährt. Im Frühling treibt man die Heerden in die früheſten und fetteſten Wieſen, wo man für jedes Stück groſſes Vieh in einer einzigen Woche zwey Gulden bis einen neuen Thaler Grasgeld bezahlen muß. Wenn das erſte junge Gras abgefreſſen iſt, ſo fährt mau (dies iſt der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wieſen, wo das Vieh abermals friſche Weide findet. Von den höhern Wieſen erhebt man ſich zu den niedrigen Alpen, und von dieſen zuletzt auf die höchſten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers, oder den Herbſt eben ſo herabſteigt, als man hinangeſtiegen war. Die Wieſen werden alſo zweymal, nämlich im Frühling und im Herbſt abgeäzt, und dennoch geben ſie eine doppelte reiche Heuerndte. Wenn man anderswo die Kälber eben ſo lange, und reichlich mit Milch nährte, und die Heerden eben ſo oft auf friſche Weiden triebe, und in beſtändiger Bewegung erhielte, ſo würde man, wenn auch nicht ſo großes Vieh, als in der Schweiz ziehen, doch gewiß die Racen allmählig und merklich veredeln. Selbſt in Schweiz, und in den übrigen kleinen Cantonen iſt das Vieh, was man zur täglichen Nothdurft nahe bey den Häuſern oder Dörfern behält, und nicht die beſtändig abwechſelnde Nahrung und veränderte Luft auf den Alp-Reiſen genießen läßt, eben ſo klein, als in Teutſchland. Bey derſelbigen Nahrung und Lebensart bleibt aber doch auch in denſelbigen Cantonen und Heerden immer ein mächtiger Unterſchied unter den einzelnen Stücken Vieh, ſowohl in Rückſicht auf Gröſſe, als auf Ergiebigkeit. Im Durchſchnitt giebt eine Kuh,

Digitized by Google

die auf den Alpen im Canton Schweiz weidet, ſieben bis acht Maaß Milch, oder doppelt ſo viel Quartiere: einige aber auch zehn bis funfzehn Maaß. Nach dieſem Verhältniſſe werden Senten oder Heerden von dreyßig Kühen, das Stück zu zehn und eine halbe Caroline, einzeln ausgeſuchte Kühe aber zu fünfzehn, zwanzig bis fünf und zwanzig Carolinen verkauft. Die Milch iſt am kräftigſten, wenn die Kühe das kleinſte, und am ſchwächſten, wenn ſie das gröſte Maaß geben. Von hundert Maaß Milch erhält man hier nicht fünfzig, ſondern nur fünf bis ſechs und dreyßig Pfund Käſe, der alsdann am beſten wird, wenn man ihn halb aus friſcher oder warmer, und halb aus ſolcher Milch macht, die fünf Stunden geſtanden hat. Im Canton Schweiz giebt es noch viele Menſchen, ſelbſt wohlhabende, die in ganzen Monaten weder Brod noch Fleiſch eſſen, und ſich ganz allein von Milch, oder vielmehr von friſchem durch eine gelinde Wärme geronnenen Rahm nähren. Drey groſſe Löffel von ſolcher fetten Milch machen alle Nahrung aus, welche die ſtärkſten Männer, wenn ſie ſich einmal an dieſe Milchſpeiſe gewöhnt haben, den ganzen Tag zu ſich nehmen. So wenig Nahrung würde gewiß nicht hinreichen, wenn nicht die Arbeiten des Hirten ſo gelinde wären, und ſo fette Speiſe würde wiederum die Hirten tödten, wenn nicht der beſtändige Genuß der reinen und ſcharfen Bergluft die Verdauung beförderte und die Drüſen offen erhielte.

Einſiedlen, am 5ten Aug.

In einer Viertel=Stunde werden wir die Heiligthümer und Merkwürdigkeiten des Cloſters beſehen. Bis dahin will ich mein Tagebuch bis hieher fortſetzen.

Wir ſaßen geſtern Abends eben am Tiſche, als wir auf einmal, ſelbſt bey einem ſtarken Regen, ein heftiges Lärmen in unſerer Nachbarſchaft hörten. Auf unſere Frage, was dieſes bedeute, antwortete man uns, daß eine Geſellſchaft von jungen Leuten aus dem Dorfe ſich verſammlet habe, dreyen Mädchen, die Liebhaber aus einem andern Dorfe eingelaſſen hätten, gleichſam ein komiſches Ständchen zu bringen, und ſie für die Untreue zu ſtrafen, die ſie an den Jünglingen ihres Dorfs begiengen. Die eiferſüchtigen Liebhaber ahmten nicht nur das Geſchrey, und die Stimmen von allerley Thieren nach, ſondern hielten auch mit verſtellten Stimmen Unterredungen, die ſich auf den gegenwärtigen Fall bezogen, von welchen wir aber leider nichts verſtehen konnten. Wahrſcheinlich würde man die glücklichen Freyer übel behandelt haben, wenn ſie ſich durch Spott und Drohungen hätten bewegen laſſen, ſich aus den Armen ihrer Mädchen loszureißen.

Der Weg vom Rothen Thurm bis Einſiedlen iſt ſehr bequem, die Gegend aber viel weniger fruchtbar und ſchön, als in den übrigen Theilen des Cantons Schweiz. Man ſieht nur ſeltene, und weniger gut gebaute Dörfer und Häuſer, keine hohen Alpen, und gar keine Fruchtbäume mehr. Ehe Einſiedlen geſtiftet war, muß dieſe Gegend, wie das Thal, in welchem das Cloſter liegt, eine furchtbare Wildniß geweſen ſeyn.

Digitized by Google

Auf dem ganzen Wege begegneten uns kleinere, oder größere Schaaren von Pilgrimmen aus allerley Cantonen, von allerley Geſchlecht und Altern, die meiſtens laut an ihren Roſencränzen beteten. In der katholiſchen Schweiz hält es der Landmann faſt für eine unverletzliche Pflicht, jährlich, oder doch in ſeinem Leben mehrmalen zu der heiligen Mutter Gottes in Einſiedlen zu wallfahrten, und ſich Ablaß zu holen. Maria Einſiedlen iſt nach dem Zeugniſſe vieler Reiſenden das ähnlichſte Nachbild von Loretto, und ich glaube, daß es ſich viel länger als das letztere erhalten, wenigſtens ſeine Schätze bewahren werde. Alles lebt hier vom Cloſter, und von Pilgrimmen, und ganz Einſiedlen iſt ein Haufen von Wirtshäuſern, deren ausgehängte Zeichen einen ſeltſamen Eindruck auf einen Reiſenden machen, der noch nie einen aus bloßen Wirtshäuſern beſtehenden Ort geſehen hat.

Aegeri, im Canton Zug an dem
Abend deſſelbigen Tages.

Jetzo habe ich die innere Schweiz, oder die kleinen Cantone ſo weit geſehen, als es meine Umſtände erlaubten. Ich wollte noch von Schweiz auf Appenzell, und von da über St. Gallen und Zürch zurückkehren; weil ich aber nirgends, nicht einmal in Schweiz, Briefe, oder Nachrichten aus Nidau gefunden habe, ſo eile ich nach dieſem Städtchen zurück, wo ich in drey Tagen zu ſeyn denke. Die nicht geſehenen, oder nicht genau beobachteten Theile der Schweiz will ich für eine künftige Reiſe aufſparen.

Einſiedlen enthält eine der größten, aber geſchmack-loſeſten Sammlungen von heiligen Koſtbarkeiten in ganz Europa. Das Cloſter ſelbſt, beſonders wenn man es in einiger Entfernung anſieht, und die Fehler des Details nicht genau unterſcheiden kann, macht in der That einen prächtigen Eindruck. Zuerſt fällt das Auge auf einen ſchönen Brunnen, der durch ein Bild der heiligen Jungfrau wunderthätige Kräfte erhalten ſoll. Nicht weit hinter dem Brunnen ſteht ein halber Cirkel von Krambuden, in welchen man heilige Schnurrpfeifereyen, Roſencränze, Creuze und Glöckchen, Marienbilder u. ſ. w. um einen unglaublich geringen Preis verkauft. Ohne dieſen Halbcirkel würde, ſcheint es, der breite und ſanft ſich erhebende Platz, der vor dem Cloſter iſt, zu groß oder zu öde ſeyn. Das Cloſter ſelbſt liegt auf einer Anhöhe, welche Lage den Eindruck des Ganzen nicht wenig verſtärkt. Das Hauptgebäude, oder das Hauptſtück der an einander hängenden Gebäude, iſt die Kirche ſelbſt mit den Thürmen, die ſich an ihren beyden Seiten emporheben, und von welchen das eigentliche Cloſter, oder die Wohnungen der Conventherren fortlaufen. An den Enden des Hauptgebäudes ſtehen zween etwas heraus gebaute Pavillons, hinter welchen unermeßliche Seiten- und Haushaltungsgebäude aufgeführt ſind. Die Thüren der Kirche, und die Fenſter in den Zimmern ſind zu klein; noch beleidigender aber iſt die kleine Krambude, die an der Seite des Eingangs in die Kirche angelegt iſt, in welcher ein Mönch Andachtsbücher, geweihte Kerzen, Bilder u. ſ. w. verkauft. Der Garten iſt klein und ſchlecht, und voll

Digitized by Google

von Spuren einer mönchiſchen Haushaltung. Die ſichtbarſte war ein rothes Brett, womit die grüne Gartenthüre geflickt, oder zuſammengeheftet war. Beym erſten Eintritt in die Kirche erblickt man das prächtige marmorne Gehäuſe, womit im Anfange des letzten Jahrhunderts ein Erzbiſchoff von Salzburg die innere, der Sage nach von Gott ſelbſt geweihte, und erbaute Capelle eingefaßt hat. Ungeachtet wir die ungünſtigſte Jahreszeit trafen, wo die Feldarbeiten den Landmann am allermeiſten verlangen, ſo fanden wir doch viele Pilgrimme, von denen einige in der Capelle ſelbſt vor dem Angeſichte des wunderthätigen Bildes, andere an der äußern marmornen Wand knieeten. Am aufmerkſamſten beobachtete ich diejenigen, die ihre Arme in die Höhe hoben, um ihre Finger in fünf Löcher zu ſtecken, von welchen man glaubt, daß die Gottheit ſie als Spuren ihrer Allmacht in einen zur Sicherheit mit Metall bekleideten Stein eingedrückt habe. Alle, die ſich dieſem Denkmale näherten, thaten es mit einem Zutrauen, als wenn ſie die Gottheit ſelbſt berührten, und einen Theil ihrer Kraft in ihre Seelen und Leiber leiten könnten. Das wunderthätige Marienbild iſt, wie die älteſten und heiligſten Statüen unter allen Völkern waren, von Holz, und auch eben ſo ſchwarz und mittelmäßig gearbeitet, als dieſe.

Faſt ſcheint es, als wenn ihre Diener es ſelbſt gefühlt hätten, daß der gänzliche Mangel äußerer Reize durch Glanz der Kleidung und des Schmucks auf eine gewiſſe Art erſetzt werden müſſe. Die heilige Jungfrau wird alle Woche neu bekleidet, und mehrere ihrer

Digitized by Google

Gewänder ſind ſo prächtig, daß keine Königinn der Erde es von dieſer Seite mit der Himmelsköniginn in Einſiedlen aufnehmen kann. Sowohl neugierige, als andächtige, und raubſüchtige Pilgrimme werden durch ein Gitter gehindert, ſich dem Bilde, und ihrem Schmucke ganz nähern zu können. Dies heilige Bild ſteht in einem feyerlichen Helldunkel, wo man mehr mit der Phantaſie, als mit den Augen ſieht. Der große in Mayland verfertigte Altar, und mehrere kleinere aus inländiſchem Marmor ſind prächtig, allein dieſe vergißt man ganz, wenn man in die Schatzkammer der Mutter Gottes geführt wird. Hier ſieht man außer unzähligen andern Koſtbarkeiten Gewänder der heiligen Jungfrau, die über und über dicht mit Perlen geſtickt ſind, und unter denen eins allein faſt zweymal hundert tauſend Stück enthalten ſoll: eine zehnpfündige goldne Monſtranz, die mit hunderten von Diamanten, Rubinen, und allen andern Arten von Edelſteinen beſetzt iſt; Roſenkränze von Ambraſtücken: eine einzige Perle, die faſt ſo groß, als eine kleine welſche Nuß, aber unregelmäßig geſtaltet iſt, u. ſ. w. Kein anderes Cloſter hat vielleicht einen ſo großen Vorrath von goldenen, und ſilbernen Heiligen, Kindern, und Gliedmaßen, an welchen die Mutter Gottes Wunder gethan hat: vorzüglich aber an gräßlich ſchön aufgeputzten Gerippen, und Gebeinen von Heiligen beyderley Geſchlechts. Unter dieſen Gerippen fand ſich auch das der heiligen Adelheit, einer Gemahlin des Kaiſers Otto, auf deren Bruſt man eine Thür angebracht hatte, die man öffnen, und alsdann in das Innerſte der Heiligen hinein ſchauen

konnte. Ein ſcheuslicher Einfall, der nur aus dem Kopf eines Mönchs, oder eines von Mönchen geleiteten Arbeiters kommen konnte! Der Pater, der uns alle dieſe Heiligthümer zeigte, that es mit einer Innigkeit des Glaubens, als wenn er nicht einmal ahndete, daß es in der Welt ungläubige Ketzer gebe, und daß auch wir dazu gehören könnten. Das Geſchenk, was man dem Pater für die Erlaubniß giebt, die Schätze des Cloſters zu ſehen, fällt dem letztern zu, oder wird wenigſtens zur Verzierung des Cloſters angewandt, und ich kann mir alſo auch ſchmeicheln, daß ich mein Scherflein zu den noch immer, wiewohl jetzo nur langſam ſich häufenden Schätzen der Mutter Gottes beygetragen habe. Unter vielen tauſenden von Pilgrimmen iſt jetzo nicht einer, der dem Cloſter andere Geſchenke oder Vortheile zuwendete, als die etwa aus dem Verkaufe von Kerzen, Bilderchen, oder Andachtsbüchern gezogen werden. Mich wunderte es, daß man bey der Vorzeigung der außerordentlichen Reichthümer nicht mehr Vorſicht brauchte, als man gegen uns, die wir ganz unbekannt waren, zu beobachten für nöthig fand. Wenn unſre Geſellſchafft, die aus vier Perſonen beſtand, einen Anſchlag auf die überflüſſigen Schätze der heiligen Jungfrau gehabt hätte, ſo würde es uns leicht geweſen ſeyn, den Pater, der ſie uns aufſchloß, den Küſter, der ihm half, und einen Schuſter, der unſer Cicerone war, zu überwältigen, oder aus dem Wege zu ſchaffen, ohne daß man es in der Kirche, oder im Cloſter gemerkt hätte. Als wir aus dem Schatzgewölbe heraus kamen, wurde im Cloſter geſpeiſt, und wir hatten alſo

eine Stunde Zeit, die umliegende Gegend zu unterſuchen. Als wir uns nachher zur beſtimmten Stunde einfanden, um die Bibliothek zu beſehen, mußten wir oft klingeln, ehe wir eingelaſſen wurden. Wir baten mehrere vorübergehende Herren aus dem Cloſter, den Bibliothecar von unſrer Gegenwart zu benachrichtigen; allein keiner ſchien Gefälligkeit gegen Fremde, oder auch nur eine freundliche Antwort unter ſeine Pflichten zu zählen. Dieſer kalten Begegnung hätten wir ſehr leicht ausweichen können, wenn wir uns bey dem Herrn Abt, einem durch ſeinen Character und Aufklärung noch mehr, als durch ſeinen Stand verehrungswürdigen, und auch in der ganzen Schweiz verehrten Mann hätten anmelden laſſen; allein wir waren in einem ſo zerrütteten Zuſtande, daß wir es nicht wagen mochten, uns einem geiſtlichen Herrn, der den Titel eines Fürſten des heil. röm. Reichs führt, vorſtellen zu laſſen. — Endlich kam der Herr Bibliothecar, ein freundlicher Mann, der uns aber manche Frage nicht beantworten konnte, oder mochte. Er ſchätzte die große Bibliothek auf zwanzig tauſend Bände, eine übertriebene Zahl, wenn mich mein Augenmaaß nicht ganz trügt! Sie beſteht größtentheils aus ſcholaſtiſchen, philoſophiſchen, und theologiſchen Büchern. Sowohl von Newtons, als Malebranche's Werken waren einzelne Bände an einen gelehrten Pater gegeben, der ſich von allen, die ich ſah, ſehr unterſcheiden muß, und den ich wohl hätte kennen lernen mögen. Die Sammlung von Handſchriften iſt weder ſo groß, noch ſo koſtbar, als in Reichenau, und St. Gallen; ich ſage Ih-

Digitized by Google

nen nichts davon, weil ſchon Verzeichniſſe derſelben gedruckt ſind. In der kleinern oder in der Handbibliothek ſahen wir einen Schweinskopf vollkommen in einem Sandſtein verſteinert, und beſonders die Zähne auf das allerdeutlichſte ausgedruckt. Dies merkwürdige Stück war erſt vor kurzem gefunden worden. Der Reichthum des Closters läßt ſich daraus abnehmen, daß täglich zwey hundert und dreißig Perſonen im Closter ſpeiſen, unter welchen neunzig Patres, oder Fratres, und vier und zwanzig Schüler ſind. Die griechiſche, und hebräiſche Sprache, und ſogar die Muſik, ſonſt eine von den vornehmſten Beſchäfftigungen in Clöſtern, werden bloß in den Ferien, oder in den Erholungsſtunden gelehrt. Auch in Einſiedlen kann man ſich überzeugen, daß die Lebensart in den Clöſtern der Geſundheit des Leibes wenigſtens eben ſo ſehr, als der Geſundheit der Seele zuträglich ſey. Denn allenthalben begegneten uns runde ausgemäſtete Cörper, und volle blühende Geſichter, welche die ſelige Geiſtesruhe ihrer Beſitzer verkündigten. Die Gegend, in welcher Einſiedlen liegt, muß nothwendig ein jeder Reiſender traurig finden, er mag aus dem Zürcher, oder Schweizer, oder Zuger Gebiet kommen. Man ſieht weder Weinberge, noch reiche Fluren, noch lachende durch Obſtbäume verſchönerte Wieſen, ſondern einförmige Gründe und Alpen, die wahrſcheinlich unfruchtbarer ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Die Gegend ſcheint aber auch nicht einmal ſo öde, als die Einwohner ſelbſt arm, und träge ſind, welches ſie mit allen Einwohnern berühmter Wallfahrtsörter gemein

haben. Weil die Einſiedler von dem, was Reiſende und Pilgrimme verzehren, oder von dem Ertrage heiliger Tändeleyen zur Noth leben können, ſo denken ſie nicht daran, ſich durch ſaure, oder anhaltende Arbeiten Bequemlichkeiten und Ueberfluß zu verſchaffen. Gleich dem ausgearteten Pöbel von Athen und Rom ſtanden, oder wandelten vor dem Cloſter, Haufen von müßigen, und mit ſchwarzen Mänteln behängten Männern umher, entweder um ihre Langeweile zu vertreiben, oder einem kleinen Geſchenke aufzulauern, das ſie durch die Dienſte von Ciceronis erhaſchen könnten.

Gleich nachdem wir Einſiedlen verlaſſen hatten, nahm ich mit inniger Rührung von meinem vortrefflichen Freunde, und Gefährten auf der Reiſe durch die kleinen Cantone Abſchied. Herr Profeſſor Abel wandte ſich rechts nach dem Zürcher See hin, den ich auf der nächſten Anhöhe in groſſer Ferne glänzen ſah, und ich ſtieg wieder den Berg hinan, den wir heute herunter gekommen waren. Auf dem Joſt, der Schweiz von Zug ſcheidet, ſah ich noch viel deutlicher, als auf dem Sattel, das Schlachtfeld bey Morgarten, wo dreyzehn hundert ſchlecht bewaffnete Landleute 1315. die ſchwer bewaffnete Oeſtreichiſche Ritterſchaft durch Steine, die ſie vom Berge herabrollten, erſt in Unordnung brachten, und dann mit groſſem Verluſte zurückſchlugen. Aegeri iſt ein wohlgebauter Flecken im Canton Zug, wo ich ein reinliches Wirthshaus, und eine alte freundliche und vertrauliche Wirthin gefunden habe, die ſich nicht genug darüber wundern kann, daß ein ſo vornehmer Herr, als für welchen ſie mich anſieht, eine ſo weite

und beſchwerliche Reiſe aus bloſſer Neugierde unternommen habe.

Lucern, am 6ten Auguſt.

Zu meiner groſſen Freude habe ich jetzo das Ende meiner Fußreiſe erreicht, und bin ſchon mit dem Junker Meyer, Oberaufſeher des Wegbaus im Lucerniſchen, der die meiſten und beſten Miethpferde hält, dahin übereingekommen, daß er mich in einem leichten, einſitzigen, aber mit zweyen Pferden beſpannten Fuhrwerk übermorgen Abend nach Nidau liefern laſſen ſoll.

Heute Morgen giengen wir gleich nach vier Uhr von Aegeri weg, und kamen bald nach ſechs Uhr in Zug an. Die Menſchen ſind im letzten Canton nicht ſo ſchön, als in Schweiz, aber die Wieſen ſind noch fruchtbarer, und die Obſtbäume, die dieſes Jahr auch hier faſt gar nicht getragen haben, noch häufiger. In Zug iſt, wie in den übrigen kleinen Cantonen, die Viehzucht die Hauptbeſchäftigung der Einwohner, denn von Manufakturen habe ich nichts gehört, und der Weinbau iſt unbedeutend. Weil hier aber die hohen Alpen ganz aufhören, ſo kann man des fetten Klees ungeachtet keine fette, ſondern nur magere Käſe verfertigen; am meiſten macht man Butter, die in alle benachbarte Cantone verkauft wird. Die Stadt Zug hat keine ſchöne, aber auch keine armſelige, und verfallende Häuſer, und in Teutſchland könnte ſie für ein recht artiges Landſtädtchen gelten. Es war mir lieb, daß ich hier in ein kleines bedecktes Schiff ſteigen, und

mich bey der zunehmenden Hitze des Tages wieder erholen konnte: denn nun nachgerade fühlte ich allgemeine Erſchlaffung der Muskeln, oder eine Erſchöpfung der Kräfte, die mich gegen alle heftige Anſtrengungen abgeneigt machte. Eben deßwegen fuhr ich beym Rigi vorbey, ohne in Verſuchung zu kommen, ihn zu beſteigen, ſo prächtig und ausgedehnt auch die Ausſicht von ſeiner Höhe iſt. Der Zuger See hat nichts merkwürdiges für einen Reiſenden, der die größten, und meiſten übrigen Seen der Schweiz befahren hat. Seine Ufer ſind weder ſo ſehr ſchön und fruchtbar, als die des Boden- oder Zürcher-Sees, noch ſo wild, und romantiſch, als die des Waldſtätter oder Thurner Sees. Auf dem Wege von Immenſee nach Küßnacht, wo wir uns wieder auf dem Vier Waldſtätter See einſchiffien, war nichts intereſſantes, als Tellens Capelle an der hohlen Gaſſe. Sowohl die ſchlechten Gemählde von Tells Thaten, als die ehemalige Inſchrift war größtentheils ausgelöſcht, oder verbleicht, und es that mir nicht weniger wehe, daß man hier die Verwüſtungen der Zeit, oder muthwilliger Menſchen, nicht wieder ausgebeſſert, als daß man in Stein die Stauffachers Capelle noch nicht wieder ausgeziert hatte. Dieſe Vernachläſſigung der heiligſten Denkmäler der Tapferkeit, und Vaterlandsliebe dient dem Canton Schweiz zum gerechten Vorwurf, und bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, anzumerken, daß ich von der hohen Begeiſterung, welche nach dem Berichte mehrerer Reiſebeſchreiber die Bewohner der kleinen Cantone bey der Erzählung der Thaten ihrer Vorfahren ergreiffen ſoll,

keine Spur gefunden habe. Ich glaube deßwegen nicht, daß die Reiſebeſchreiber erdichtet haben, oder daß Patriotismus in der Bruſt der Schweizer erſtorben, ſondern daß dieſe Tugend nur nicht mehr ſo allgemein ſey, als ſie im Anfange der Freyheit war. Die Fahrt von Küßnacht nach Lucern iſt der von Buochs nach Fluelen, und von Fluelen nach Brunnen gar nicht ähnlich, und man ſollte kaum denken, daß man ſich auf dem fruchtbaren Vier Waldſtätter See fände. Zwiſchen Küßnacht, und Lucern iſt der See viel weniger tief, und man ſieht meiſtens den Boden in einer Tiefe von wenigen Schuhen. Man iſt nirgends zwiſchen unerſteiglichen Felswänden eingeſchloſſen, und wenn ſich hin und wieder auch felſigte Ufer empor heben, ſo haben ſie doch immer Küſſen, oder Bänke von feinem Grand vor ſich, an welchen man ohne Gefahr landen könnte. Die Ruinen von Habsburg an dem rechten Ufer des Sees waren durch Gebüſche, und Bäume ſo ſehr verſteckt, daß wir faſt nichts, als die Ueberbleibſel von Mauren ſehen konnten, die von einem erſtaunlichen Umfange ſind. Auch in dieſem Theile des Vier Waldſtätter Sees liegen ungeheure Felſenſtücke, unter welchen eins ſo hoch iſt, daß man eine Capelle, dafür hielt ich wenigſtens das Gebäude, darauf erbaut hat. Wenn man in den Buſen hineinfährt, an deſſen Ende Lucern liegt, und der den Namen von dieſer Stadt trägt, ſo hat man allerdings eine herrliche Landſchaft vor ſich. Die allmälig ſich erhebenden Ufer ſind an beyden Seiten mit ſchönen, oder bequemen Landhäuſern beſetzt. Die Stadt, die an einem

Digitized by Google

ſanften Abhange erbaut iſt, ſcheint von fern viel ſchö-ner, und gröſſer, als ſie wirklich iſt, wozu die vielen Thürme in ihren Mauren nicht wenig beytragen. Am allermeiſten aber heftet ſich das Auge auf dem gewaltigen Pilatus, der von dieſer Seite betrachtet, einen tiefern Eindruck, als von jeder andern macht, weil man den höchſten Bergen entrückt iſt, und alle benachbarte Hügel, und Anhöhen nur Zuſätze, oder Verkündiger der Gröſſe des Pilatus ſind, in deſſen Einöden und Klüften ſich noch Gemſen aufhalten. Wir kamen ungefähr gegen Mittag im Hafen von Lucern an, und hier erblickte ich ſeit vierzehn Tagen die erſten Frachtwagen mit nicht geringerm Vergnügen, und Aufmerkſamkeit wieder, als wenn ich dergleichen in vielen Jahren nicht geſehen hätte. Ich fühlte mich jetzo wieder in einem Lande, wo man nicht bloß zu Fuß, oder zu Pferde, oder in Schiffen reiſen darf, welche letztere die Einwohner in den kleinen Cantonen ihre Kutſchen zu nennen pflegen. In Lucern fand ich endlich einen Brief, den ich ſchon lange erwartet hatte. Gleich nach Tiſche beſuchte ich den Herrn General Pfyffer, um eine der gröſten Merkwürdigkeiten der Schweiz, die Darſtellung eines groſſen Theils ſeines Vaterlandes, zu ſehen.

Da Sie dieſes berühmte Werk ſchon aus dem Schweizer Almanach kennen, ſo will ich nur noch einige Bemerkungen, und Berichtigungen herſetzen. Der Herr General hat unter den hohen Gebirgen nur allein die Unterwaldner, Engelberger, Urner, Glarner, und Schweizer Berge ausgearbeitet; die höchſten unter allen,

die Berneriſchen, und Savoyiſchen fehlen noch ganz. Er hält ferner das Schreckhorn für den höchſten unter allen, wiewohl er ſelbſt geſteht, daß er den Mont Blanc noch nicht genau, ſondern nur mit den Augen gemeſſen habe. Die Materie der Gebirge, die man in ſeinem Werke ſieht, beſteht immer aus eben der Steinart, aus welcher die Gebirge ſelbſt beſtehen, und er hat ſie alle mit Beyſpielloſem Fleiße nach den vorſichtigſten Meſſungen, und auf der Stelle ausgearbeitet. Wenn ihm die geringſten Zweyfel aufſteigen, ſo wiederholt er die beſchwerlichſten Reiſen ſo oft, bis ſie alle gehoben ſind, und auf dieſe Art hat er in ſeinem hohen aber muntern Alter den Titlis viermal, und zwar höher beſtiegen, als Gemsjäger ihn gewöhnlich zu beſteigen pflegen. Die Zuſammenſetzung der einzelnen Theile, und die Materie, womit ſie übergoſſen ſind, um einem jeden die natürliche Farbe zu geben, ſind ſo feſt, daß man ohne Schaden auf dem ganzen Werke umhergehen könnte. Wenn man das Werk länger und öfter betrachtete, als ein Reiſender es ohne Unbeſcheidenheit thun kann, ſo würde es gewiß zu den wichtigſten Schlüſſen über die Richtungen, Geſtalten und Höhen der Berge, über die Menge und Lage von Seen, über den Lauf der Flüſſe und Bäche, über die Anzahl und Vertheilung der Wälder, über das Maaß von Bevölkerung u. ſ. w. Anlaß geben. Außer dieſem Werke ſind in Lucern wenige oder gar keine Gegenſtände, die einen neugierigen Reiſenden aufhalten könnten. Das Jeſuiter Collegium iſt weitläuftig, aber man ſieht, daß das Ganze Flickwerk iſt. Weder die Hauptkirche, noch ir-

Digitized by Google

gend ein andres öffentliches, oder Privatgebäude kann man prächtig nennen. In den bedeckten Gängen, die um die erſtere angelegt ſind, ſieht man an den Wänden die Denkmäler der vornehmſten Familien, und der würdigſten Männer, welche ſie hervorgebracht haben. Unter dieſen iſt kein einziges ganz von Marmor; und nur an wenigen hat man die Inſchriften in marmorne Tafeln gegraben. Auf einem dieſer Denkmäler war der Tod mit einem Hut, auf einem andern mit einem Helm vorgeſtellt. Der Meglingeriſche Todtentanz auf der Mühlenbrücke hat zu wenig Licht, und ſteht zu hoch, als daß man ihn recht beurtheilen, und die Schönheiten deſſelben empfinden könnte. Die Gemählde auf den beyden übrigen Brücken ſind ſich ſehr ungleich, aber ſelten ſo vorzüglich, daß ſie durch ihre Vortreflichkeit die hinzugefügten elenden Inſchriften gut machen könnten. Die Brücken ſelbſt machen wegen ihrer ungeheuren Länge in der Ferne einigen Eindruck, in der Nähe findet man ſie enge, ſtinkend, ohne alle Pracht, und hin und wieder dem Scheine nach nicht einmal ſicher, weil ſie ſehr mittelmäßig aus Holz gebaut ſind.

Unter den Luceriſchen Dienſtmädchen ſah ich wenigſtens eben ſo viele ſchöne, und noch mehrere feine Geſichter, als unter den Bernerinnen. Ihre Tracht hat viele Aehnlichkeit mit der Solothurniſchen, den Kopfputz ausgenommen. Die Haare ſind entweder auf dem Kopf zuſammen gewunden, und mit einem Inſtrument befeſtigt, das an beyden Seiten wie ein Löffel hervor ſteht, oder ſie ſind auch dicht an den Kopf

hinan friſirt, und mit einer Strasburgiſchen Haube bedeckt. Als ich die Stadt beſehen hatte, entließ ich meinen bisherigen Führer, Werre aus Thun, mit wahrer Dankbarkeit für die Treue und Aufmerkſamkeit, womit er mich auf der ganzen Reiſe geführt, und wo es nur in ſeiner Macht war, bedient, oder Unannehmlichkeiten erſpart hat. Gewiß würde ich nie einen andern Begleiter wählen, wenn ich die Schweizer-Reiſe auch noch zehnmal machen ſollte.

Nidau, am 9ten Auguſt.

Geſtern bin ich glüklich in Nidau angekommen, und habe meine Frau ſowohl, als meine Freunde geſund und vergnügt wieder gefunden. Wahrſcheinlich würde ich noch in einigen Tagen keine Luſt haben, viel auszugehen, wenn das ſchlechte Wetter mich auch nicht zwänge, zu Hauſe zu bleiben. Ich will daher in der Ruhe, die ich jezo genieſſe, mein bisheriges Tagebuch vollenden, und es alsdann ſogleich mit der Poſt fortſchicken.

Vorgeſtern fuhr ich ſchon früh um fünf Uhr von Lucern weg, und ich würde allein durch die ſanfte, mit gar keiner Anſtrengung verbundene Bewegung in einem leichten Fuhrwerk, die ich nach lange angeſpannten Kräften doppelt genoß, in einem behaglichen Gemüthszuſtande erhalten worden ſeyn, wenn ich auch nichts Merkwürdiges außer mir wahrgenommen hätte. Allein ich konnte mich lange an den prächtigen Fruchtfeldern, an den weiten Thälern, an den ſanften Hügeln, und an der mit der Berniſchen übereinſtimmen-

den Bauart der Häuſer nicht ſatt ſehen, von welcher die in den kleinen Cantonen ganz verſchieden iſt. Sowohl in Unterwalden, und Uri, als in Schweiz und Zug ſind die Häuſer zwar von Holz gebauet, wie in der übrigen Schweiz, allein ſie ruhen auf einer vier bis acht Schuh hohen Grundlage von Steinen, haben keine überhängende Dächer, und ſind auch gröſtentheils, wenigſtens in Schweiz und Zug, nicht mit Stroh, ſondern mit Ziegeln gedekt. Wegen der hohen Fundamente kann man nicht anders, als durch Treppen hineinkommen, von welchen oft eine Gallerie an der Seite des Gebäudes wegläuft, worinn man gegen allen Regen geſichert iſt. Die Häuſer in den kleinen Cantonen ſind im Durchſchnitt zwey, bis drey Stockwerk hoch, und im leztern Falle laufen wenigſtens um drey Seiten zwo Gallerien herum, auf welche man aus jedem Stock oder Boden herabſteigen kann. Viele Häuſer haben an der einen Seite ein Anhängſel, das ohngefähr ſo viel Raum einnimmt, als die überhängenden Dächer der Berniſchen Häuſer einſchlieſſen würden, wenn man von dem Rande derſelben eine Bretterwand bis auf die Erde herabführte. Ich vermuthe, daß man in dieſen Anhängſeln Heu, oder andere Geräthſchaften, ſo wie in den Behältern unter den Häuſern im Sommer Milch und Käſe aufbewahrt. In einem jeden Canton ſind die Häuſer der Reichen größer und bequemer, als die der weniger Begüterten; im Ganzen aber ſind ſie in Schweiz und Zug viel ſchöner, als in Uri und Unterwalden. — Das Land iſt im Canton Lucern allenthalben vortreflich bebaut, und

die Dörfer und einzelnen Wohnungen verrathen viel Wohlſtand, wenn gleich nicht ſo viel als in verſchiedenen Gegenden des Cantons Bern; allein Wege und Gaſthöfe ſind bey weitem nicht ſo gut, als im Berniſchen, und die Landleute lieben ihre Obrigkeit auch nicht ſo ſehr, als im letztern Canton. So wenig die Luceriſchen Landleute ihre Unzufriedenheit gegen Fremde verbergen, ſo zurückhaltend ſind ſie mit den Urſachen derſelben. Ich glaube aber immer, daß mehr ein ſtolzes und herriſches Betragen der Landvögte, als wirkliche Bedrückungen die Unterthanen gegen ihre Obrigkeit aufbringen, weil Bedrückungen ſich nicht bloß durch Klagen, ſondern vielmehr durch das traurige Anſehen von Dörfern, Feldern und Einwohnern äußern. Der Sage nach ſollen ſowohl die Regierungen in Lucern und Solothurn, als die in Freyburg Urſache haben, auf ihrer Huth zu ſeyn, von welcher Furcht man im Berniſchen gar nichts weiß. Die Tracht der Luceriſchen Bäurinnen zeichnet ſich am meiſten dadurch aus, daß die beyden Hälften ihrer Röcke von ganz verſchiedenen Farben ſind. Die Männer behalten noch häufig die weiten Hoſen der Freyburger, oder doch ihre kurzen Jäckchen bey, wodurch weder Beine, noch Hüfte bedekt werden. Als ich an dem Sempacher See vorbey fuhr, konnte ich den Wald und die Anhöhe ſehr gut überſehen, von welchen die Schweizer herabkamen, als ſie in die Schaaren der Oeſterreicher einbrachen, und den Erzherzog Leopold mit dem gröſten Theile ſeines Heeres erſchlugen. Wenn ich nicht mehrere Stunden durch ein heftiges Gewitter in

dem prächtigen Kloſter St. Urban aufgehalten worden wäre, ſo würde ich den reichen Berniſchen Flecken Langenthal länger haben beſehen können, in welchem der Luxus ſchon die Schätze wieder zu verzehren anfängt, welche Fleiß und Betriebſamkeit erworben haben. Ich brachte die Nacht in Herzogenbuchſee zu, wo mich ſowohl die Bewirthung, als Zimmer und Geräthe auf eine angenehme Art fühlen ließen, daß ich wieder im Berniſchen Gebiete ſey. Ich erhielt in einer kleinen Stunde vier niedliche Gerichte mit einem delicaten Nachtiſche, welche mir um deſto willkommner waren, da ich in Dammerſellen faſt nichts Eßbares erhalten hatte. Von Herzogenbuchſee bis Nidau fand ich nichts Merkwürdiges oder Neues, den Gaſthof im lezten Solothurniſchen Dorfe ausgenommen, der an Unreinlichkeit alles übertrift, was ich bisher in Teutſchland, und in der Schweiz geſehen hatte. So groß das Haus auch war, ſo war es doch in allen Zimmern und Winkeln mit einem ſo unleidlichen Geruch verpeſtet, als wenn es ein ungeheurer Abtritt geweſen wäre.

Nachdem ich jetzo mein Tagebuch geendigt habe, ſo will ich Ihnen noch einige abgeriſſene Bemerkungen mittheilen, für die ich im Journal keinen Platz oder Gelegenheit finden konnte, und die ich alſo bis an das Ende meiner Reiſe verſparen mußte.

Aus Ihrem, und anderer Freunde Briefen ſehe ich, daß Sie in der erſten Hälfte des Julius mehr ſchlechte, als gute Witterung gehabt haben. Auch wir haben auf der ganzen Reiſe faſt keine vier und

Digitized by Google

zwanzig Stunden zugebracht, in welchen es nicht geregnet hätte, allein dieſe Regen fielen faſt immer (den einzigen Tag, da wir auf dem Gotthardt waren, und die letzten Tage meiner Rückreiſe ausgenommen) in der Nacht, und anſtatt uns aufzuhalten, und beſchwerlich zu ſeyn, reinigten, und kühleten ſie vielmehr die Luft ab.

Wegen der Fußſteige und Wege darf man in den gebürgigten Theilen der Schweiz nicht viel vom Regen fürchten. Weil ſie faſt alle abhängig oder ſteil ſind, und meiſtens über felſigten Boden gehen, ſo können ſie durch die heftigſten Regen nicht ſehr verdorben werden. Der günſtigen, und faſt nie übermäßig heiſſen Witterung müſſen wir es am meiſten zuſchreiben, daß wir unſrer ſtarken und anhaltenden Märſche ungeachtet einen heitern Muth, friſche Sinne und ſtets erneuerte Kräfte zum Genuß, und zur Beobachtung hatten. So gefährlich auch einige von den Wegen und Seen, durch und über welche wir gekommen ſind, von den meiſten Reiſebeſchreibern geſchildert werden, ſo haben wir doch nicht den geringſten Unfall erlebt. Auch auf dieſer Reiſe habe ich es oft bemerkt, daß die Beſchwerlichkeiten und Gefahren der Bergreiſen in der Schweiz faſt immer übertrieben, und wie ich glaube, ohne den Vorſatz, oder das Wiſſen der Reiſebeſchreiber übertrieben werden. Indem dieſe das, was ſie geſehen und erfahren haben, recht lebhaft und ſinnlich darſtellen wollen, vergröſſern und übertreiben ſie, ohne es ſelbſt zu merken.

Nichts wird Sie mehr befremden, als daß ich in den milchreichen Cantonen, deren einzige oder Haupt-

beſchäfftigung Viehzucht iſt, faſt nicht ein einzigesmal guten Rahm zum Caffee, und friſche Butter gefunden habe. Nichts iſt aber natürlicher, als dieſes, weil man die Milch mit gröſſerm Vortheil (ſo denkt man wenigſtens) in Käſe, als in Butter verwandeln kann, ſo findet man von der leztern gerade in den Gegenden am wenigſten, wo die beſten Käſe bereitet werden. Schweiz erhält ſeine Butter gröſſtentheils aus Zug, und bezahlt das Pfund mit vier bis fünf Batzen. Faſt eben ſo verhält es ſich in den übrigen kleinen Cantonen. Aus ähnlichen Urſachen iſt guter Rahm nicht weniger ſelten, als friſche Butter. Die Milch, welche man von den Heerden auf den Alpen gewinnt, wird ſchon in den Sennhütten ſelbſt in Käſe verwandelt, und bleibt ſelten ſo lange ſtehen, daß ſich recht fetter Rahm anſetzen könnte. Was man alſo von Milch und Rahm in den Dörfern und Flecken findet, erhält man von den wenigen Kühen, oder kleinen Heerden, die man zur höchſten Nothdurft bey den Häuſern behält, deren Tribut aber ſo geringe iſt, daß man faſt niemals unverdünnten Rahm bekommen kann.

Noch viel ſchlechter, als die Milch und Butter, war im Durchſchnitt der Caffee; der Wein hingegen, den man uns vorgeſezt hat, war meiſtens vortreflich. In einem Theil von Unterwalden und Uri gibt, oder trinkt man gewöhnlich Italiäniſche Weine: in einem andern Theile von Unterwalden hingegen, in Schweiz, Zug und Lucern meiſtens weiſſen oder rothen Elſaſſer, wiewohl ich auch in Schweiz Schaffhäuſer, und in Aegeri recht guten Zürcher Wein getrunken habe. Oh=

Digitized by Google

ne die köſtlichen Forellen, die man allenthalben antrift, würde man in manchen Wirthshäuſern wenig, oder gar nichts eſſen können; doch habe ich das Eſſen nicht ſo ſchlecht, und die Raubſucht der Wirthe nicht ſo groß gefunden, als man mir beyde beſchrieben hatte. Wir ſind auf unſrer ganzen Reiſe nicht ein einzigesmal überſezt, oder unhöflich behandelt worden. Vielleicht aber trug hiezu unſer ehrlicher Begleiter, der die Wege und Wirthe alle kannte, eben ſo ſehr, als die Billigkeit der leztern bey. Dieſer guten Behandlung ungeachtet, iſt mir die Fußreiſe durch die kleinen Cantone höher zu ſtehen gekommen, als mir eine eben ſo lange Reiſe zu ſtehen gekommen wäre, die ich in Teutſchland mit Extra-Poſt gemacht hätte. Dies rührt am meiſten daher, daß wir beſtändig zween Begleiter frey halten mußten, und wegen der heftigen Anſtrengungen einen viel ſtärkern Hunger und Durſt hatten, alſo auch öfter eſſen und trinken mußten, als wenn wir uns in einem bequemen Wagen fortbewegt hätten. Wenn wir Morgens um vier oder fünf Uhr auch noch ſo ſtark gefrühſtükt hatten, ſo waren wir doch immer ſchon um 8 Uhr wieder hungrig, und konnten dennoch kaum das Mittagseſſen abwarten. Nur wenn dieſes ein wenig ſpät fiel, giengen wir, ohne etwas weiter zu uns zu nehmen, bis an den Abend fort. Sehr oft aber waren wir gezwungen, uns zwiſchen dem Mittags- und Abendeſſen etwas Brod und Wein geben zu laſſen. Wenn die Wirthe in den kleinen Cantonen für einen weniger guten und mannigfaltigen Tiſch auch mehr forderten, als man in den

großen Cantonen bezahlen muß, ſo würde man ſich doch nicht über unbillige Begegnung beſchweren dürfen, weil ſie alles, was ſie geben, für eine, oder einige Perſonen anſchaffen müſſen, und die Ueberreſte nicht ſo gut brauchen können, als die Wirthe in den Gaſthöfen der großen Cantone.

Die Fußſteige fanden wir am beſchwerlichſten im Haßlithal und in Unterwalden: am beſten aber im Canton Schweiz, wo ſie nach Art unſrer Chauſſeen mit Grand geebnet, oder mit großen Platten belegt waren. Im Canton Zug hatte man die Fußſteige an vielen Orten mit Steinen gepflaſtert, die aber nicht ſelten ausgetreten oder ausgebrochen waren, und alsdann das Gehen beſchwerlicher, als auf den ungebahnteſten Wegen machten. Bey Buochs am Vier Waldſtätter See, zwiſchen Brunnen und Schweiz, und vom Sattel bis nach Einſiedlen ſind gemachte Wege, die befahren werden können, und die uns immer einen angenehmen Anblick gewährten, weil ſie uns die Annäherung gegen cultivirtere Gegenden verkündigten.

Unter den kleinen Cantonen, die ich geſehen habe, ſind in Anſehung einer jeden Art der Cultur, Unterwalden und Uri am weiteſten zurück, und Schweiz und Zug am weiteſten voraus, zugleich aber glaube ich, daß die letztern urſprünglich milder und fruchtbarer ſind, als die erſtern. Cartoffeln, Hanf, und einige Arten von Obſtbäumen und Gemüſen ſind die einzigen Producte, zu deren Erzielung ſich der Fleiß der Menſchen mit der Natur vereinigt: alle übrigen aber, die bloß in den Gräſern, Kräutern und Blu-

men der Alpen und Wieſen beſtehen, gibt die Natur unaufgefordert, wenn man etwa die Düngung der Wieſen ausnimmt. Getraide ſah ich nur ein einzigesmal zwiſchen Schweiz und Stein, aber ſo wenig, daß es eher einem Gartenbeete, als einem Fruchtfelde, oder mehr dem erſten Verſuch mit einem ausländiſchen Gewächs, als dem Bau eines dem Klima und Boden anpaſſenden Nahrungsmittels ähnlich ſchien. In allen kleinen Cantonen finden ſich viele Thäler und ſanfte Abhänge von Bergen, wo man alle Arten von Getraide, beſonders Roggen, Haber und Gerſte bauen könnte. Allein wenn man die Gründe in Fruchtfelder verwandelte, woher wollte man im Winter Nahrung für das Vieh hernehmen, das man den Sommer über auf die hohen Berge treibt? Selbſt die Nutzung der Alpen alſo macht es nothwendig, daß man die Thäler und die Füſſe der Berge zu Wieſen beſtimmt. Nichts befremdete mich mehr, als daß ich nirgends Futterkräuter ſah. Man wartet und düngt die Wieſen vortreflich, allein man zieht weder die groſſen Kleearten, noch andere Gattungen von Futterkräutern. Vielleicht hat man die letztern deswegen noch nicht eingeführt, weil dadurch die bisherige Einrichtung der Viehzucht plötzlich übern Haufen würde geworfen, und anfangs große Verwirrungen angerichtet werden. Denn wenn die Reichen auf einmal anfiengen, ſich auf den Anbau der Futterkräuter zu legen, und alsdann die gröſſere Zahl von Vieh, die ſie damit erhalten könnten, auf die gemeinen Alpen treiben wollten, ſo würden die letztern offenbar überla-

den werden. Bisher war faſt durchgehends ein ſolches Verhåltniß zwiſchen dem Ertrage der Wieſen, und der Fruchtbarkeit der Alpen, daß man von dem Producte der erſtern ohngefåhr ſo groſſe Heerden den Winter uͤber durchbringen konnte, als auf den letztern Futter fanden. Dies Verhåltniß wuͤrde auf einmal aufgehoben, und ein ganz neues Geſetzbuch fuͤr die Schweizeriſchen Hirtenvoͤlker nothwendig gemacht werden. So groß aber auch die Schwierigkeiten ſind, welche man bey der Einfuͤhrung der Futterkråuter wuͤrde uͤberwinden muͤſſen, ſo glaube ich doch, daß man ſie zum Beſten dieſer Lånder zu beſiegen verſuchen ſollte. Mehrere Gegenden, beſonders Ober- und Unterwalden, haben noch viel groͤſſere Waldungen, als ſie haben ſollten. Wenn alſo dieſe allmålig ihre Wålder ſo weit aushieben, daß ſie zwar fuͤr ſich, und ihre Nachbaren Holz genug håtten, aber jåhrlich nicht eine Menge von Båumen ungenuͤzt verfaulen laſſen duͤrften, ſo wuͤrden ſie viel mehr Alpen gewinnen, als ſie bisher håtten, und in eben dieſem Verhåltniſſe muͤßten ſie ſich auch bemuͤhen, wo nicht die Menge, doch die Fruchtbarkeit der Wieſen zu vermehren. Auch diejenigen Cantone, deren Waldungen nicht groͤſſer, als ihre Beduͤrfniſſe ſind, die alſo auch keine neuen Alpen mehr gewinnen koͤnnen, auch dieſe wuͤrden durch die Einfuͤhrung der Futterkråuter in Stand geſetzt werden, viel mehr Vieh fett zu machen, als ſie jezo verkaufen.

Auf der ganzen Reiſe haben wir weder Adler, noch Gemſen, noch Hirten geſehen, welche das eigentliche groſſe Appenzeller Kuhhorn håtten blaſen koͤnnen. Den

Canton Glarus ausgenommen, ſind die Gemſen wahrſcheinlich in der ganzen Schweiz nirgends häufiger, als auf den Bergen und Felſen, mit welchen die Herrſchaft Engelberg umgeben iſt. Hier ſollen ſich zu gewiſſen Zeiten Heerden von zwanzig bis dreyßig Stück verſammlen. In ſolcher Menge finden ſie ſich nur an ſolchen Orten, die man Gemslecken nennt, wo dieſe Thiere eine ſalzige, von den Felſen ausgeſchwitzte Feuchtigkeit mit groſſer Begierde ablecken.

Ungeachtet es mich nicht reut, die Reiſe durch die kleinen Cantone gemacht zu haben, ſo würde ich doch, wenn ich noch einmal eine ſolche Bergreiſe machen ſollte, einen ganz andern Reiſeplan entwerfen, als ich befolgt habe. Ich würde nemlich Unterwalden, die niedrigern Gegenden von Uri, Schweiz, Zug und Lucern nicht beſuchen, ſondern ich würde von dem Haßlithal über die Grimſel, und Furka, auf den Gotthardt, und von dieſem durch Oberwallis nach Sion oder Sitten gehen. Von Sion aus würde ich den Bernard beſteigen, alsdann über die Gemmi zurückkehren, und das Frutigen, Kander, und Siementhal genau unterſuchen. Auf dieſem Wege würde ich dieſelbige Lebensart und Sitten, noch viel merkwürdigere Menſchen, und eine gröſſere Natur ſehen, als auf dem, den ich gemacht habe. Sollte ich aber, wie ich hoffe, noch einmal in die Schweiz kommen, ſo würde ich von Zürch aus über St. Gallen nach Appenzell, aus dieſem Canton durch das Rheinthal nach Graubündten, und in die den Bündtnern unterworfenen Herrſchaften, beſonders das Veltlin gehen: und von da entweder über

den Gotthardt, oder auch über den Bernard in Wallis eindringen, und zuletzt die Berniſchen Oberlande beſuchen.

Von der Regierungsform, und der Bevölkerung der kleinen Cantone habe ich Ihnen nichts geſchrieben, weil Sie über dieſe Puncte ſich im Fäſi, und andern Raths erholen können. Wahrſcheinlich würde ich noch manche gute Beobachtung gemacht haben, wenn mein Reiſeplan es mir erlaubt hätte, mich in einem jeden Canton, und merkwürdigen Orte, verhältnißmäßig ſo lange aufzuhalten, als ich im Canton Bern zubringen werde. Allein bey der eingeſchränkten Zeit, die ich zu einer ſolchen Reiſe anwenden konnte, und die man gewöhnlich dazu ausſezt, mußte ich mich mit den Bemerkungen begnügen, die ich gleichſam im Laufe erhaſchen konnte. Es war mir nicht möglich, ſo viele Bekanntſchafften unter dem aufgeklärten Theile der Einwohner zu machen, als man machen muß, um ein Land recht kennen zu lernen, oder wenigſtens konnte ich die gemachten Bekanntſchafften nicht ſo nutzen, und ſo lange fortſetzen, als ich gewünſcht hätte. Die Hauptabſicht meiner Reiſe durch die kleinen Cantone: die Natur in der innern, und gebirgigten Schweiz mit eignen Augen zu ſehen: dieſe Abſicht habe ich erreicht, und die Erfüllung von andern muß ich einer günſtigen Zukunft vorbehalten.

Das einzige, worüber Sie vielleicht noch einige Bemerkungen von mir verlangen, iſt der Zuſtand der Sprache in den verſchiedenen Cantonen, die ich beſucht habe. In allen Cantonen, ſowohl groſſen, als kleinen,

in welchen ich bisher geweſen bin, iſt das Teutſche, ſo wie es der gemeine Mann ſpricht, ſo verdorben, und unverſtändlich, daß ein Ober- oder Niederſachſe, der auf einmal in die Schweitz verſetzt würde, und nicht durch die verwandten Dialekte in der Nachbarſchaft vorbereitet wäre, allenthalben einen Dolmetſcher brauchen, und manchmal kaum errathen würde, daß das, was er höre, Teutſch seyn ſolle. Dieſe Unverſtändlichkeit iſt aber nicht bloß den Schweizeriſchen Dialekten eigenthümlich; die Ober-Schwäbiſchen, Elſaſſiſchen, und, wie viele Reiſende mich verſichert haben, die Bayriſchen, und Oeſterreichiſchen Dialekte ſind für einen Sachſen, der ſie zum erſtenmale hört, nicht weniger räthſelhaft. Daß wir die Schweizer anfangs nicht verſtehen konnten, befremdete mich gar nicht, da ich es zum voraus erwartet hatte; allein daß wir, die wir das Teutſche am reinſten, und ſelbſt einem Holländer verſtändlich reden, oder zu reden glauben, daß wir von den Schweizern, beſonders vom gemeinen Mann, eben ſo wenig verſtanden wurden, als ſie von uns, das wunderte mich nicht nur, ſondern that mir auch wirklich ſehr leid, weil mir dadurch die Gelegenheit benommen wurde, ſelbſt alsdann, wenn ich die Schweizer Dialekte etwas ſtudirt hätte, mich mit Leuten aus den niedrigern Claſſen zu unterhalten. Was mir einſt in der Nachbarſchaft von Nidau begegnete, habe ich Ihnen ſchon zu einer andern Zeit geſchrieben. Meiner Frau aber geſchah es in einem der größten Gaſthöfe in der Schweiz, daß ein Mädchen aus dem Hauſe, an welches ſie eine Frage that, ihre Spra-

che für Franzöſiſch hielt, und ihr zur Antwort gab: lieb's Frauli, i verſteh kein Welſch. So klein manche Cantone auch ſind, ſo hat doch ein jeder einen eigenen Dialekt, und etwas eigenthümliches ſowohl in gewiſſen Wörtern, als in der Ausſprache. Die Schweizer ſelbſt wiſſen dieſes, und eben daher kommt es, daß Schwaben und Elſaſſer, deren Dialekte denen der Schweizer am ähnlichſten ſind, in gewiſſen Cantonen für Schweizer gehalten werden. Die einzige oder wichtigſte Eigenthümlichkeit aber, wodurch ſich die Schweizeriſchen Dialekte von allen übrigen ihnen verwandten Dialekten unterſcheiden, iſt die beleidigende Härte, womit man alle die Buchſtaben ausſpricht, die in, oder durch die Kehle gebildet werden. Die Schweizer beſtätigen auf eine gewiſſe Art eine Bemerkung, die man ſchon oft gemacht hat: daß alle Bergbewohner härtere, und häufigere Gutturalen haben, als die Bewohner der Thäler: allein von einer gewiſſen Seite machen ſie auch eine Ausnahme, indem die Zürcher, die faſt am weiteſten von den hohen Gebirgen entfernt ſind, das G, K, und Ch viel härter, als alle Berg-Schweizer ausſprechen. In den gröſſern Cantonen geſteht man den kleinern, und auch den Berniſchen Oberländern freywillig die Ehre zu, daß die Sprache, und Ausſprache derſelben reiner, als ihre eigne ſey. Allein ich habe dieſe Beobachtung nicht allgemein wahr befunden. Zwar war mir in den kleinen Cantonen die Sprache der Leute, die leſen und ſchreiben konnten, und viel mit Fremden umgegangen waren, verſtändlich, und vielleicht verſtändlicher, als die Sprache ähn-

Digitized by Google

licher Perſonen im Berniſchen und Zürchiſchen. Auch verſtand ich den Dialekt im Canton Schweiz, ſelbſt wie er vom gemeinen Mann geſprochen wird, beſſer, als den im Berniſchen, und Zürchiſchen; allein die Sprache der gemeinen Unterwaldner, und Urner hätte ich noch viel weniger, als die der Berniſchen und Zürchiſchen Bauren ohne Dolmetſcher verſtehen können. Gemeine Unterwaldner, und Urner habe ich oft, und lange mit einander reden hören; allein ohne meinen Begleiter würde ich kaum eine einzige Periode haben errathen können. Die Berniſche Mundart (die der Aargäuer ausgenommen, welche der Zürchiſchen ähnlich, und faſt noch unangenehmer, als dieſe iſt) ſcheint mir unter allen die ſanfteſte, und von gewiſſen Perſonen ausgeſprochen gleich der Schwäbiſchen ſanfter und lieblicher, als die richtigſte Ausſprache eines Niederſachſen, der das Fehlerhafte ſeines Dialekts abgelegt hat. So ſehr aber die Berner ihre Nachbaren, die Zürcher, in Anſehung der Ausſprache übertreffen, ſo ſehr weit iſt ihre Sprache ſelbſt, oder die Wörter, die ſie brauchen, unter der Zürchiſchen. Die Sprache der letztern, ſo ſchlecht ſie auch ausgeſprochen wird, nähert ſich der richtigen Bücherſprache viel mehr, und hat viel weniger uns Teutſchen ganz unverſtändliche Wörter, als die Berniſche. Alle Schweizeriſche Dialekte, vorzüglich der letztere, haben zuerſt manche veraltete Wörter, die ſich entweder nur noch in Schriften des ſechszehnten Jahrhunderts finden, oder auch nur allein in Sprachen übrig ſind, die ſich aus der Teutſchen bereichert haben. Dergleichen ſind, etwas **überkommen** für etwas

erhalten, **Schwäher** für Schwiegervater, **Hammen** für Schinken, **lucken** für ſehen. Die letztern Worte ſind, wie Sie bemerken werden, faſt unverändert, und in derſelben Bedeutung im Engliſchen, und das erſte wird Ihnen oft in Luthers Ueberſetzung der Bibel, und auch noch in ſpätern Schriften aufgeſtoßen ſeyn. Noch häufiger hört man in der Schweiz ſo ſehr verwandelte Wörter, daß ein Teutſcher ſie ſchwerlich wieder erkennen kann, wie **Sparz** für Spargel, **Zieſtick** für Dienſttag: oder auch ſo gänzlich fremde, daß man billig zweyfeln muß, ob ſie jemals in einem in Teutſchland geſchriebenen Buch, oder auch nur in einer andern teutſchen Provinz ſeyen gebraucht worden. Dergleichen iſt zum Beyſpiel das Wort **Abbrecher**, welches ſo viel als Lichtputze bedeutet, und **looſen**, welches hören heißt. Auch die Abkürzungen, oder Verlängerungen machen viele Wörter anfangs unverſtändlich. Würden Sie nicht ſtutzen, wenn Sie zuerſt J. für ich, überghо für überkommen, g'ſi ſi für geweſen ſeyn, geſehen für ſehen hörten? Die größten Schwierigkeiten machen einem Fremden die ganz verſchiedenen Bedeutungen, die man in der Schweiz denſelbigen, oder wenig veränderten Wörtern giebt. Ohne vorher empfangenen Unterricht würden Sie wahrſcheinlich nicht zum Mittagseſſen kommen, wenn man Sie zum Morgeneſſen eingeladen hätte, und noch viel weniger würden Sie zum Caffee, oder Goutiren kommen, wenn Sie zum Abendeſſen wären gebeten worden. Unter Abendeſſen verſteht man in der Schweiz einen Caffee, oder Thee, hinter welchem beſtändig Gebackenes, und

Früchte gegeben werden. Was wir in Teutſchland Abendeſſen nennen, wird in der Schweiz Nachteſſen genannt. Unter den Wörtern, die in der Schweiz eine ganz andre Bedeutung haben, als in Teutſchland, ſind mehrere, bey denen man ſich unmöglich des Lachens, oder Erröthens, oder doch einer gewiſſen Verlegenheit erwehren kann. Lachen mußte ich, als ich zum erſtenmale von jemanden gebeten wurde, daß ich Brod, oder Käſe, oder Schinken hauen, d. h. ſchneiden möchte, oder als ich hörte, daß ein Gericht übel ſchmöcke, d. h. rieche. Ungeachtet man es uns ſchon geſagt hatte, daß man ein gewiſſes Wort, was wohlerzogene Leute in Teutſchland nie in den Mund nehmen, für ſchmuzig brauche, ſo gerieth ich doch in keine geringe Verlegenheit, und Verſuchung zum Lachen, als eine ſchöne Dame mehrmalen hintereinander ſagte, daß ihr Kleid, und ihre Taſſe, u. ſ. w. beſch — ſſen ſey. Eben dies Wort nimmt man auch in allem Ernſte für hintergehen, in welchem Sinne es in Teutſchland nur vom Pöbel, oder auch in der Studentenſprache gebraucht wird. So hörte ich jemanden in einer freundſchaftlichen theologiſchen Streitigkeit ſagen, daß die Juden unſern Herrn Chriſtus beſch — — zu haben geglaubt hätten. Noch viel unerwarteter war mir die Art, wie jemand das Wort h — ren*) brauchte, welches man in guten Geſellſchafften nicht auszuſprechen, und in Schrif-

*) Das Wort, womit man eine gewiſſe Attitüde des Cörpers bezeichnet, ſoll für Schweizer ſehr unterſcheidbar von demjenigen ſeyn, womit ich, und viele andere Teutſche es bisher verwechſelt haben.

Digitized by Google

ten nicht ganz auszuſchreiben wagt. Man erinnerte ein ſchönes junges Mädchen, daß ſie nicht h — — möchte, und wollte damit weiter nichts ſagen, als daß ſie ſich ſo nicht niederſetzen möchte, wie man ſich niederſetzen muß, wenn man ohne die Erde mit einem andern Theile, als mit den Füßen zu berühren, doch das Kinn nahe an die Knie bringen will. Es iſt für einen Teutſchen immer verwirrend, wenn einem Schweizer, und noch mehr einer Schweizerin, dieſe oder ähnliche Worte in ſeiner Geſellſchafft entwiſchen. Denn gemeiniglich denkt die Perſon, die ſie ausgeſprochen hat, gleich nachher ſelbſt daran, oder wird auch von andern aufmerkſam darauf gemacht, daß dieſe Worte bey uns eine ganz andere Bedeutung haben. Diminutiva braucht man in der Schweiz noch häufiger, als in Schwaben. Solche verkleinernde, oder Schmeichelworte endigen ſich aber ſelten in das Schwäbiſche Le, ſondern vielmehr, wenigſtens im Canton Bern, auf Li. Ungeachtet Wörter durch ſolche Veränderung ſich oft ganz unähnlich werden, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie ſehr vieles zur Milderung und Lieblichkeit der Mundart beytragen. Zu den gewöhnlichſten Diminutivis gehören Rudeli für Rudolph, Mareili für Marie, Gitli für Margarete, Frauli für junge Frau, Manni Volkli für Mannsperſonen u. ſ. w. Mehrere von dieſen Diminutivis haben mir ſo ſehr gefallen, daß ich ſie, wie einige andere glückliche, oder ausdrucksvolle Wörter in unſere Büchersprache aufgenommen wünſchte. Zu dieſen letztern rechne ich die Wörter kommlich, welches bequem, anpaſſend, entſprechend bedeutet, und

äufnen, welches ſo viel heißt, als in Aufnahme bringen. Andere noch kraftvollere, die ich mir gemerkt hatte, wollen mir jetzo nicht gleich einfallen. Zu den Merkwürdigkeiten des Schweizeriſchen Dialekts gehören auch gewiſſe verba ſolennia, oder ſolche Wörter und Formeln, die man häufiger als andere, und eben deßwegen in ganz verſchiedenen, oft unbeſtimmten, und unrichtigen Bedeutungen braucht, die man bisweilen ausſpricht, weil man ſich auf das rechte Wort nicht beſinnen kann, oder um einen Gedanken auszufüllen, oder zu verſtärken, oder zu betheuren, oder doch um etwas zu antworten. Von dieſer Art ſind: myn Troſt, welches man, wie in Schwaben, Troſcht ausſpricht, oder myn Troſt des Lebes, ferner Evaltig, das oft nichts, meiſtens wahrhaftig bedeutet, gang wie gang, für, wie immer, oder wie gewöhnlich, per ſe, für, es verſteht ſich, perfect wohl, gar wohl, es ſoll mich gar wohl früen, für, es wird mir ſehr angenehm ſeyn. Unter allen Schweizern ſind die Zürcher diejenigen, welche ihre Ausſprache am ſchwerſten ablegen, aber die teutſche Sprache am reinſten ſchreiben, und am meiſten ſtudiren. Zürch ſendet ſowohl Haus = als Schullehrer in alle übrige Cantone aus, und dieſe Zürchiſchen Gelehrten oder Lehrer ſind es auch, welche die Jugend zum Leſen guter teutſcher Schriftſteller am eifrigſten anhalten, und das Studium unſrer Sprache immer mehr und mehr verbreiten. Ueberhaupt haben die Vornehmern und Aufgeklärtern in allen Cantonen, die ſich entweder in Teutſchland aufhielten, oder doch mit Teutſchen Umgang hatten, oder viele teutſche Bücher laſen, eine beſſere Aus-

ſprache, und auch Sprache, als der gemeine Mann. Allein eben dieſe Perſonen bemühen ſich nur nach unſerer Art zu reden, wenn ſie in unſrer Geſellſchafft ſind: ſie entziehen ſich dieſem Zwange, und reden ihren vaterländiſchen Dialekt, wenn ſie auch in Geſellſchafft von Teutſchen zu einem Landsmann ſprechen. Solche aufgeklärte Schweizer hören mit Aufmerkſamkeit zu, wenn ein Teutſcher ſeine Sprache gut ſpricht, und ausſpricht; allein ſie verachten ihre Landsleute als Thoren, wenn ſie vorſetzlich, oder unverſehens beſſer, oder anders, als die übrigen Schweizer reden. Eben dieſes begegnet den Franken, Schwaben, Elſaſſern u. ſ. w. wenn ſie ſich eine Zeitlang in Ober- oder Niederſachſen aufgehalten, und etwas von der beſſern Mundart angenommen haben. Es läßt ſich zwar leicht begreifen, wie man Perſonen, die anders als ihre Landsleute reden, einer lächerlichen Ziererey argwöhnen kann, allein ſo lange man dieſen Argwohn nährt, und dieſe Begegnung gegen alle Reformatoren fehlerhafter Dialekte fortſetzt, ſo lange iſt auch an eine merkliche, oder ernſtliche Verbeſſerung fehlerhafter Mundarten nicht zu denken.

So übel man es nimmt, wenn jemand im gemeinen Leben beſſer, als ſeine Mitbürger reden will, ſo ſehr würde man es einem Prediger verargen, wenn er ſich nicht auf der Canzel über die Sprache des gemeinen Lebens erheben wollte; und zwar muß die Sprache eines geiſtlichen Redners nicht bloß ausgeſuchter ſeyn, als die des gemeinen Lebens, ſondern er muß ſich auch in der Ausſprache ſelbſt von der gewöhnlichen entfernen. Auch wir Teutſche, wenn wir laut oder öffentlich reden,

Digitized by Google

ſprechen gleich allen übrigen Völkern gewiſſe Sylben, und Wörter ſchärfer, und vollſtändiger, als im gemeinen Leben aus; allein nirgends habe ich die Unterſchiede zwiſchen der gewöhnlichen, und der feierlichen Ausſprache ſo groß, und ſo häufig, als in der Schweiz gefunden.

Hier haben Sie nun den ganzen Vorrath meiner Bemerkungen, die ich auf meiner Reiſe durch die kleinen Cantone gemacht habe. Ich glaube kaum, daß mir etwas wichtiges entfallen iſt. Wenn Sie aber über dieſen oder jenen Punct, den ich entweder vergeſſen, oder als bekannt vorausgeſetzt habe, Aufklärung wünſchen, ſo laſſen Sie es mich in Ihrem nächſten Briefe wiſſen. So bald ich mich ganz wieder erholt habe, reiſen wir in die franzöſiſche Schweiz, von woher ich Ihnen wahrſcheinlich zuerſt ſchreiben werde. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, u. ſ. w.

Am 12ten Aug.

Zweyter Brief.

Lauſanne, am 21ſten Aug.

Beſter Freund,

Von dem Tage an, an welchem ich meinen letzten Brief ſchloß, bis auf meine Abreiſe hieher, iſt uns nichts merkwürdiges vorgekommen, oder begegnet, was der Mühe werth geweſen wäre, aufgeſchrieben zu werden. Jetzo aber habe ich wieder angefangen, neuen Stoff zu einem Briefe zu ſammlen.

Digitized by Google

Wir fuhren geſtern erſt gegen Mittag von Nidau weg, und kamen etwa um ſechs und ein halb Uhr in Murten, und um neun in Avanches, oder Wiſſlisburg an. Die Wege bis dahin ſind nur ſo lange gut, als man auf Berniſchem Grund und Boden fährt. Wenn man aber in das Freyburgiſche Gebiet, oder in die gemeinſchafftlichen Vogteyen kommt, die Bern und Freyburg abwechſelnd regieren laſſen, ſo werden die Wege ſchlecht und uneben. Die Gegend am Murten-See, beſonders eine halbe Stunde von Murten, iſt eine der fruchtbarſten und lachendſten, die ich in Teutſchland, und in der Schweiz geſehen habe. Auf allen Hügeln entdeckt man ſchöne Landhäuſer, in welchen die reichen Familien aus Bern einen Theil der ſchönen Jahrszeit unter dem mildeſten Himmelsſtrich der Gaben der gütigen Natur genießen. Murten iſt eine artig gebaute Stadt, und man ſieht bald, daß ihre Einwohner, von den Regierungen von Bern und Freyburg, denen ſie ſich mit Vorbehalt ihrer Freyheiten unterworfen haben, nicht gedrückt werden. Auch hier findet man, wie in Biel, Neuenburg, und Bern, doch nicht ſo allgemein und ſchön, als in der letzten Stadt, Arcaden oder bedeckte Gänge, die unter den Häuſern fortlaufen. Weil ich glaubte, daß das berühmte Beinhaus der Burgunder gleich vor der Stadt nach Avanches zu liege, ſo konnte ich es kaum erwarten, bis wir es erreichten. Dies Beinhaus ſteht an der rechten Seite des Weges, nicht weit vom See, und iſt ein ſchönes länglichtes Viereck, welches vor nicht gar langer Zeit auf Koſten der Städte Bern, und Freyburg maſſiv erbaut

worden iſt. Die Länge beträgt ohngefähr ſiebenzehn, und die Breite ſechs Schritte. An den beyden längern Seiten ſind zwey, an den ſchmälern nur ein eiſernes Gitter in der Mauer angebracht, damit die Luft durchſtreichen, und die dürren Gebeine vor Fäulniß bewahren könne. Dieſe Ueberbleibſel von 20000, oder 26000 Burgundern ſind zwiſchen vier Mauren aufgehäuft, die etwa drey Fuß hoch ſind, und von den äußern Mauren ſo weit abſtehen, daß zwar ein freyer Gang zwiſchen beyden übrig bleibt, daß man aber doch von außen durch die weiten Oeffnungen der Gitter hinanreichen, und die nächſten Gebeine berühren kann. Nicht leicht fährt, oder geht hier ein Fremdling vorüber, der nicht einige Augenblicke verweilen, und irgend einen Reſt der traurigen Schlachtopfer des raſenden Ehrgeizes Carls des Kühnen zum Andenken mitnehmen ſollte. Auch wir thaten eben das, was andere Reiſende zu thun pflegen. Wir nahmen für uns ein Fragment von einem Lendenknochen, und beſtellten für einen guten Freund einen Schädel, die ſchon ſo ſehr verſchleppt worden ſind, daß wir nirgends einen ganz unverſehrten auffinden konnten. Durch dieſe beſtändig fortdauernden Entwendungen, und dann durch das heimliche Nagen der Luft, und Feuchtigkeit, die in jedem Augenblick Theile auflöſen, oder forttragen, ſind die Gebeine der Burgunder, die der Ueberlieferung zufolge vormals bis an die innere Decke eines gleich großen Gebäudes empor ſtiegen, ſo ſehr zuſammen geſchwunden, daß ſie ſich in Form eines ſpitz zuſammenlaufenden Daches nur noch einige Schuh über

die ſteinerne Einfaſſung erheben, von welcher ſie zu-ſammengehalten werden. Der fernern Verminderung könnte man dadurch vorgebeugt haben, daß man die Einfaſſung entweder weiter von der äuſſerſten Mauer entfernt, oder die Oeffnungen der eiſernen Gitter klei-ner gemacht hätte. So ſehr ſich aber auch der Haufe von Gebeinen vermindert hat, ſo iſt er doch immer noch ein merkwürdiges und rührendes Denkmal von der Tapferkeit der alten Helvetier, und von den ſchrök-lichen Verwüſtungen und Trauern, welche die Raſe-rey eines einzigen erlauchten Thoren in unzähligen Fa-milien anrichten kann. Man braucht weder Schwei-zer, noch Burgunder, ſondern nur Menſch zu ſeyn, um erſchüttert zu werden, wenn man bedenkt, daß alle, oder die meiſten Erſchlagenen, deren Gebeine man vor ſich ſieht, Eltern, oder Geſchwiſter, oder Weiber und Kinder in allen Theilen Europens hatten, und daß dieſe vielen Tauſende in wenigen Augenbli-ken durch die ſcheuslichſten Verwundungen und Ver-ſtümmelungen den Ihrigen entriſſen, und von der Er-de vertilgt wurden. An manchen Gebeinen ſieht man noch die Spuren der ungeheuren Schlachtſchwerdter und Streitärte, wodurch ſie geſpalten, und ihre ehe-maligen Beſitzer getödtet wurden. Die noch übrigen Knochen ſind durch die Länge der Zeit ſo ausgedörrt worden, daß, wenn man auch unter dem Winde ſteht, oder einzelne Knochen an die Naſe bringt, man nicht den geringſten Todtengeruch ſpüren kann. Man fin-det aber in dieſem Beinhauſe nicht bloß nahe unge-ſuchte Veranlaſſung zu ſittlichen Rührungen und Be-

trachtungen, ſondern auch zur Bewunderung der Allmacht und Güte, welche diejenigen Menſchen erſchuf, die hier von ihren Brüdern erwürgt wurden. Viele Knochen ſind an gewiſſen Theilen ſo angefreſſen worden, daß man den ganzen innern Bau derſelben ſo gut beobachten kann, als wenn ſie von einem groſſen Naturkundiger wären zubereitet und erhalten worden. Dies innere Zellengewebe der Knochen iſt nicht minder fein und bewundernswürdig, als das von den zarteſten Blättern und Pflanzen, die man zwiſchen den Fingern zerreiben kann. Ich übergehe die Inſchriften, die man an allen vier Seiten des Gebäudes liest, und die ſchon von mehrern Reiſenden abgeſchrieben ſind. Sie ſind, wie alle Inſchriften von Männern auf Männer ſeyn ſollten, kernhaft, ohne allen Prunk, ohne Prahlerey, oder Spott gegen die Ueberwundnen; die neueſte und ſchönſte iſt in teutſchen Verſen vom Herrn von Haller. Man könnte einen ganzen Tag zubringen, wenn man alle die Namen und Gedanken leſen wollte, die nicht nur an die Wände, ſondern auch ſogar an die Gebeine der Burgunder angekrizelt ſind. Die umliegende Gegend ſchien recht zu einem Schlachtfelde, und zum Schauplatz einer ſo fürchterlichen Niederlage als Karl der Kühne 1476. hier litt, von der Natur beſtimmt zu ſeyn. Karl hatte ſich an dem ganzen Geſtade des Sees hergelagert, und das ſchweizeriſche Heer, das kaum halb ſo ſtark, als das Burgundiſche war, brach von den ſanften Anhöhen, die ſich in einiger Entfernung vom See erheben, mit unwiderſtehlicher Gewalt in die feindlichen Schaaren ein.

Digitized by Google

Die muthloſen, oder geſchlagenen Burgunder konnten nicht entfliehen, oder wurden bey Tauſenden in den See geſprengt. Karl ſelbſt war der einzige, oder einer von den wenigen, welche ihre mächtigen Pferde durch den See trugen. Einer alten Ueberlieferung zu folge henkte ſich der Cammerdiener des Herzogs an den Schweif des Pferdes, und ſchwam mit ſeinem Herrn glüklich dem entgegengeſezten Ufer zu. Als aber Karl noch einmal umblikte, und ſein ganzes Heer, womit er die Schweiz zu unterjochen gedacht hatte, entweder zerſtreut, oder in den Staub geſtreckt, oder im See umkommen ſah, zog er in einem Anfall von wüthendem Gram und Unwillen ein Piſtol hervor, das er freylich beſſer gegen den Feind, oder gegen ſich ſelbſt gebraucht hätte, und erſchoß ſeinen treuen Diener, als einen Elenden, der nicht werth ſey, ſo viele tauſend tapfere Krieger zu überleben. Wenn Karl auch das nicht that, was die Ueberlieferung von ihm erzählt, ſo hätte er es wenigſtens ſehr wohl thun können. Unzählige Unglükliche, die viel weniger heftige Leidenſchaften, als Karl der Kühne hatten, haben in Augenblicken von Verzweiflung, Reſte von Gütern, die ſie hätten retten können, verachtet, oder ſelbſt zerſtört, weil ſie viel mehrere und gröſſere verloren hatten.

Als wir das Beinhaus der Burgunder, und das umherliegende mit Blut gedüngte Schlachtfeld verlieſſen, trafen wir bis Avanches nichts an, was unſere mit Bildern des Todes und der Sterblichkeit angefüllte Einbildungskraft hätte zerſtreuen können. Vielmehr wurde unſre einmal empörte Phantaſie durch die

feyerliche Stille der herannahenden Nacht, und durch den melancholiſchen Schimmer des Mondes, den dunkle Bäume bald brachen, und bald ganz auffiengen, nur noch mehr in Bewegung geſetzt, und wir glaubten in den weiſſen Steinen, womit die Chauſſee hin und wieder beſäet war, eben ſo viele Gebeine von Burgundern zu ſehen. Mit einer ſolchen Stimmung der Seele erreichten wir endlich die erſten Trümmer des alten Aventicum, die nach Murten hin, wie nach einer jeden andern Seite in der Entfernung von einer guten halben Stunde zerſtreut liegen. Dieſe Trümmer beſtehen, wie die Reſte aller übrigen Römiſchen Städte, in Mauren, Säulen, Stücken von Waſſerleitungen, künſtlich gearbeiteten Böden u. ſ. w. Ich beſinne mich nicht, daß ich in meinem ganzen Leben ſo lange, und mit ſo vieler Rührung an das Loos der Menſchheit, und an die Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge gedacht hätte, als in den Augenblicken, wo ich von den Ueberbleibſeln des ſtolzeſten Heers ſeiner Zeit in die Trümmer einer Stadt verſezt wurde, welche Tacitus die vornehmſte unter allen Städten Helvetiens nennt. Nicht bloß die Aſche und Gräber, dachte ich, ſondern auch die Tempel und Wohnungen der römiſchen Coloniſten werden jetzt von dem Pfluge und Grabſcheit umgewühlt. Von welchen Menſchengeſchlechtern werden wol deine und deiner Zeitgenoſſen Ueberbleibſel, die ihr jetzo meiſtens ſo gedankenlos auf den Ruinen des edelſten Volks der Erde einherwandelt, nach dreyzehn oder vierzehn Jahrhunderten zertreten werden? Hätte wol der gröſte unter den Men-

ſchen, Julius Cäſar, oder wer ſonſt dieſe Stadt gegründet hat, daran denken können, daß eben die Germanier, die er in ihre dickſten Wälder zurücktrieb, ſeine Pflanzſtadt erobern, und daß bald nachher eine ihm unerhörte und verächtliche Räuberbande aus dem entfernteſten Aſien, die nur deswegen die Erde verwüſtete, weil die Römer durch ihre Tapferkeit, wie durch ihre Laſter alle übrigen Völker aufgerieben hatten, daß dieſe ſie gänzlich zerſtören würde?

Das jetzige Wiſlisburg iſt durch nichts, als ſeine ſchon oft beſchriebene Alterthümer merkwürdig, unter denen ſich zwar keine Meiſterſtücke finden, die ich aber doch gerne geſehen hätte, wenn wir nicht ſo ſpät angekommen wären, und den folgenden Morgen früh hätten abreiſen müſſen, um noch Lauſanne zu erreichen. Wir fuhren ſchon um ſechs Uhr von Wiſlisburg weg, und kamen durch Peterlingen, oder Payerne gegen Mittag in Moudon, oder Milden an. Alle eben genannte Städte ſind weniger ſchön, lebhaft, und reinlich, als die Landſtädtchen in der teutſchen Schweiz, und ich vermuthe faſt, daß ſie von ihren zu groſſen Privilegien und zu reichen Gemeinheiten, wie einige in dem Teutſchen Gebiet des Cantons Bern, verzehrt werden. Unendlich blühender, als dieſe Städte, ſind die Landſchaften, die man zwiſchen denſelben antrift, und vorzüglich das Thal zwiſchen Peterlingen und Milden, das gewiß zu den anmuthigſten im Pays de Vaud gehört. Dies Thal iſt nicht ängſtlich eingeſchränkt, aber doch auch nicht ſo weit ausgedehnt, daß man nicht die unzähligen an den beyden Seiten der Berge

hängenden, und meiſtens neuen und mit Ziegeln gedeckten Häuſer, wie die Abtheilungen der Wieſen und Gefilde, deutlich überſchauen konnte. Im ganzen Thal aber zieht kein anderer einzelner Gegenſtand die Augen ſo ſehr auf ſich, als das Schloß Lucens, ehemals ein Luſtſitz der Biſchöfe von Lauſanne, und jetzo die Wohnung der Berniſchen Landvögte von Moudon. Dies Schloß ligt auf einem hohen Felſen, und ſeine Lage ſelbſt ſcheint zu verkündigen, daß die Beſitzer das ganze Thal nicht nur überſehen, ſondern auch beherrſchen müßten. In Moudon trafen wir auſſer andern Fremden einen fetten Franzöſiſchen Financier an, der in der Schweiz nichts mehr, als die vortreflichen Gaſthöfe, und die ausgeſuchten Tafeln bewunderte. Von dieſem geſprächigen Mann hörten wir, daß alles Obſt in dem gröſten Theile von Frankreich mißrathen ſey, und daß eine einzige Pfirſche in Paris, und auch in andern Städten um einen bis zween Livres gekauft werde. Von dieſen und ähnlichen Nachrichten kam er bald auf Neckern, deſſen Fall ſeine lange geſammlete Wuth im geringſten nicht gemindert zu haben ſchien. Er beſchuldigte den geſtürzten Miniſter eines ungemeſſenen Ehrgeizes, und eines unbegränzten, wenn gleich heimlichen Eigennutzes. Sein Compte rendu ſey weiter nichts, als eine künſtliche Windbeuteley, indem er der Nation nicht allein nichts erſpart, ſondern ihre Schulden noch um 700 Millionen vermehrt habe. Dies ſey ihm von dem Clienten irgend eines Prinzen vom Geblüte bewieſen worden, den er dafür in die Baſtille habe ſetzen laſſen wollen. Wenn ich Luſt zu ſtrei-

ten gehabt hätte, ſo würde ich ihn mit der einzigen Frage haben niederſchlagen können: Wenn alles das wahr ſey, warum denn er, und alle ſeine Brüder ſo ſehr wider Herrn Necker aufgebracht wären, und warum in unſerm ganzen Jahrhunderte der Hof nie ſo viel Credit, und Heere und Flotten, nie ſo viel Muth und Glück, als unter der weiſen und thätigen Verwaltung von Necker gehabt hätten?

Von Moudon aus zieht ſich der Weg vier Stunden hinter einander den kleinen Jura hinan, der von dem groſſen Jura Gebürge in einer beträchtlichen Streke ausläuft. Er iſt nicht nur an ſeinen Abhängen, ſondern auch auf den oberſten Höhen mit Dörfern und einzelnen Häuſern beſezt. Auf dem höchſten Gipfel entdekt man die Ketten der Walliſer und Savoyiſchen Schneeberge, und die weniger hohen und entfernten, aber ganz nackten Savoyiſchen Felſen, die bey hoher Sonne ſchwarzblau, gegen Abend aber dunkelroth ausſahen, und bey weitem nicht mit einer ſo milden, und doch lebhaften Roſenröthe vergoldet waren, als die Schneeberge an ihren Spitzen zu zeigen pflegen. Eine Stunde vor Lauſanne ſahen wir den Genfer-See, aus welchem das ſanfte Bild des Mondes zurükſtrahlte. Erſt gegen neun Uhr ſtiegen wir im Lion d'or ab, in welchem, wie in den übrigen angeſehenen Gaſthöfen der ganzen Franzöſiſchen Schweiz, ſowohl Wirthe, als Keller Teutſche, oder doch teutſche Schweizer ſind. Es fehlt den franzöſiſchen Schweizern wie den Franzoſen an derjenigen Reinlichkeit und haushälteriſchen Ordnung und Pünctlichkeit, die zu einem

guten Gaſtwirthe gehören. Beyde ſpielen zu gerne, oder zu früh die groſſen Herren, werden daher von ihren Leuten betrogen, und eben dadurch bald gezwungen, ſich an den Reiſenden zu erholen. Es iſt ihnen alſo nicht möglich, ſich neben den geſetztern, ſorgfältigern, reinlichern und billigern Teutſchen, und teutſchen Schweizern zu erhalten.

Lauſanne iſt gröſſer als Göttingen, aber weniger bevölkert. Die Zahl der Häuſer ſchätzt man auf dreyzehn hundert, und die der Einwohner auf acht bis zehn, einige aber nur auf ſieben tauſend. In der ganzen Stadt iſt kein einziges prächtiges, weder privat noch öffentliches Gebäude. Das neue Spital macht in der Ferne einigen Eindruck; wenn man aber demſelben nahe kommt, ſo findet man es in einem kleinen Winkel verſtekt, und abſchröckend unreinlich. Auch die Hauptkirche enthält faſt nichts Merkwürdiges, als das Grabmal des Pabſtes Felix des fünften, ehemaligen Herzogs von Savoyen. In keiner Stadt in der Schweiz habe ich ſo enge, unebene, ermüdend ſteile und ſäuiſche Gaſſen geſehen, als in Lauſanne, und beſonders in den Vorſtädten. Man mag hinblicken, wohin man will, ſo ſtößt man allenthalben auf Merkmale von franzöſiſcher Unreinlichkeit. Schwarze eckelhafte Wäſche hängt man nicht nur aus den Fenſtern, ſondern auf den öffentlichen Spatziergängen, und ſo gar an den Kirchen zur Schau. Fabriken und Manufacturen ſind keine, oder doch von keiner Bedeutung hier, weil alle Nothwendigkeiten des Lebens hier noch theurer, als in Bern, und den übrigen Städten der teutſchen Schweiz ſind,

und die Triebfedern der Induſtrie fehlen, wodurch die Einwohner von Genf bisher eine noch gröſſere Theurheit überwanden. Unter den Künſtlern, oder künſtlichen Arbeitern zeichnen ſich beſonders die Herren Coſte und Pergot aus, die beyde, alle Arten von Kleinodien, beſonders feine Arbeiten aus Elfenbein und Haaren, in einem ſolchen Grade von Vollkommenheit machen, daß ſie ſelbſt nach Paris und London verſchikt werden. Bey dem erſtern ſah ich ein mir unbekanntes Naturproduct, das für das Horn eines Einhorns ausgegeben, und auf 50 neue Louisd'or geſchäzt wurde. Länge und Biegſamkeit hatte dies ſeltene Stück mit einem ſchönen Indiſchen Rohr gemein; die Farbe war aber anders, als die leztern zu haben pflegen. Der gröſte Theil der Handwerker in Lauſanne beſteht aus Teutſchen, und dieſe Stadt würde alſo noch viel menſchenleerer ſeyn, wenn die entſtehenden Lücken nicht einigermaſſen mit Fremden ausgefüllt würden. Sowohl die untern, als die mittlern Claſſen leben von den wenigen reichen adelichen, und fremden Familien, die ſich hier niedergelaſſen haben, und den Winter wenigſtens in der Stadt zubringen, oder auch von den vornehmen jungen Fremden, beſonders Engländern, die ſich hier der Sprache wegen aufhalten. In ganz Lauſanne ſind etwa vier Familien, die 40000 Franken, jeden zu zehn Batzen gerechnet: und etwa ein Dutzend, die zehn bis fünfzehn tauſend jährlicher Einkünfte haben. Junge Engländer waren jetzo über vierzig hier, die, wie unſre jungen Landsleute, und die teutſchen Schweizer alle in Penſion gehen. Zu

ſolchen Penſionen erhält man nicht nur Wohnung, Mittags- und Abendtiſch, und zwar ſehr guten, Frühſtück, Feurung und Licht, ſondern auch täglich zwo Stunden gemeinſchaftlichen Unterricht in der franzöſiſchen Sprache mit den übrigen Mitgliedern der Penſion, und für dies alles gibt man monatlich nicht mehr, als ſechs neue Louisd'or; gewiß ein ſehr geringer Preis an einem Orte, wo alles ſo theuer iſt *)! Faſt alle übrige Wiſſenſchaften und Künſte werden privatißime gelehrt, und ſolche Privatſtunden werden zwar nicht alle nach einerley Taxe, aber doch immer ſehr theuer bezahlt. In der teutſchen Schweiz iſt keine angeſehene Familie, die nicht ihre Kinder, ſowohl Söhne als Töchter, auf einige Jahre ins Pays de Vaud in Penſion ſchikte, und dazu erwählt man am liebſten Lauſanne, weil ſich in keiner andern Stadt ſo viele gute Geſellſchaft, und ein ſolcher Zuſammenfluß von Fremden findet, und auch keine ſo ſehr in dem Rufe ſteht, daß das Franzöſiſche darinn rein geſprochen, und ausgeſprochen werde. Dieſen letzten Ruhm hat ſich Lauſanne wahrſcheinlich am meiſten dadurch erworben, daß ſchon ſeit geraumer Zeit ſo viele Fremde bloß um der Sprache willen hingekommen ſind, und die Einheimiſchen ſich eben deswegen mit deſto größerm Eifer auf das Studium ihrer Sprache gelegt haben. Weil der Aufenthalt und Unterricht von Ausländern die

*) Wenn Sie von ohngefähr um eine Nachricht von einer guten Penſion gebeten werden, ſo empfehlen Sie auf mein Wort Herrn Blanc, bey welchem ſich mehrere Engländer, und auch mehrere meiner jungen Freunde mit vielem Vergnügen und Nutzen aufhalten.

Hauptnahrung, und Beſchäfftigung der meiſten Einwohner von Lauſanne ausmacht, ſo entſteht daher nicht nur die ſchon oft geprieſene, und auch wirklich lobenswürdige Gefälligkeit gegen Fremde, ſondern auch eine bisweilen zu weit getriebene Nachſicht gegen ihre Ausſchweifungen. Ein junger Engländer zum Beyſpiel wagte es einſt, ein noch nicht reifes Mädchen von 13 Jahren an der öffentlichen Landſtraße zu nothzüchtigen, wurde aber von einem Bauren, der in der Nähe war, an der Vollendung ſeiner ſchändlichen That gehindert. Dieſer Frevel blieb nicht allein ungeſtraft, ſondern der Frevler hatte die unerhörte Unverſchämtheit, den Bauren wegen zugefügter Mißhandlungen zu verklagen, und brachte es auch wirklich dahin, daß der Retter der Unſchuld dem verruchten Jungfern-Schänder auf eine gewiſſe Art Abbitte thun mußte. Ein anderer Engländer war raſend genug, in das Zuchthaus Feuer zu legen, weil man ſeine Mätreſſe hineingeſteckt hatte. Man entdeckte den Thäter, ohne die That zu ahnden.

Lauſanne unterſcheidet ſich nicht nur durch die Reinigkeit ſeiner Sprache, ſondern auch durch die Reinigkeit ſeiner Sitten von vielen nicht größern Städten der Schweiz, und unſres Vaterlandes. In ganz Lauſanne iſt kein einziges eingebornes Frauenzimmer von Stande, das den Franzöſinnen nachahmte, und öffentlich Liebhaber duldete, oder begünſtigte. Die Frauen und Mädchen vom Mittelſtande ſind weniger geputzt, als bey uns, ungeachtet der Gebrauch der Schminke viel allgemeiner iſt. Auch die Gelehrten gehen den neuen

Moden in der Farbe, und dem Schnitt von Kleidern u. ſ. w. viel langſamer nach, als die unſrigen. Der größte Vorwurf, den man dem Frauenzimmer, und der guten Geſellſchafft überhaupt machen kann, iſt Spielſucht. Dieſe geht ſo weit, daß ſie Männer und Weiber von Spatziergängen abhält, und daß man vor acht oder neun Uhr, um welche Zeit die Spielgeſellſchafften auseinander gehen, die ſchönſten öffentlichen Promenaden öde und verlaſſen ſieht. Dieſer allgemeine Hang zum Spiel iſt um deſto ſonderbarer, da man nirgends hohes Spiel ſpielt. Denn in Geſellſchafften vom erſten Range kann man höchſtens zwey Louisd'or, und in denen vom mittlern Stande höchſtens einen Thaler verlieren. Der Allgemeinheit des Spiels muß man es wahrſcheinlich zuſchreiben, daß auch Geiſtliche, ohne Aergerniß zu geben, ſpielen, das heißt, an dem einzigen, oder Hauptamüſement aller Geſellſchafften Theil nehmen können. Der Aufmerkſamkeit, und ſtrengen Sittenſucht, welche die Geiſtlichkeit ausübt, hat man es zu verdanken, daß keine liederliche Häuſer geduldet werden. Noch rühmlicher iſt es für eine Stadt, wo ſo viele junge Leute von Stande einen Theil ihrer Bildung erhalten, daß Freydenkerey ſich eben ſo wenig, als Unſittlichkeit öffentlich zeigen, und Proſelyten machen darf.

Die Lage von Lauſanne, und den umliegenden Gegenden habe ich nicht ſo ſchön gefunden, als ſie mir von vielen iſt beſchrieben worden. Ich habe alle Promenaden in, und außer der Stadt, die merkwürdigſten Landſitze, und die vortheilhafteſten Standpuncte be-

ſucht, allein ich habe keinen gefunden, den ich mit den ſchönſten Ausſichten in, und um Coſtanz herum hätte vergleichen können. Die berühmte Promenade Mont-Benon, die gleich außer der Stadt liegt, beſteht nur aus einer einzigen Allee, und iſt bey weitem nicht ſo ſauber, und wohl unterhalten, als die Spatziergänge um Zürch, und Bern. Rechts hat man gar keine merkwürdige Gegenſtände, und links ſieht man in eine Gruppe von Weingärten und Landhäuſern hinab, die aber nicht mahleriſch ſind, und einen zu eingeſchränkten Vorgrund zwiſchen der Promenade und dem See bilden. Dieſer letztere wird in der Gegend von Lauſanne ſo wenig befahren, daß man den Mont-Benon mehrere Tage beſuchen kann, ohne ein einziges ſegelndes Schiff zu entdecken, weßwegen der Kaiſer den Genfer-See das todte Meer genannt haben ſoll. Wenn man mit ſeinem Blick über den See wegſetzt, ſo ſieht man nichts, als niederſchlagende Gegenſtände; Zuerſt das traurende ſavoyiſche Ufer, und dann die ſchwarzen und nackten ſavoyiſchen Felſen, die nicht erhaben, ſondern abſchreckend ſind, und hinter welchen nur ein kleiner Theil der höchſten Spitze des Mont-Blanc hervorragt, welche man erſt ſeit etwa vierzig Jahren (ſo erzählt man hier wenigſtens) wahrzunehmen angefangen hat, vermuthlich, weil der Fels, der ihn bisher bedeckte, etwas von ſeinem Haupte verloren hat. Der arme ſavoyiſche Landmann wird nicht ſo ſehr durch die Auflagen, welche der Landesherr von ihm fordert, als durch die unmenſchlichen Vorrechte des Cloſters la Ripaille niedergedrückt, welches unter andern in allen Der-

Digitized by Google

tern, die ſeiner Gerichtsbarkeit unterworfen, oder ſonſt von ihm abhängig ſind, der einzige Erbe iſt, wenn die verſtorbenen Perſonen keine leibliche Kinder nachlaſſen. Durch dieſe Bedrückungen wird der Muth, und die Arbeitſamkeit des Landmanns ſo ſehr niedergeſchlagen, daß er die herrlichſten Reben in einem fruchtbaren, und mehr erwärmten Boden, als das ganze Pays de Vaud enthält, ohne Sorgfalt faſt wild aufwachſen läßt, und eben deßwegen auch einen ſo herben Wein gewinnt, daß ihn kein Ausländer trinken mag. Den einſamen See, das vernachläſſigte ſavoyiſche Ufer, und die kahlen ſavoyiſchen Felſen ſieht man allenthalben, man mag hingehen, wohin man will: ſowohl auf der Terraſſe von der Hauptkirche, als auf Belle Vue, und auf dem Hügel, wo das Signal ſteht, von welchem man ſonſt die ausgebreitetſte Ausſicht nach Morges, Rolle, und ſelbſt bis Nyon hinunter hat. Nur Schade, daß das Ufer des Sees, an welchem dieſe Städte liegen, von der Höhe des Signals betrachtet, zu flach und einförmig erſcheint? Eine angenehme Wirkung macht es, daß faſt alle Landhäuſer im Geſchmack der alten Schweizeriſchen Ritterſchlöſſer erbaut, und an den Seiten mit Thürmen, oder doch mit Spitzen verſehen ſind, welche an die Thürme von Ritterſchlöſſern erinnern. Große, prächtige, zum bloßen Vergnügen angelegte Gärten giebt es um Lauſanne nicht. Der kleinſte Theil der Gärten beſteht aus Blumen- oder Gemüſe-Beeten; der größte hingegen iſt in Rebenland und Wieſengrund abgetheilt. Eben deßwegen, weil man bey der Anlegung von Gärten weniger auf das Vergnügen, als auf

Digitized by Google

den Nutzen ſieht, findet man auch nur wenig Schatten oder bedeckte Gänge, die um deſto nothwendiger wären, da die Hitze beſonders in der Nachbarſchafft des Sees bey anhaltend heller Witterung unerträglich iſt. Dieſer Unbequemlichkeit ungeachtet bringen alle angeſehene Familien den Sommer auf ihren Landhäuſern zu, wo ſie, wie in der Stadt, Beſuche geben und annehmen.

Heute ſah ich dem Leichenzuge der verſtorbenen Herzoginn von Curland zu, bey welchem rührenden Schauſpiel ich wünſchte, daß alle gefühlloſe, oder hartherzige Regenten unſres Erdtheils gegenwärtig geweſen wären, damit ſie gelernt hätten, welch ein unſchätzbares Glück es ſey, um wahrer Verdienſte, und Wohlthaten willen von ſeinen dankbaren Mitmenſchen geliebt, und verehrt zu werden. Die verſtorbene Prinzeſſinn lebte ſeit der Trennung von ihrem Gemahl auf Mon Repos, in einer der ſchönſten Gegenden vor Lauſanne; hauptſächlich in der Abſicht, um ſich ſtets des Raths des Herrn Tiſſot bedienen zu können. Weder ihre zerrüttete Geſundheit, noch ihre mäßigen Einkünfte erlaubten ihr, einen glänzenden Hof zu halten, oder fürſtlichen Aufwand zu machen. Ihr größtes Vergnügen fand ſie in dem Umgange mit den Muſen (und ſie war vorzüglich eine Kennerin und Verehrerin ſowohl der beſten Teutſchen, als Engliſchen Schriftſteller), in dem Umgange mit einigen würdigen und vertrauten Menſchen, am allermeiſten aber im Wohlthun, und in einer weiſen Unterſtützung der Armen. Durch ihr leutſeliges Betragen hatte ſie ſich eine ſo allgemeine Liebe erworben, daß ich zweyfle, ob in un-

ſerm Jahrhunderte irgend ein Fürſt in ſeinem eignen Lande ſo aufrichtig iſt bedauert worden, als dieſe Prinzeſſinn in einem fremden Lande, wo ſie unmöglich ſo viele Gelegenheiten haben konnte, ſich um andere Mitmenſchen verdient zu machen, als einem Regenten gegen ſeine Unterthanen offen ſtehen. Nicht bloß ihre Vertrauten, welche die ganze Liebenswürdigkeit ihres Charakters kannten, nicht bloß ihre Bedienten und die Armen, die an ihr die größte Wohlthäterinn und beſte Gebieterinn verloren, ſondern ganz Lauſanne war über ihren Verluſt untröſtlich, und ſogar alle Fremde, die ſich eine Zeitlang hier aufgehalten hatten, beweinten ihren Tod, ſo ſehr ſie auch einſahen, daß das Leben für die edle Prinzeſſinn wenig wünſchenswerth geweſen ſey. Ihrer Leiche folgten außer den Perſonen, die zu ihrem kleinen Hofe gehörten, und ihren Bedienten, die alle den ſtärkſten Ausdruck des tiefſten Kummers an ſich trugen, mehrere Vornehme von Adel, die ganze Akademie, der ganze Rath, alle junge Engländer mit ihren Hofmeiſtern, die ſich hier aufhalten, und eine lange Reihe von Bürgern, und Handwerkern aus der Stadt, unter denen viele nicht den geringſten Antheil an ihrer Wohlthätigkeit gehabt hatten. Während des Zuges, oder Leichengepränges wurden alle Buden, und Handwerksſtätten, nicht aus Befehl, ſondern aus eigner Bewegung der bekannten und unbekannten Verehrer der verſtorbenen Prinzeſſinn verſchloſſen, und allenthalben, wo der Zug durchging, ſah man traurende Geſichter, und bethränte Augen. Ihre ausgeſuchte Bibliothek und Kupferſammlung hat die verſtorbene

Herzoginn dem Herrn von Roſenberg hinterlaſſen, der ihr Chevalier d'honneur war, und ihrentwegen ſein Vaterland verlaſſen hatte. Die übrige Verlaſſenſchaft wird nach gewiſſen, von der Herzoginn ſelbſt feſtgeſez-ten Verhältniſſen unter die Cammerfräulein, Cammer-frauen, und Bedienten ſo vertheilt werden, daß eine jede der Perſonen, die zu ihrem Gefolge gehört haben, ins-künftige unabhängig von dem Dienſte und der Frey-gebigkeit anderer wird leben können.

Bex, an den Gränzen von Wallis, am 23ſten Aug.

Geſtern entſchloß ich mich kurz und gut, nicht nur die heiligen Oerter der Heloiſe von Rouſſeau, wohin jezt alle Fremde von Lauſanne aus wallfahrten, und wo ſich beſonders Engländer mit der Heloiſe in der Hand wo-chenlang aufhalten, ſondern auch die berühmten Salz-werke bey Bex, und die Piſſe Vache in Wallis zu beſuchen.

Wir fuhren heute gleich nach fünf Uhr von Lauſanne weg. Die erſte halbe Stunde war der Weg rauh, und lief zwiſchen den hohen Mauren der Weinberge durch, die eben ſo beängſtigend, als in der Nachbarſchaft von Neufchatel waren. Nachher aber öfnete ſich die Land-ſchaft von beyden Seiten, und gewährte uns die erſten Ausſichten, die neben denen am Bodenſee eine Ver-gleichung aushalten können. An der linken Hand ſteigt der Jura nicht plötzlich und ſteil, wie am Bieler oder Neufchateler See, ſondern allmälig in ſanften Erhe-bungen und Wölbungen bis zu einer Höhe hinan, die man kaum mit den Augen zu erreichen im Stande iſt.

Durch dieſe allmälige Erhebungen bildet das Gebirge unermeßliche ſich neigende Flächen und Buſen, die mit Weingärten, Landhäuſern, Dörfern, Kirchen, und Ruinen von Ritterſchlöſſern angefüllt ſind. Anſtatt daß die prächtigſten Weinberge mich bisher bald durch ihre Einförmigkeit ermüdeten, ſo konnte ich durch den Anblick der Weinberge im Ryfthale gar nicht geſättigt werden, weil ihre ſchönen Geſtalten, und bald lieblichen, bald feyerlichen Verzierungen mit jedem Augenblicke abwechſelten. Bisher glaubte ich, daß die Weinberge in der Gegend von Neufchatel die ſchönſten ſeyen, die man ſehen könne; jezo bin ich überzeugt, daß die zwiſchen Lauſanne, und Vevay die Neuenburger eben ſo ſehr als dieſe die Weinberge am Main, oder Neckar, oder Rhein, oder am Bieler See übertreffen. Auch die rechte Seite des Weges bietet intereſſante Gegenſtände dar. Denn bald ſieht man kleine Weinberge, die mit der größten Mühe angelegt ſind, und unterhalten werden, bald reizende und mit trefflichen Obſtbäumen bepflanzte Wieſen, bald ein einzelnes ſchönes Haus, oder einen abgebrochenen Thurm, oder ein ruhendes oder ſegelndes Schiff; endlich den ſanften einladenden See, und jenſeits deſſelben das ſavoyiſche Ufer, das unmittelbar mit ſchroffen Felſen begränzt zu ſeyn ſcheint. Eine halbe Stunde vor St. Saphorin wird die Gegend wilder. Große Felſen drohen an manchen Orten, die Straße und den Wanderer zu bedecken, und verſchließen die entzückende Ausſicht auf die obern Theile des Berges. Gerade in dieſer Gegend wächſt der edelſte Ryf-Wein, oder Vin de la Vaud, der ſchon zu der Römer Zeit

gebaut worden iſt; denn erſt vor wenigen Jahren hat man in der Gegend von Cully ein Monument entdekt, auf welchem dem Libero Patri Cocliensi ein Gelübde gethan wird. Weder Lutri, noch Cully, noch St. Saphorin, noch die kleinen Oerter, wodurch man auf dem Wege nach Vevay fährt, ſind ſo reinlich und gut gebaut, als die Städte im Teutſchen Berner-Gebiete. Gegen Vevay wird das Ufer flächer und lachender, und ſowohl der Berg, als der Weg entfernen ſich weiter vom Ufer des Sees. Mit unbeſchreiblicher Begierde und Aufmerkſamkeit betrachtete ich die romantiſche Stadt und ihre bezaubernden Gegenden, deren meiſterhafte Schilderungen ich erſt vor kurzem wieder in der Heloiſe geleſen hatte. Der wirkliche Anblick rührte mich freylich ſtärker, als Rouſſeaus Schilderungen, da ich ſie zum letztenmale las; allein das Vergnügen, das ich empfand, war doch ſehr weit von den Ekſtaſen entfernt, in welche mich Rouſſeaus Heloiſe in den frühern Zeiten einer noch nicht genug bezähmten Phantaſie verſetzte. Kein anderer Schriftſteller hat mich jemals ſo gänzlich aus der wirklichen Welt, in welcher ich wandelte und lebte, weggezaubert, und in das von ihm geſchilderte und geſchaffene Elyſium hinüber gerükt, als der unſterbliche Dichter der neuen Heloiſe. Weil ich fürchte, daß die Erinnerung der Entzückungen meiner Jugend, welche mir der Anblick von Vevay ſelbſt nicht wiedergab, mein Urtheil verfälſchen möge, ſo will ich warten, bis ich zurückkomme, wo ich mich auch länger, als heute anfhalten werde. Wir blieben dieſen Morgen nur ſo lange, als ab-

thig war, um zu frühſtücken, und unſere Pferde aus⸗ruhen zu laſſen. Zum Frühſtück ſetzte man uns eine Bouteille des edelſten Ryf⸗Weins, herrliche Berg⸗butter und köſtliche Feigen vor, die in Vevay unterm freyen Himmel wachſen; die Pfirſchen hingegen fan⸗den wir, wie die Apricoſen und Pflaumen, nicht ſo gut und ſo groß, als ſie bey uns in guten Jahren zu ſeyn pflegen. Die Mittelmäßigkeit dieſer feinern Obſt⸗arten in der wärmſten Gegend am Genfer⸗See muß man freylich gröſtentheils auf die ſeltſame Witterung ſchreiben, die wir in dieſem Frühlinge gehabt haben; man wollte uns aber doch verſichern, daß gerade die genannten Obſtarten um Vevay herum weniger gut, als in manchen weniger ſanften Gegenden gedeihen. Dies iſt um deſto mehr zu verwundern, da die Blu⸗men aus der Nachbarſchaft von Vevay von ſo edler Art ſind, daß ſie durch ganz Europa verſchikt werden, und Feigenbäume und Rosmarinſtauden das ganze Jahr durch ohne alle Gefahr in freyer Luft ausdauren. Den letztern iſt der hieſige Boden und das hieſige Kli⸗ma ſo angemeſſen, daß ſie ohne Hülfe der Kunſt die Dicke von einem ſtarken Mannsarm erreichen. Ich fragte im Gaſthofe nach den herrlichen Milchſpeiſen, (Laitages) die auf den Höhen des Jura in dieſer Ge⸗gend gemacht werden, und die Rouſſeau für die wohl⸗ſchmeckendſten in der ganzen Schweiz ausgibt; allein dieſe Leckereyen der Aelpler kann man nur an Markt⸗tagen haben. Ich fand unterdeſſen den kleinen fetten Ziegenkäſe, der innwendig eben ſo weich, als dicker Rahm iſt, nirgends ſo wohlſchmeckend, als in Vevay.

Zwiſchen der letztern Stadt und Villeneuve, wo wir zu Mittage ſpeißten, wird der Genfer-See immer ſchmäler, die Gegenden wilder, die Flecken und Wohnungen ſeltener, und die Berge rücken endlich ſo nahe zuſammen, daß es ſcheint, als wenn ſie den Durchgang gänzlich verſchlieſſen wollten. Das Merkwürdigſte, was man auf dieſem ganzen Wege ſieht, ſind die beyden Schlöſſer Chillon und Clarens. Jenes iſt rund herum mit dem See umfloſſen, und hat einen Umfang von ſieben Ackern Landes. Das letztere, welches ſo oft in der Heloiſe vorkömmt, ligt an dem Fuſſe hoher, aber fruchtbarer Berge, auf einer beträchtlichen Anhöhe, von welcher es das ganze Thal, und faſt die ganze Hälfte des Sees, und des ſavoyiſchen Ufers beherrſcht. Einen noch lange unerſetzlichen Schaden hat der Vorgrund des Schloſſes, und die ganze Ausſicht durch einen ungeheuren Waldſtrom gelitten, der in einer Breite von mehrern tauſend Schuhen Wieſen und Weinberge weggeſchwemmt, und den Grund mit entſetzlichen Felsſtücken belegt hat. Wahrſcheinlich muß dieſe Verwüſtung erſt vor wenigen Jahren geſchehen ſeyn, weil Rouſſeau ſonſt dieſes eigenthümliche Schweizeriſche Landſchaftsſtück nicht würde vernachläßigt haben. Das Schloß ſcheint gut erhalten zu ſeyn, allein der Erbauer wußte die Schönheiten der Lage gewiß nicht ſo gut zu ſchätzen und zu nutzen, als Rouſſeau. Die ganze Seite, die nach dem Wege und dem See zugekehrt iſt, hat nur vier kleine Fenſter, wodurch das Gebäude eher das Anſehen eines Gefängniſſes, als eines Ritterſchloſſes erhält.

Wir aſſen in Villeneuve, einem todten mittelmäſſigen Orte, zu Mittag, und wurden mit einem belebten Kaufmann aus Vevay bekannt, der uns Muth machte, den Bernard zu beſuchen, deſſen Spitze ungleich merkwürdiger, als die des Gotthardts ſey, und wenigſtens eben ſo bequem auf Mauleſeln erſtiegen werden könne. Allein als wir unſern Kutſcher fragten, ob er uns nach Sion oder Sitten fahren wolle, weigerte er ſich ſchlechterdings wegen der ihm unerträglichen Unreinlichkeit der Wirthshäuſer in Unterwallis.

Hinter Villeneuve, wo die Rhone ſich in den See ſtürzt, wird der Boden ſumpfigt, wie er gemeiniglich an ſolchen Orten zu ſeyn pflegt, wo anſehnliche Flüſſe ſich in Seen ergießen. Die Berge, zwiſchen welchen man durchfährt, ſind eine Zeitlang ſo nahe, ſo hoch und ſo drohend, daß man ſich in das Lauterbrunner und Grindelwaldthal wieder verſezt glaubt. Einige Stunden vor Bex aber weichen ſie wieder an beyden Seiten ſo weit zurück, daß ihrer Nachbarſchaft nicht mehr drückend iſt. Allenthalben ſieht man niedliche Weinberge, oder fruchtbare Wieſen und Aecker, auf welchen letztern wir hin und wieder vier bis fünf Zugthiere, halb Pferde, halb Ochſen vor den Pflug geſpannt ſahen. Schon vor ſechs Uhr kamen wir in dieſem groſſen, gutgebauten, und volkreichen Flecken an, der ſechshundert ſtreitbare Männer enthalten ſoll.

Vor uns haben wir einen der höchſten und majeſtätiſchſten unter den Walliſchen Schneebergen, den Dent de Midi, der jetzo in dem höchſten Glanze der Abendſonne ſchimmert, und hinter uns den Dent de

Morcles, den man gleichfalls erhaben nennen würde, wenn er nicht ſeinem viel gröſſern Nachbaren gegenüber ſtünde. In dieſer Gegend war es wahrſcheinlich, wo Hannibals Krieger zu zagen anfiengen, als ſie zum erſtenmal die unerſteiglich ſcheinenden, und mit ewigem Schnee bedekten Berge in der Nähe ſahen, über welche ihr kühner vor der Natur ſo wenig, als vor den Römern zitternder Feldherr ſie führen wollte. Livius ſchildert den Eindruck vortrefflich *), den der erſte Anblick der Alpen auf das Heer des Puniſchen Feldherrn machte. Eben dieſe Schilderung iſt auch das ausführlichſte und treffendſte Gemählde von den Alpen, das ich mich beſinne, in den Römiſchen Schriftſtellern gefunden zu haben. Ueber die Seltenheit der Schilderungen der auſſerordentlichen Phänomene, welche die Schweizeriſchen Gebürge darbieten, muß man ſich um deſto mehr wundern, da die Römer nichts weniger, als unempfindlich gegen die Schönheiten und Seltenheiten der Natur waren, und die Vornehmſten des Volks, beſonders unter den Regierungen der Imperatoren, die heiße Jahrszeit gerne am Fuße der Alpen ſowohl in Italien, als in Wallis zubrachten. Aus

*) Tum, ſagt Livius im 21ſten Buche im 32ſten Capitel, quamquam fama prius, qua incerta in majus vero fieri ſolent. præcepta res erat, tamen ex propinquo viſa montium altitudo, nivesque caelo prope immiſtae, tecta informia impoſitis rupibus, pecora jumentaque torrida frigore, homines intonſi & inculti, animalia, inanimaque omnia rigentia gelu, cætera viſu quam dictu fœdiora terrorem renovarunt.

den unzähligen Denkſprüchen, womit das Zimmer, worinn wir im Gaſthofe à l'ours wohnen, allenthalben beſchrieben iſt, ſieht man, daß die erhabne Natur im Walliſer Lande alle Fremdlinge eben ſo ſehr entzükt, als die Unreinlichkeit der Einwohner ihnen Grauen und Eckel eingeflößt hat. Ich will Ihnen einen von den Lobſprüchen auf die erſtere, und eins von den Spottgedichten auf die leztere abſchreiben.

O vous, tout admirateur de la belle nature,
Venez dans le Valais admirer ſes treſors,
Ses monts majeſtueux d'etonnante ſtructure,
Ses caſcades des eaux roulantes ſur la verdure
Pour contempler tout ça, faites quelques efforts.

Gleich unter dieſen Zeilen ſtehen folgende:

O vous, qui deſirès repoſer mollement
Et gouter du ſommeil les faveurs reſtaurantes,
Fuyes ces lieux remplis d'inſectes malfaiſantes,
De goitres, de cretins, d'ordures etouffantes.

Beyde Improviſadari ſangen die Wahrheit, der leztere aber in beſſern Verſen, als der erſtere.

Von der Sauerey der gemeinen Walliſer erzählte mir neulich ein Freund, der das Volk genau kannte, einige Proben, welche die Abneigung unſres Kutſchers, in Wallis zu übernachten, vollkommen rechtfertigten. Einſt kam dieſer gute Freund mit einbrechender Nacht in ein abgelegenes Dorf, und fragte die Wirthin, die eben mit der Säuberung des Kopfes ihres Kindes beſchäftiget war, ob ſie ihm wohl etwas zu eſſen, und ein Nachtlager geben könne? Die Walliſerinn antwortete mit Ja, ſchüttelte den Schooß, in welchen ſie das Ungeziefer aufgefangen hatte, nachläßig ab, und gieng fort, um das Abendeſſen zu beſorgen. Die Un=

Digitized by Google

befangenheit der Wirthin machte meinen Freund na=türlich begierig, ihre Kochkunſt etwas genauer zu be=obachten. Sie erſparte ihm aber die Mühe, die Zu=bereitung der Speiſen, die er genieſſen ſollte, zu er=forſchen. Ohne im geringſten zu argwohnen, daß dem Fremden irgend etwas in ihrem Betragen aufgefallen ſeyn könne, kam ſie bald mit verſchiedenen Eyern wie=der, und ſchlug ſie, eins nach dem andern, in ihren Schooß hinein, der noch kurz vorher ein Behälter des eckelhafteſten Ungeziefers geweſen war. So bald mein Freund hörte, daß das entſetzliche Gemiſche, das man vor ſeinen Augen machte, zu einem Eyerkuchen für ihn beſtimmt ſey, eilte er, ohne ein Wort weiter zu ſagen, aus dieſer Europäiſchen Hottentottenhütte weg, und machte, ſeiner Müdigkeit und der dunkeln Nacht un=geachtet, noch einen Weg von mehrern Stunden, um ein anderes Dorf zu erreichen. Eben dieſer Freund verſicherte mich, daß der gemeine Mann in manchen Gegenden von Wallis noch nichts von Tellern, Tiſch=tüchern, u. ſ. w. wiſſe. Wenn man eſſen wolle, ſo ſetze man die Speiſen in einer groſſen Schüſſel auf ei=nen hölzernen Tiſch, der aus dicken Bohlen beſtehe, und ſo viel Löcher habe, als die Familie Perſonen ent=halte. Wenn die Speiſen aufgetragen ſeyen, ſo grei=fe ein jeder zu, und fülle nach ſeinem Belieben, ſo viel als er zur Stillung ſeines Hungers brauche, in ſein Loch, das die Stelle von Tellern vertrete, und nicht öfter und ſorgfältiger, als die Gefäſſe und Schläuche der Kalmyken gereinigt werde.

Digitized by Google

Lauſanne, am 26ſten Aug.

Weil die drey letzten Tagereiſen nicht wenig ermüdend waren, ſo werden wir heute ausruhen, und ich will Ihnen kürzlich erzählen, was uns geſtern, und vorgeſtern Merkwürdiges vorgekommen iſt.

Vorgeſtern fuhren wir ſehr früh aus Bex weg, um die Piſſe Vache recht in Muſſe zu betrachten, und doch wieder zu Mittage in Bex ſpeiſen zu können. Dies läßt ſich bequem thun, weil der Weg nicht nur im Berner, ſondern auch im Walliſer-Gebiet bis Sitten vortreflich gemacht iſt.

Je mehr wir uns den Gränzen von Wallis näherten, deſto romantiſcher wurden die Gegenden. Bey der Brücke über die Rhone, die das Berner- und Walliſer-Gebiet mit einander verbindet, laſſen die ſich begegnenden Bergketten nur eine ſo geringe Oeffnung, daß der Eingang in Wallis, und die Stadt St. Moritzen (St. Maurice) mit einem kleinen Häuflein gegen ein unermeßliches Heer vertheidigt werden könnte. Ich dachte hier nicht ſowohl an die Veſtungswerke, welche die Natur ſelbſt um das Land und die Freyheit der Walliſer hergebaut hat, als an die unbegreifliche Nachläßigkeit, womit die ehemaligen Bewohner dieſes Landes dieſen engen Paß ihren Räubern und Bezwingern, den Carthaginenſiſchen und Römiſchen Feldherren offen lieſſen, von welchen man nirgends lieſt, daß ſie gerade bey dieſen Schweizeriſchen Thermopylen groſſe Gefahren oder Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätten. Wenn ich auch in der ganzen Schweiz keinen Ort wüßte, wo ich ge-

wiß überzeugt ſeyn konnte, daß ich Cäſars und Hannibals Fußtapfen betreten hätte; ſo lieſſe ſich dieſes doch mit Zuverläßigkeit von der bey St. Maurice über die Rhone geſchlagene Brücke behaupten, unter welcher die Waſſer dieſes Fluſſes eben ſo ſchnell und trübe fortflieſſen, als die der Reuß, der Aar, und andere Gletſcherſtröme, bevor ſie ſich in Seen gereinigt, und beſänftigt haben. Nicht weit von St. Maurice ſoll die Thebaiſche Legion, welche der ganzen Schweiz Heilige und Schutzpatronen gegeben hat, niedergehauen worden ſeyn, und in der Nachbarſchaft dieſer Stadt war es wahrſcheinlich auch, wo Galba von den Galliern mitten im Winter belagert, und von dem mit unglaublicher Geſchwindigkeit über die Alpen fliegenden Cäſar gerettet wurde. Die Walliſer in St. Maurice ſowohl, als in den Dörfern, die wir geſehen haben, ſind viel weniger unreinlich in ihren Kleidern, als in ihren Wohnungen. Die letztern ſind faſt durchgehends niedrig, und hauchen einen ſo entſetzlichen Geruch aus, daß wir beym Durchfahren durch St. Maurice unſere Naſen dagegen verwahren mußten. Dies iſt um deſto auffallender, da nicht leicht einer andern Stadt die Reinlichkeit ſo leicht gemacht wird, als dieſem Gränzorte von Wallis, weil nicht bloß flieſſendes Waſſer, ſondern reiſſende Bäche in tiefen Canälen durch die Straſſen lauffen. Die Wohnhäuſer ſind faſt alle von Stein gebaut, aber ſo nachläſſig und kunſtlos, daß ſie oft nur zuſammengeworfene, und durch keinen Mörtel verbundene Hauffen von Bruchſtücken zu ſeyn ſcheinen. Die Thüren ſind ſo

Digitized by Google

ſchmal und niedrig, als wenn die Walliſer nicht in ihre Häuſer hinein gehen, ſondern nach Art der Negern, und meiſten Wilden in allen Erdtheilen hinein kriechen wollen. St. Maurice beſitzt noch mehrere merkwürdige Römiſche Alterthümer, von welchen Sie, wenn Sie wollen, im Fäſi einige Nachrichten nachleſen können. Das Walliſer Thal, ſo weit ich es geſehen habe, unterſcheidet ſich von allen andern Schweizeriſchen Thälern auf mehrere Arten. Ungeachtet es dem Augenſchein nach höchſtens eine halbe Stunde, und an manchen Orten nicht einmal ſo breit iſt, und die Berge, womit es auf beyden Seiten umringt wird, zu den höchſten der Schweiz gehören, ſo hat es doch nichts düſteres, oder beängſtigendes, ſondern es iſt viel heiterer, als alle andere von hohen Bergen umſchloſſene mir bekannte Thäler, weil die Spitzen der Berge viel weiter, als ihre Füße von einander entfernt ſind, und die Berge ſelbſt, einige wenige ausgenommen, ſich mit ihren Gipfeln nicht nach Wallis, ſondern entweder nach dem Canton Bern oder nach Italien hinüber neigen, anſtatt daß die Felſen und Berge, womit das Lauterbrunner, oder Grindelwaldner, oder Haßli- und Engelbergerthal ummauret iſt, entweder ſenkrecht abgeſchnitten, oder gar überhängend ſind. In Wallis ſieht man alle ſeltene und hinreißende Schauſpiele, welche hohe Berge darbieten, am nächſten, mannigfaltigſten, und in ihrer größten Pracht beyſammen, doch mehr an der linken, als an der rechten Seite. Die Bergkette, welche Wallis von Italien trennt, entzieht ſich dem Auge größtentheils, und zeigt ſelten etwas weiter, als ihre unge-

heuren Fundamente, die in fünf oder noch mehrere hundert Schuh hohen, und meiſtens ſteilen Felsmaſſen beſtehen. Die Berge an der linken Hand hingegen feſſeln den Reiſenden entweder durch ihre unerſteigliche, bald ganz kahle, bald beſchneite, und in der Sonne ſchimmernde Gipfel, oder durch ihre unendlich abwechſelnde Einkerbungen, und Abſätze, oder durch ungeheure Riſſe und Brüche, welche durch Erdbeben oder andere gewaltige Revolutionen entſtanden ſind, oder durch drohende Felswände, und furchtbare Trümmer ehemaliger Bergfälle, und Lauinen, oder durch den kühnen Sturz von ſchäumenden Gletſcherwaſſern, oder endlich durch den ſanftern Fall von kleinern Bächen, die in Silberſchaum aufgelöſt werden, und ſich allmälig ſo tiefe Betten in den Felſen ausgegraben haben, daß man ſie kaum wahrnehmen kann. Die Füße, und mittlern Höhen dieſer Berge ſind entweder mit Waldungen, oder auch mit reizenden Fluren, und Weiden bekleidet, aus welchen ſich hin und wieder die ruhigen Wohnungen ihrer Beſitzer hervorgeben. Wenn man aber ſeine Augen von dieſen Scenen weg, und auf diejenigen Gegenſtände hinwendet, von welchen man am nächſten umgeben iſt, ſo wird die Bewunderung, oder ruhige Freude, womit man erfüllt war, in Unwillen, oder Mitleiden verwandelt. Man ſieht nämlich das fruchtbarſte Thal in der ganzen Schweiz, das Veltlin ausgenommen, faſt ganz mit wildem Gebüſche bewachſen, und entdeckt nur in der Nachbarſchafft von Städten, und Dörfern einige Wieſen und Gärten, oder Fluren und Weinberge, aber auch dieſe ſo nachläſſig be-

baut und unterhalten, daß man nicht in der Schweiz, ſondern in Savoyen zu ſeyn glaubt. Dieſer auffallende Mangel von Cultur iſt keine Wirkung von Bedrückung und Tyranney, wie in Savoyen, ſondern eine Folge der Trägheit, die faſt immer mit Barbarey, und Mangel von Aufklärung verbunden iſt. Eigentliche Cretins fanden wir nicht, ungeachtet ich mich durch meinen Kutſcher mehrmalen darnach erkundigen ließ. Die Walliſer von beyderley Geſchlecht, die wir ſahen, hatten keinen ſo hohen Wuchs, als die Berniſchen Oberländer; ſie ſind aber doch dauerhaft, nervigt, und von blühender Farbe. Blaue Augen, und blonde Haare ſieht man, glaube ich, in ganz Wallis, wenigſtens in Unterwallis nicht.

Als wir uns der Piſſevache näherten, waren wir nur für dieſe ganz Aug und Ohr. Sie gewährt in die Ferne einen noch prächtigern Anblick, als der Staubbach, weil ſie eine faſt eben ſo hohe, und dabey viel breitere, und dickere Waſſerſäule bildet. Zuerſt ſahen wir ſie von der rechten Seite, wo man es am deutlichſten bemerkt, wie der Strom, der von einem im Thale unſichtbaren Schneeberge herabkömmt, ſich von der Felswand losreißt, und größtentheils in den leeren Luftraum ſtürzt. Alsdann giengen wir von vorne ſo nahe hinzu, als möglich; da wir aber dem Fall am nächſten waren, konnten wir kaum unſere Augen aufſchlagen, weil der Wind die Staubwolken faſt in gerader Linie auf uns, und die Rhone zu trieb. Am zugänglichſten war er von der linken Seite, an welcher wir über einen ungeheuren Haufen kleinerer und

größerer Steine, welche der Bach ſelbſt herabgeworfen hat, bis zu ſeinem Bette hinaufſtiegen, in, oder vielmehr an welchem er herabſtürzt, wenn er am ſtärkſten iſt, oder der Wind ſeine Wellen nach dieſer Seite hinwirft. In dieſem Bette waren wir vom Falle nur zwanzig bis fünf und zwanzig Schritt entfernt, ohne naß zu werden, und auf eben dieſem Standpuncte konnten wir den Sturz der Wellen, die Abgründe, in welche ſie hinein fallen, die Regenbogen und Staubwolken, welche ſie hervorbrachten, am bequemſten, und vortheilhafteſten beobachten. Nachdem ich den Walliſiſchen Waſſerfall, den viele für den merkwürdigſten in der ganzen Schweiz ausgeben, von allen Seiten unterſucht hatte, ſo entſchied ich ſogleich, daß er weder mit dem Rheinfall bey Schaffhauſen, noch mit dem Fall des Reichenbachs im Haßlithal verglichen werden könne. Die Piſſevache ſtürzt von einer größern Höhe herunter als beyde, und dieſe Höhe ſchätze ich ohngefähr auf fünfhundert Schuh; ſie iſt glänzender, und vielleicht auch reicher an Waſſer, als der Reichenbach, allein dieſer Reichthum wird durch das breitere Bett zu ſehr vertheilt, als daß ſie ſolche Seelenerhebende Vorſtellungen, und Empfindungen von Kraft, und Geſchwindigkeit erzeugen könnte, als man beym Rheinfall, und Reichenbach in ſich wahrnimmt. Ich genoß vielleicht mehr gegenwärtiges Vergnügen, als bey dem Anblick der letztern, allein ich wurde weder ſo betäubt, noch ſo tief in mich ſelbſt verſenkt, als bey dieſen. Ich konnte vielmehr auf der Stelle ohne mächtiges Gegenſtreben, und ohne durch

das unwiderſtehliche in ſich ſelbſt hineinreißende Schauſpiel beſtändig zerſtreut zu werden, meine Beobachtungen ordnen, und in Worte einkleiden. Von der linken Seite, von welcher wir den Waſſerfall faſt eine Stunde betrachteten, ſchien es, als wenn kaum die Hälfte des Waſſers an der ſich nur wenig neigenden Felswand herabſchöſſe, und die größere Hälfte ſich in unzähligen größern, und kleinern Wellen in die freye Luft hinabwürfe. Die kleinern Wellen zerſtäubten ganz in feinen kaum ſichtbaren Nebel: die größern hingegen wurden zwar immer dünner, und geſtreckter, erreichten aber doch noch zuletzt, als zuſammenhängende Waſſerſäulen *) ſchäumend den unterſten hervorragenden Theil der Felswand, von welcher ſie meiſtens in der Geſtalt von dichten Wolken wieder empor ſtiegen. Auf dem Standpuncte, wo wir zuletzt ſtehen blieben, waren wir faſt ganz über dieſe Staubwolken erhaben, welche die Wellen entweder im Fallen, oder durch das Zurückprellen von dem Felſen erzeugten. Hier konnten wir alſo um deſto beſſer wahrnehmen, was wir vorher gefühlt hatten, daß dieſe Wolken unzerſtreut nicht nur ſechs bis achthundert Schritt bis an die Rhone, ſondern ſelbſt bis über den Fluß weggetrieben wurden. Was wir beym Staubbach gar nicht, und beym Reichenbach nur von Zeit zu Zeit hörten: das Gepraſſel von Felsſtücken, die von dem ſtürzenden Strome herabgeriſſen werden, das dauerte bey der Piſſevache unaufhörlich fort. Allein dies Geprаſſel war der größern

*) Waſſerfäden wäre paſſender; und ich glaube auch faſt, daß ich ſo in meinem Manuſcript geſchrieben hatte.

Höhe des Falls ungeachtet doch nicht in ſo großer Ferne hörbar, und heftigen Donnerſchlägen nicht ſo ähnlich, als beym Reichenbach, weil die Gewalt, und Geſchwindigkeit des herabſchießenden Waſſers viel geringer iſt. Der Strom ſelbſt erregt auch nicht ein ſo betäubendes, und donnerndes Getöſe, als der Rhein, oder der Reichenbach, ſondern man kann das Geräuſch der Piſſevache, wie das des Staubbachs, eher ein Geplätſcher nennen. Regenbogen aber kann man, glaube ich, bey keinem natürlichen oder künſtlichen Waſſerfall ſchöner, und abwechſelnder, als bey der Piſſevache ſehen. Je höher und näher wir an dem Waſſerfall hinaufſtiegen, deſto größer wurden die Regenbogen, und deſto lebhafter, und abſtechender die Farben. Wir ſahen beſtändig zween über einander, wovon aber der größere mattere, und mehr zuſammenflieſſende Farben hatte, als der kleinere, der uns, wie beym Staubbach, umſchloß. Je nachdem der Wind die Staubwolken mehr oder weniger auf uns zutrieb, deſto kleiner oder größer wurden die Regenbogen, und deſto ſtärker oder ſchwächer die Farben, womit ſie prangen. Die immer neuen Schauſpiele, welche die ſteten Verwandlungen, Entſtehungen, und Verſchwindungen der Regenbogen, und die abwechſelnden Richtungen, und Wendungen der Staubwolken dem Auge verſchafften, würden uns noch länger ergötzt haben, wenn wir dieſem Vergnügen auch mehr, als eine Stunde hätten ſchenken können.

Gleich nach Tiſche machten wir uns wieder auf den Weg, um die berühmten Werke zu ſehen, welche die

Regierung von Bern bey Ber in den Felſen hat hinein hauen und anlegen laſſen. Wir beſtiegen einen mit zween Ochſen beſpannten Char à banc, weil der Weg für andere Fuhrwerke zu ſteil iſt. Der Char à banc iſt ein der Schweiz eigenthümliches Fuhrwerk, welches vorzüglich in engen, und ſteilen Wegen gebraucht, und alsdann von mehrern Ochſen, auf ebener Straße aber nur von einem Pferde gezogen wird. In dieſem Fuhrwerke, das meiſtens an der Seite, und auch oben bedekt iſt, können vier bis fünf Perſonen neben einander ſitzen, deren Geſichter aber nicht nach den Pferden, ſondern nach der offnen Seite hingekehrt ſind. Damit man ſicher ſitze, iſt ein Querholz, als ein Schemel angebracht, auf welchem die Füße ruhen, oder wogegen man ſich mit den Füßen ſtemmen kann. Wir fuhren mit unſerm, zwar nicht ſehr geſchwinden, aber deſto ſichrern Vorſpann über zwo Stunden, ehe wir den Eingang der prächtigen Gänge und Gallerien erreichten, welche zu der Hauptquelle, zu dem großen Rade, wodurch die Sohle aus einem 75 Schuh tiefen Abgrunde herausgehoben, und das von einem 400 Schuh hoch durch den Felſen geleiteten Bach getrieben wird, und endlich zu dem großen Behälter führt, aus welchem das Salzwaſſer Stunden weit in die Gradirhäuſer u. ſ. w. fließt. Ich will Ihnen weder die Länge, Bequemlichkeit, und Richtungen der in den Felſen gehauenen Gänge, noch die Beſtandtheile des Felſens ſelbſt, noch die Größen der Räderwerke und Behälter, noch die Reichhaltigkeit der Salzquellen, noch die Pracht der zu dem Salzwerke gehörigen Gebäude, die wir auf unſerm Rückwege ſahen, um-

Digitized by Google

ſtändlich beſchreiben, da ſie alle dieſe Umſtände in einer Schrift des Herrn von Haller von dieſen Salzwerken, denen er ſechs Jahre vorſtund, genauer und umſtändlicher, als ich ſie Ihnen anzugeben im Stande wäre, leſen können. Ich ſchränke mich nur auf einige Eindrücke, oder Empfindungen ein, die ich auf dieſer Reiſe erhalten habe. Der Weg zu den Salzwerken iſt ſo gebahnt, als die ſchönſte Chauſſee, aber auch zugleich ſo ſchmal, daß nur eben Raum genug für ein kleines Fuhrwerk da iſt, und die Räder auch des ſchmalſten Fuhrwerks faſt immer an dem Rande eines entſetzlichen Abgrundes herlaufen, deſſen Tiefe Sie daraus beurtheilen können, daß man zwo Stunden hinter einander Berg an fährt. Zwar iſt der Blick in dieſe gräßliche Tiefe, in welcher ein wilder Waldſtrom brauſt, meiſtens durch Gebüſche verſchloſſen, die an der Seite des Weges wachſen, und gegen den Abgrund hinab hangen; allein dieſe Gebüſche ſind an manchen Orten zu dünn, und nicht ſelten hinunter geſtürzt, und alsdann war es, als wenn die geringſte Bewegung uns in die Schlünde, über welchen wir im eigentlichſten Verſtande hingen, hätte hinabwerfen können. Am allergefährlichſten war es an ſolchen Stellen, wo der Weg eine andere Richtung nahm, und das Fuhrwerk ſich um eine Ecke drehen mußte. Hier ſchien ein Sturz faſt unvermeidlich, beſonders an einigen Stellen, wo der Rand des Weges ausgebröckelt war, und die Gleiſe auszuweichen angefangen hatten. Ungeachtet ich ſchon ziemlich daran gewohnt bin, in Abgründe hinab zu ſchauen, und an ihnen herzufahren, und herzuwandeln, ſo konnte ich es doch nicht im Wa-

gen aushalten. Noch jezo fühle ich eine allgemeine Erſchlaffung aller meiner Muskeln, wenn ich an einige Situationen dieſer Bergreiſe zurükdenke.

Die Luft in den Gallerien wär viel kälter, als in der Felshöhle bey Locle, und dies war um deſto empfindlicher, da wir uns auf dem Wege erhizt, und alle Kleider, die wir nicht gerne verderben wollten, gegen leinene Kittel abgelegt hatten. Faſt noch unleidlicher aber war mir der ſtarke Schwefelgeruch, der mich anfangs ſo ſehr beleidigte, daß ich meine Naſe mit einem parfümirten Schnupftuch zuzuhalten gezwungen wurde. Noch nie habe ich die Süßigkeit des Tageslichts, wie Vater Homer ſagt, ſo ſehr gekoſtet, als da ich aus den dumpfigten, und ſchwefeligten Felſengängen wieder in die freye, und heitere Luft zurückkehrte.

Ich habe Ihnen ſchon einige male die Vortrefflichkeit der Berniſchen Gaſthöfe ſelbſt auf dem Lande gerühmt, nicht ſowol weil ich Bequemlichkeit und Leckereyen mehr, als andere liebe, ſondern um Sie auch von dieſer Seite auf das Eigenthümliche der Schweiz aufmerkſam zu machen. Aus eben dieſem Grunde laſſe ich es nicht unbemerkt, daß ich den beſten Tiſch, und die niedlichſten Gerichte in der ganzen Schweiz, da wo ich es am wenigſten erwartet hätte, in Bex an den Gränzen von Wallis gefunden habe. Ich kenne nichts ſchmackhafteres, als junge Cartoffeln und Caſtanien à la crême, und die Karpfen aus dem Genfer-See, von dem Wirth ſelbſt nach einer eigenthümlichen Manier zubereitet. Gern hätte ich von eben dieſer Meiſterhand auch Seeforellen gegeſſen, allein für dieſe groſ-

ſen und koſtbaren Fiſche war unſere Geſellſchafft zu klein. Man bezahlt das Pfund Seeforellen ſowohl hier, als in Lauſanne und Genf, mit einem Gulden, bisweilen mit zwanzig Batzen, oder gar einem Thaler. In Gaſthöfen trifft man ſie daher nur ſelten, und immer nur an großen Wirthstafeln an.

Auf meiner Rückreiſe nach Lauſanne gab ich auf nichts ſo ſehr Acht, als auf Vevay, und die umliegende Gegend, die man für die ſchönſte, oder eine der ſchönſten am Genferſee hält. Vevay mit dem daran gränzenden Tour de Peils ſind beyde auf einer Erdzunge erbaut, die in den Genferſee nach dem Savoyiſchen Ufer zu läuft. Beyde Städte haben zwar nicht viel breitere, aber ebnere und regelmäßigere Gaſſen, und viel mehr ſchöne und reinlichere Häuſer, als Lauſanne. Vevay iſt auch lebhafter, als Lauſanne, weil ſich nicht nur ein großer Theil des Adels aus dem Pays de Vaud darin aufhält, ſondern weil ſie auch die erſte, und vornehmſte Niederlage der Sanenkäſe, und Ryf-Weine iſt. So ſehr aber auch die kleinere Stadt die größere an Zierlichkeit und Reinlichkeit übertrifft, ſo weiß ich doch kaum, ob die Lage der einen der Lage der andern vorzuziehen ſey. Vevay iſt mit den herrlichſten Wieſen, Weinbergen, und Wäldern umringt, allein dieſe umkränzen auch Lauſanne. Bey Vevay iſt der See noch tiefer und ſchmäler, und die Savoyiſchen Felſen von Meillerie näher, und furchtbarer, als bey Lauſanne; allein bey der letztern Stadt iſt der See viel breiter, und die Ausſicht ausgedehnter, indem man in beyde Hörner, und an allen vier Ufern hinabſieht, wel-

Digitized by Google

che der in einen halben Mond ſich krümmende See beſpült. Die Felſen von Meillerie ſind drohender, als die, an welche man von Lauſanne aus hinanblickt; allein dieſer Zuwachs des Furchtbaren iſt nicht für alle Menſchen ein Zuwachs von Schönheit, wenigſtens nicht für mich, dem die Savoyiſchen Lauſanne gegenüber liegenden Felſen ſchon zu öde, und doch nicht erhaben ſcheinen. Um Lauſanne herum ſieht man endlich faſt von allen Standpuncten Spitzen von Schneebergen, allein dieſe werden bey Vevay, wenn man nicht den Jura hinanſteigt, durch die nähern Berge und Felſen bedeckt. Dieſe größere Nähe der Felſen, und die Eingeſchränktheit der Ausſichten ſind es auch, warum ich die öffentliche Promenade in Vevay, derriere l'Isle genannt, dem Mont-Benou in Lauſanne, dem ſie ſonſt ſehr ähnlich iſt, weit nachſetze. Wenn ich aber auch noch zweyfelhaft wäre, ob ich die Gegend um Vevay, oder um Lauſanne für die ſchönſte erklären ſollte, ſo würde ich mich doch keinen Augenblick bedenken, wenn man mich fragte, ob mir noch eine andere Gegend beſſer, als dieſe beyde, gefiele? Zwiſchen Lauſanne und St. Saphorin wollte ich viele einzelne Plätze angeben, die mit den vereinigten Reizen der Lagen von Vevay, und Lauſanne noch mehrere andere, und eigenthümliche verbinden, und unter dieſen am allermeiſten die unermeßlichen Höhen, Ausdehnung, und Mannigfaltigkeit der mahleriſchſten Weinberge, die gewiß alle Werke, und Anſtrengungen der Phantaſie der größten Künſtler, und Dichter beſchämen.

Ungeachtet der Genfer-See die beyden Tage über,

während welcher wir an demſelben herfuhren, beſtändig glatt, oder wenig bewegt war, ſo glaube ich doch, daß ich faſt alle Hauptſchattirungen, deren ſeine Oberfläche fähig iſt, die einzige des Sturms ausgenommen, bemerkt habe. Bald ſchien er dunkel oder ſchwärzlich, bald heller und himmelblau; dann wieder grün oder grünlich, und bald darauf grau, und ins weiße ſpielend. Oft war er ganz glatt, bisweilen aber auch mit ſilbernen, oder gelben, oder blauen Streifen durchſchnitten. Nach allem, was ich geſehen habe, halte ich es für unläugbar, daß die Farbe von Seen, wenigſtens bey ſtillem Wetter, nicht ſowohl durch die Tiefe derſelben, als durch die Farben von Gegenſtänden, womit ſie umgeben ſind, oder die über ihnen hängen, beſtimmt wird.

Morgen breche ich nach Genf auf, wo ich nicht weiß, ob ich Zeit zum Schreiben finden werde. Meinen nächſten Brief erhalten Sie von Nidau, und in dieſem melde ich Ihnen, wann ich nach Baſel abzureiſen gedenke. Es iſt mir unendlich lieb, mit meinen vertrauteſten Freunden bald wieder vereinigt zu werden; allein ich läugne nicht, daß es mich innig ſchmerzt, daß ich ſchon jetzo die Schweiz wieder verlaſſen muß.

Am 26ſten Aug. 1782.

Dritter Brief.

Genf, am 28ſten Aug.

Beſter Freund,

Das ſchlechte Wetter und ein geſchwollener Backen hindern mich heute Nachmittag auszugehen, und ich

fange deßwegen in einem neuen Briefe an, mein Tagebuch fortzuſetzen.

Nur ſelten iſt meine Erwartung in einem ſo hohen, und unangenehmen Grade getäuſcht worden, als auf unſerer geſtrigen Reiſe von Lauſanne nach Genf. Nach allen Erzählungen und Beſchreibungen, die ich gehört oder geleſen hatte, erwartete ich zwiſchen dieſen beyden Städten Gegenden und Ausſichten, die alles übertraffen, was ich bisher in der Schweiz bewundert hatte. Allein aufrichtig zu reden, rechne ich dieſe ſo allgemein geprieſene Landſchafft, wie man ſie von der Landſtraße wahrnimmt, zu den mittelmäßigſten, die ich bisher außer meinem Vaterlande gefunden habe. Von Lauſanne aus fährt man eine Zeitlang zwiſchen artigen Landhäuſern, die aber nicht in Gärten, wie wir ſie in Teutſchland zu ſehen gewohnt ſind, ſondern in fetten mit Bäumen beſetzten Wieſen liegen. Wenn die Landgüter der Einwohner von Lauſanne aufhören, ſo trifft man bis Morges recht gut bebaute, aber im geringſten nicht außerordentlich fruchtbare Aecker an; denn Weinberge können hier wegen des faſt ganz flachen Bodens nicht angelegt werden. Von Morges bis Genf verſchlimmern ſich die Gegenden, ſo weit man ſie vom Wege überſchauen kann, ſo ſehr, daß wir uns oft einander fragten, wie man doch dieſe Geſtade des Genfer-Sees jemals mit den Ufern des Boden-Sees vergleichen, oder auch nur denen des Zürcher-Sees habe vorziehen können? Man fährt faſt beſtändig nahe an dem flachen, oder angefreſſenen, und immer kahlen Geſtade des Sees her, und hat alſo zur Linken immer die-

ſelbige einförmige Waſſerfläche, und dieſelbigen Savoyiſchen Felſen, mit deren Anblick wir ſchon einige Tage geſättigt waren. Oft ſahen wir zu beyden Seiten nichts, als elende mit Diſteln, oder unfruchtbaren Binſen, und Schilf bedeckte Gemeind-Weiden, die nicht ſelten durch kleine Erdhügel, oder hohe Ufer in einiger Entfernung begränzt wurden, und uns alle Ausſicht verſchloſſen. Wenn aber auch die nächſten Gegenſtände nicht ſo traurig, und die Ausſicht nicht ſo eingeſchränkt war, ſo kamen wir doch niemals in eine vorzüglich reizende Landſchaft. Sowohl die Gärten, als Felder und Weinberge waren mittelmäßig, oder ſchlecht bebaut, und von den letztern bemerkten wir ſo wenig, daß wir nicht begreifen konnten, woher dann aller der treffliche la Cote Wein komme, womit ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Galgen ſahen wir mehr, als Dörfer und Städte, und ich glaube, daß wir der erſtern faſt ein ganzes Dutzend gezählt haben. Wenn ich Morges ausnehme, das eine ſchöne Kirche, und einige prächtige Häuſer hat, ſo iſt unter allen Oertern an dieſer Küſte des Genfer-Sees kein einziger, der die Vergleichung mit den kleinen Städten, und Flecken der Teutſchen Schweiz aushalten könnte. Man vermißt in jenen allenthalben die Reinlichkeit und Ordnung, die dieſen ſo eigenthümlich iſt, und wenn alſo auch die Gebäude im Pays de Vaud gröſſer, und prächtiger ſind, als in der Teutſchen Schweiz, ſo ſind ſie doch ſelten ſo gut erhalten. So wenig ich aber den Reiſenden beyſtimmen kann, welche die Oerter, und Gegenden am Genfer-See als ein Europäiſches Elyſium

Digitized by Google

beſchreiben, ſo glaube ich doch, daß ich es ohne vorhergegangenen Unterricht würde bemerkt haben, daß Verſoy, und der kleine Strich des franzöſiſchen Gebiets, der die Beſitzungen des Cantons Bern, und der Republik Genf ſcheidet, einer andern Regierung unterworfen seyn müſſe, als die Strecke Landes, die ich von Lauſanne aus durchreiſet hatte. In Verſoy gingen die Einwohner meiſtens in zerriſſenen Lumpen einher, und ihre Häuſer, und Geſchirr waren in keinem beſſern Zuſtande, als ihre Kleidung. Von einigen Hütten waren die Wände eingefallen, an andern fehlte ein Theil der Ziegel, oder die zerbrochenen Fenſterſcheiben waren auch mit alten Lumpen, oder Papier zugeflickt. Dieſe verfallenen, oder verfallenden Wohnungen unglücklicher Menſchen, die durch die Grauſamkeit von Finanzbedienten zu Boden gedrückt werden, machen einen traurigen Contraſt mit den Pallästen der Genfer, die in Verſoy ſelbſt, und zwiſchen dieſem Orte, und Genf in ſo groſſer Zahl aufgeführt ſind. Die angenehmſten Stunden auf der ganzen Reiſe brachten wir in Nyon im Gaſthofe à la croix blanche zu. Hier konnten wir ſowohl aus dem hintern Zimmer, als aus dem Garten, der mit einer gewaltigen Mauer gegen die Angriffe des unruhigen tiefen Sees geſchützt iſt, den Mont Blanc, und ſeine Nachbaren heller und tiefer herab, als bisher ſehen. Ich beobachtete dieſen von den Genfer Gelehrten am meiſten beſungenen, und beſuchten Helden der Schweizer Gebirge lange, und zu wiederholten malen mit meinem Teleſkop, und auch aus dieſen Beobachtungen würde ich geſchloſſen haben, daß er zu den höchſten

Gebirgen in der Schweiz, und in Italien gehören müſſe. Er war nicht nur über ſeine fünf beſchneiten Nachbaren, unter welchem ihm zween zur Linken, und drey zur Rechten als Trabanten ſtanden, ſehr viel erhaben, und ſo weit ich ihn ſehen konnte, mit Schnee bedeckt, ſondern dieſer Schnee war auch ſo weiß, und glänzend, wie er immer nur auf den höchſten Alpenſpitzen zu ſeyn pflegt. Kein andrer Berg iſt der Jungfrau von ferne ſo ähnlich, wie der Mont Blanc. Gleich dieſer erhabenen Nebenbuhlerinn iſt er rund herum ſelbſt auf den gewaltigen Armen, und Höckern, die er ausſtößt, mit ewigem Schnee umhüllt, und nirgend trift man mit dem Auge auf kahle Felswände, oder dunkle unausgefüllte Klüfte. Es verſteht ſich, daß er wie die Jungfrau ganz anders erſcheint, wenn man ihm ſehr nahe kömmt.

Der geringere, oder vernachläſſigte Anbau des Landes zwiſchen Lauſanne und Genf, hat mich, wie Sie leicht denken können, zu der Aufſuchung der Urſachen dieſes politiſchen Phänomens veranlaßt. Auf Härte der Regierung, oder Tyranney ihrer Bedienten kann man gar nicht fallen, wenn man die Verfaſſung von Bern nur einigermaßen kennt. So allgemein auch die Unzufriedenheit der Einwohner des Welſchen Gebiets, aus Gründen, die ich Ihnen zu einer andern Zeit angegeben haben, mit der Berniſchen Regierung iſt, ſo müſſen doch die weniger parteyiſchen Welſchen ſelbſt geſtehen, daß die Landvögte nicht nur gerecht, ſondern auch faſt noch immer gelinder, als die Geſetze ſind. Die Einwohner des Pays de Vaud zahlen nicht

Digitized by Google

mehr Auflagen, als die Unterthanen des Teutſchen Gebiets, das einzige Droit de lod ausgenommen, das man aber auch im Ryfthale entrichtet, ohne daß dadurch die Cultur des Landes, wie an dem andern Ufer des Sees, geſchmälert würde. So geringe aber die Abgaben ſind, welche die Regierung empfängt, verglichen mit denen, welche den Savoyarden, und Franzoſen abgepreßt werden, ſo muß es doch das Pays de Vaud auf die Länge fühlen, daß jährlich beträchtliche vom Lande gehobene Summen nach Bern geſchickt werden, ohne daß ein groſſer Theil derſelben durch koſtbare Unternehmungen, dergleichen man im Teutſchen Gebiet ausgeführt hat, wieder zurück flöſſe. Man verſicherte mich irgendwo, daß das Pays de Vaud dieſen Geldverluſt ſchon viel ſtärker würde empfunden haben, wenn nicht jährlich entweder Eingebohrne, die anderswo ein groſſes Glück gemacht haben, mit den erworbenen Reichthümern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder auch Fremde durch die Reize der Gegend, und die unbeſchränkte Freyheit angelockt würden, ſich mit ihrem Vermögen am Genfer-See niederzulaſſen. Ein wichtigerer Grund, warum ein Theil des Pays de Vaud nicht ſo gebaut iſt, als es ſeyn könnte, ſchien mir, und ſcheint mir auch zum Theil noch jetzo die groſſe Menge von Schlöſſern und Baronen, und die kleine Zahl von Dörfern und freyen Bauren zu ſeyn, die nur dem Staate, nicht aber den Edelleuten Dienſte und Abgaben ſchuldig ſind. Aus dieſer Bemerkung kann man zwar erklären, warum die welſchen Bauren nicht ſo reich und wohlhabend, als die Teutſchen ſind;

allein nicht, warum die Cultur überhaupt in Welſchland geringer, als in der teutſchen Schweiz iſt. Vielmehr ſollte man denken, daß in einem Lande, das gröſtentheils unter Edelleuten vertheilt iſt, die nicht an verſchwenderiſchen Höfen leben, und ihre Güter auch nicht betrügeriſchen Pächtern und Verwaltern überlaſſen, ſondern vielmehr das ganze Jahr, oder doch einen groſſen Theil deſſelben, auf ihren Landſitzen zubringen, die überdem Kenner und Liebhaber von allen ländlichen Beſchäftigungen ſind, die endlich nicht Vermögen genug haben, um den Anbau ihrer Güter zu vernachläſſigen, aber doch wohlhabend und aufgeklärt genug ſind, um ihre Ländereyen, ſo viel als möglich zu vervollkommnen, daß in einem ſolchen Lande der Boden beſſer genutzt werden müßte, als in einem andern, wo er entweder nur von armen, oder auch von eigenſinnigen und alte Mißbräuche mehr, als neue Verbeſſerungen liebenden Bauren bearbeitet wird. Wenn ferner die Menge von Schlöſſern, welche die meiſten Reiſenden mehr, als die reichſten Dörfer bewundern, Vernachläſſigung der Cultur nach ſich zöge, warum brächte dieſelbige Urſache nicht dieſelbige Wirkung zwiſchen Lauſanne und Vevay hervor? Aus einem ähnlichen Grunde führe ich die natürliche Trägheit und Nachläſſigkeit des welſchen Bauren nicht als die Urſache des ſchlechten Anbaus des Pays de Vaud an. Uebrigens iſt das Factum ſelbſt, daß der franzöſiſche Bauer ein nicht ſo fleißiger Erdbauer, und ein weniger ſorgfältiger Hausvater ſey, als der Teutſche, in der Schweiz allgemein als wahr anerkannt. Der welſche Bauer

wird deßwegen auch immer mehr und mehr von dem einwandernden Teutſchen verdrängt, und dieſer macht ſein Glück, wo jener ſich nicht halten konnte, oder doch elend leben mußte. Wenn man das Pays de Vaud nicht kennt, ſo kann man leicht vermuthen, daß hier, wie in den Thälern von Neufchatel, ein zu groſſer Hang zu Fabriken und Manufacturen die Einwohner von dem wenigen einträglichen Landbau abziehe, und ihn alſo in einem gewiſſen Grade vernachläſſigen mache. Allein wenn ich eine neu angelegte Porzellan-Fabrik in Nyon, die aber hinter unſern beſten teutſchen noch ſehr zurück iſt, und vielleicht einige Cattunfabriken ausnehme; ſo frägt man im ganzen Pays de Vaud vergebens nach Denkmälern von Induſtrie. Ein Freund, den ich um die Urſachen der geringern Cultur in einem Theile der Waat, oder des Pays de Vaud befragte, führte mir die Unfruchtbarkeit des Bodens, und den Mangel von Händen an, der durch die beſtändigen Auswanderungen verurſacht werde. Allein auch dieſe beyden Gründe ſind nicht ganz befriedigend. Daß das Pays de Vaud wenigſtens in den niedrigen Gegenden zwiſchen Lauſanne, oder vielmehr zwiſchen Morges, und Genf wenig fruchtbar ſey, iſt außer allem Zweyfel, und lehrt einen jeden aufmerkſamen Beobachter der Augenſchein: allein dieſe geringere Fruchtbarkeit müßte, ſcheint es, in einem wohl regierten Lande den Fleiß der Einwohner nur noch mehr reizen, oder ſollte höchſtens als ein Grund angeführt werden können, daß Felder und Hügel weniger eintrügen, nicht aber daß ſie verwahrloſt würden. Auch der Mangel

von Händen, wenigſtens die beſtändige Auswanderung und die Abnahme der Bevölkerung im Pays de Vaud wird von Niemanden in Zweyfel gezogen. Schon Rouſſeau, und andere bemerkten es von den Einwohnern des Pays de Vaud als etwas eigenthümliches, daß ſie unter allen Europäern den größten Hang hätten, außer ihrem Vaterlande auf Abentheuer auszugehen, und daß ſie eben deßwegen auch als Soldaten, Arbeiter, Hofmeiſter, oder Bediente in, und außer Europa am meiſten zerſtreut wären. Man rechnet, daß nur allein in Genf über 3000 Bediente von beyderley Geſchlecht aus dem Pays de Vaud zuſammengelaufen ſind. Wenn man aber das Auswandern der Welſchen als eine Haupturſache der Entvölkerung, und dieſe wieder als die nächſte Veranlaſſung des ſchlechten Anbaus des Landes angiebt, ſo kann man mit Recht weiter fragen, woher denn die Neigung zum Auswandern entſtehe, da man doch der Regel nach annehmen könne, daß alle Menſchen, die in ihrer Heimath ein ehrliches Auskommen finden, es ſich nie einfallen laſſen, ihr Glück auswärts zu ſuchen? Von den Söhnen der vornehmen Familien läßt es ſich leicht erklären, warum ſie in fremde Dienſte gehen, da ſie, vermöge der Verfaſſung, unter welcher ſie leben, keine Hoffnung haben, einträgliche oder ehrenvolle Stellen in ihrem Vaterlande zu erhalten. Warum wandern aber auch die Söhne, und Töchter von Bürgern, und Bauern ſo häufig aus, die nicht mehr und nicht weniger, als die übrigen Unterthanen der Republik Bern, von den erſten Würden des Staats ausgeſchloſſen ſind? Hier

kann man, glaube ich, keine beſſere Antwort geben, als dieſe: daß die Nachbarſchafft von Genf, noch mehr aber die Beyſpiele der Vornehmen, und beſonders die von glücklichen Ebentheurern, welche entweder im Kriege, oder durch Handlung, oder durch Heirathen ein großes Glück gemacht haben, für die mittlern Stände verführeriſch und anſteckend werden, und ſie aus ihrem für Fremde ſo bezaubernden Vaterlande locken. Noch wichtiger aber ſcheint es mir, daß die Regierung Fabriken und Manufacturen nicht begünſtigt, deren Mangel viele Menſchen aus dem Lande treibt, die wiederum andere nach ſich ziehen, und Felder und Weinberge ihrer Arbeiter berauben *).

*) Ein einſichtsvoller Ungenannter, der an mich geſchrieben hat, glaubt, daß nicht ſo wohl der Boden in der Waat unfruchtbar ſey, als daß der Anbau deſſelben vernachläſſigt werde. Und von dieſem vernachläſſigten Anbau lieſſen ſich mehrere Urſachen angeben. Die erſte ſeyen die vielen Seigneurs de Place, vor denen ſich der Bauer nicht ausbreiten könne, und deren Beyſpiel die Menſchen aus den geringern Claſſen anreize, ſich über ihren Stand zu erheben, und wenn ſie nicht Herren werden könnten, wenigſtens Valets, und filles de Chambre zu werden. Wenn aber mein ungenannter Correſpondent als eine neue Urſache der vernachläſſigten Cultur des Bodens in der Waat die Gewohnheit des Landmanns angibt, mehr Kühe zu halten, als er eigentlich halten ſollte, damit er die entbehrlichen den Sommer über auf die Berge vermiethen, und für jede einen neuen Louisd'or ziehen könne, ſo verſtehe ich ihn entweder nicht recht, oder ich glaube aus dieſer Nachricht ſchließen zu können, daß die aufs höchſte getriebene, und vielleicht übertriebene Vervielfältigung von Vieh zur größern Fruchtbarkeit des Landes beytragen müßte. Im Sommer gibt der Bauer doch nur die entbehrlichen Kühe an Hirten; im Winter hingegen hat er ſie im Stall, und erhält um deſto mehr Dünger, je mehr Kühe er beſitzt. — Wichtiger iſt die Bemerkung, daß die Weinberge den Acker-

Genf hat noch immer ein kriegeriſches Anſehen, ohngeachtet keine Repräſentanten die Thore beſetzt halten, keine Kirchen mehr zu Pulvermagazinen gebraucht werden, und keine Frauenzimmer ſich mehr in den Waffen üben. Dies letztere Factum hielt ich bisher für ein Mährchen, ungeachtet ich es von vielen Perſonen, die Augenzeugen geweſen ſeyn wollten, gehört hatte. Allein hier beſtätigt man es von allen Seiten, daß mehrere hunderte, und zwar der angeſehenſten, und reichſten Damen mit ihrem Gewehr durch die Stadt gezogen ſeyen, und zwar nicht aus patriotiſcher Empfindeley, ſondern von warmer ungeheuchelter Vaterlandsliebe beſeelt, und mit dem ernſtlichen Vorſatze, gleich ihren Vätern und Männern und Brüdern ihr Leben fürs Vaterland zu wagen *). Die Begierde,

feldern ſchaden, und daß der Landmann für dieſe keinen, oder nur wenig Dünger übrig behalte, weil er alles, oder faſt alles den Reben geben müſſe. Die Wieſen, bezeugt endlich mein unbekannter Belehrer, ſeyen in der Waat viel ſchlechter, als im teutſchen Gebiet des Cantons Bern. Denn wenn man die Gegend um Coin, Coppet, Cran, und Craſſi ausnehme, ſo ſey in den übrigen Theilen der Waat das Waſſer tufſtartig, und den Wieſen eher ſchädlich, als nützlich.

*) Ungeachtet ich die Kriegsübungen Genferiſcher Damen von vielen glaubwürdigen Perſonen in Genf habe beſtätigen gehört, ſo halte ich mich doch verpflichtet, die Nachricht eines verehrungswürdigen Mannes herzuſetzen, der mir meldet, daß weder er, noch alle ſeine Freunde und Bekannte, die er gefragt, das Geringſte von den bewaffneten Schaaren Genferiſcher Frauen und Jungfrauen geſehen oder gehört hätten. Im J. 1768., ſagt man, hätten die Weiber aus den niedrigſten Claſſen geladene Piſtolen unter ihren Röcken gehabt; 1782. hingegen wäre bloß ihre Abſicht geweſen, ſich bey der Belagerung auf den Wall zu begeben; und nur einige Weiber aus dem Pöbel

Digitized by Google

dieſe neuen Amazoninnen zu ſehen, wäre vielleicht allein hinreichend geweſen, mich noch vor der Uebergabe der Stadt zu einer Reiſe nach Genf zu bewegen, wenn nicht dadurch mein ganzer Plan verrükt worden wäre. Jezo ſind die Thore von Genf mit den Truppen der verſchiedenen Mächte beſetzt, welche die Wiederherſtellung der Ruhe in dieſem kleinen Freyſtaat übernommen haben. Die zahlreichſten unter dieſen ſind die Franzöſiſchen, die einige tauſend Mann ausmachen, wovon aber nur immer die Hälfte in der Stadt ligt, und die andere Hälfte vor den Thoren unter Zelten campirt. Der Berner ſind, wie man ſagt, nur noch vierhundert, und der Savoyarden 1000 bis 1200 da; die letztern ſind viel ſchönere Leute, als ich mir vorgeſtellt hatte, und im Durchſchnitt genommen, beſonders die Grenadiere, groß, ſtark, und wohlgeübt; auch haben ſie das Anſehen von alten, erfahrnen und tapfern Kriegern. Ihr General, der Marquis von Marmora, wird unter den fremden Officieren am meiſten verehrt und geliebt; und nach allem, was ich von die-

ſollen ſich in den Waffen geübt haben. Wenn aber die Genferinnen ſich nicht bloß bewaffnet, ſondern auch bey einer ernſtlichen Belagerung mit ihren Männern und Liebhabern gefochten und gearbeitet hätten, ſo würden ſie ſelbſt nicht einmal in unſerm Jahrhundert die einzigen Heldinnen ſeyn, die Lorbeeren von männlichen Siegern verdient und erworben hätten. Als Barcelona im J. 1706. von Philipp dem fünften belagert wurde, beſetzten Frauen und Mädchen nicht bloß die Poſten, ſondern arbeiteten auch, wie die Männer. Mémoires du Duc de Noailles. III. 349. Aehnliche Beyſpiele waren noch viel häufiger im Mittelalter, wie man aus den vortreflichen Mémoires ſur Paris von Saint-Foix ſehen kann.

ſem vortreflichen Manne höre, verdient er dieſe Liebe und Ehrfurcht vollkommen. Er weinte, als die Geiſtlichen zu ihm ins Lager kamen, und ihn aufs rührendſte anflehten, daß er doch die Verblendung ihrer Mitbürger, welche die Stadt zu vertheidigen ſich vorgenommen hätten, nicht die ganze Stadt entgelten laſſen, ſondern ihrer ſchonen möchte. Auch wurde er bis zu Thränen gerührt, als er die Geberden und Ausrufungen der Verzweyfelung ſah, und hörte, in welche die von ihren Häuptern verlaſſenen Bürger in St. Gervais bey, oder gleich nach der Uebergabe der Stadt ausbrachen. Gutartigkeit und Menſchenfreundſchaft ſollen ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſo ſehr angeborne, und erbliche Tugenden der Marmoras ſeyn, daß ſie zu einem Sprüchworte in ihrem Vaterlande Anlaß gegeben haben, indem man eine jede edle und groſſe Handlung eine Action à la Marmora nennt. Unter allen fremden Truppen bewundert man das Regiment Naſſau, welches in franzöſiſchen Dienſten iſt, am meiſten, wegen der ſchönen Bildung und Gewandtheit der Leute, wegen der Geſchwindigkeit, und Harmonie in allen ihren Uebungen und Bewegungen, und wegen der ſtrengen Zucht, worunter ſie gehalten werden. Zugleich aber bedauret man die Soldaten allgemein wegen der Prügel, oder wie man hier glaubt, wegen der barbariſchen Mißhandlungen, die ſie von ihren Officieren erdulden müßten. Eine angeſehene Magiſtratsperſon aus Genf erzählte mir mit Ausdrücken der lebhafteſten Theilnehmung, und des heftigſten Abſcheus, daß ein gemeiner Soldat, er wiſſe ſelbſt nicht, um

welcher Kleinigkeiten willen, fünfzig oder noch mehr Prügel erhalten habe. Er glaubte, wie alle kurzſichtige Beobachter, daß eine ſolche Strenge unnöthig ſey: daß durch die häufigen Schläge das zarte Gefühl der Ehre, und alle Liebe zum Vaterlande und zu den Obern nothwendig müſſe erſtikt, und die Soldaten in ſeelenloſe Maſchinen verwandelt werden. Vergebens wandte ich dem Genfer Senator ein, daß die Römiſchen Legionen eben ſo unbarmherzig wären geprügelt worden, und auch noch jetzo die Engliſchen Matroſen nicht weniger hart geſtraft würden, als die teutſchen Soldaten, ohne daß dieſes ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe den geringſten Abbruch gethan hätte; daß die Ehre eines Soldaten nicht darinn beſtehe, en Monſieur von ſeinen Obern behandelt zu werden, oder mit ihnen, oder über ſie zu räſonniren, ſondern ihnen zu gehorchen, und ſich durch keine Gefahren von ſeinem Poſten, oder aus ſeiner Linie vertreiben zu laſſen: daß Point d'honneur ein viel zu ſchwaches Werkzeug ſey, als daß man damit den gemeinen Mann, beſonders in großen Haufen, regieren könne: daß hingegen cörperliche, und jedes kleine Verſehen unausbleiblich ahndende Strafen die einzigen Urſachen der im Kriege ſo nothwendigen Unterordnung und einer guten Kriegszucht wären, welche vormals die Römer, und jetzo die Teutſchen zu Ueberwindern ihrer Feinde gemacht hätten. Die Erfahrung habe ſchon in dieſem ganzen Jahrhundert, am allermeiſten aber in dem letzten ſiebenjährigen Kriege den großen Vorzug des Stocks vor dem Point d'honneur bewieſen, indem die franzöſi-

ſchen National-Regimenter oft bey den erſten Schüſſen ihrer Feinde durchgegangen ſeyen, und ihre Officiere allein auf dem Schlachtfelde hätten ſtehen laſſen. Dem Mangel von ſtrenger Zucht, verbunden mit der Armuth, Unterdrückung, und ſchlechten Nahrung des gemeinen Mannes in Frankreich ſchriebe ich es hauptſächlich zu, warum der König aus ſeinen Unterthanen faſt keine gute Fußvölker mehr zuſammenbringen könne, und warum man in den entſcheidendſten Augenblicken, und an den gefährlichſten Stellen teutſche, oder ſchweizeriſche, oder andere ausländiſche Regimenter brauchen müſſe. So unwiderleglich meine Gründe für die teutſche Kriegszucht dem mitleidsvollen Genfer auch waren, ſo überzeugten ſie ihn doch nicht, weil ſie alle dem, was er bisher geglaubt und empfunden hatte, zu ſehr widerſprachen. Faſt noch mehr, als über meine Räſonnements wunderte ſich der mit der teutſchen Kriegskunſt unbekannte Genfer darüber, daß ich die Diſciplin der in Frankreich dienenden Teutſchen Truppen noch nicht ſtrenge genug, und durch das anſteckende Beyſpiel der Franzoſen zu ſehr erweicht fand, und daß es in Teutſchland mehrere Fürſten gebe, deren Truppen noch beſſer geübt, und härter gehalten würden, als die, welche er ſo ſehr bedauerte und bewunderte. — Unter den gebornen Franzoſen finden ſich viele ſchöne Leute, allein im Durchſchnitt genommen ſcheinen ſie nicht einmal ſo geübt zu ſeyn, als die Berniſche Miliz. Wenn ſie ein oder aus marſchiren, ſo halten ſie weder geſchloſſene Glieder, noch bleiben ſie in ihren Linien, ſondern ein jeder geht, wo,

und ſo bequem er will. Man wünſcht in Genf nichts mehr, als daß das Regiment Naſſau den nächſten Winter bleiben möge, ungeachtet geſtern bey unſerer Ankunft eine Schildwache, die unſerm Gaſthofe aux balances gegenüber ſtand, einen Genfer Bürger mit dem Bajonet ſtark am Kopfe verwundete, weil dieſer zu nahe an ſeinen Poſten das Waſſer gelaſſen, und das Rufen des Teutſchen Soldaten nicht verſtanden hatte. Es verſammlete ſich bey dieſer Gelegenheit in wenigen Augenblicken ein großer Haufe, der aber ſeines Räſonnirens und Fluchens ungeachtet bald durch einige Grenadiere auseinander getrieben wurde. Die Schildwache, die unſtreitig auf eine ſträfliche Art brutal geweſen war, wurde gleich von ihrem Poſten abgelößt, und auf die Hauptwache gebracht. — Meine übrigen Bemerkungen über Genf will ich Ihnen allmälig in den freyen Augenblicken, die mir übrig bleiben, mittheilen.

Wenn ich in der Abſicht nach Genf gekommen wäre, die großen Geſellſchaften kennen zu lernen, oder an den öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, ſo hätte ich keine ungünſtigere Zeit, als die gegenwärtige treffen können. Denn nicht nur die politiſchen Zirkel, die glänzenden Aſſembleen, und die öffentlichen Concerte und Bälle haben aufgehört, ſondern es ſind auch viele, vielleicht die meiſten freundſchaftlichen Zuſammenkünfte durch die lezten Unruhen zerſtört worden. Faſt ein paar Duzend der angeſehenſten Männer hat man verwieſen*). Mehrere hunderte haben ſich mit ihren Fa-

*) Eigentlich ſind nur vierzehn, und zwar ſieben auf ewig, die übrige Hälfte aber auf zehn Jahre verwieſen worden.

Digitized by Google

milien in benachbarte Städte, oder auf ihre Landgüter gezogen *). Die vornehmſten Repreſentants, die nicht entwichen ſind, weit entfernt Geſellſchaften zu beſuchen, gehen kaum über die Straßen, um den Hohn ihrer triumphirenden Gegner nicht dulden zu müſſen. Die Häupter der Negatifs endlich ſind jezo zu ſehr mit Aufwartungen, die ſie den Geſandten der vermittelnden Höfe machen müſſen, mit Unterhandlungen, und der Umarbeitung der Verfaſſung ihrer Vaterſtadt beſchäftiget, als daß ſie die Geſellſchaft von Fremden wie ſonſt annehmen könnten. Zu den ſehr beſchäftigten Negatifs, gehört vorzüglich Ms. de Sauſſure, der neulich einen meiner Freunde mehrmalen abgewieſen hatte, und mir alſo keine Luſt machte, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen. Das Werk dieſes Gelehrten iſt in der Schweiz nicht mit dem Beyfall aufgenommen worden, den es in Teutſchland erhalten hat. Man findet es nicht nur zu gedehnt, ſondern zieht auch die Richtigkeit mancher Wahrnehmungen in Zweifel. Ueberhaupt wundert man ſich darüber, daß ein Schüler von Bonnet, der vormals **)

*) Nicht alle, die nach der Uebergabe entflohen, haben ihr Vaterland auf ewig verlaſſen. Man rechnet die Zahl von Familien, die ſich in Neufchatel, Conſtanz, Brüſſel, und anderswo niedergelaſſen haben, nur auf vierzig. Auch ſind ohngefähr hundert Citoyens und Bourgeois, die den neuen Bürgereid nicht leiſten wollten, in die Claſſe der Domiciliés herabgeſunken. Die Bürgerſchaft in Genf ſoll dennoch über ſiebenzehnhundert Köpfe ſtark ſeyn.

**) Man ſchreibt mir, daß Herr von Sauſſüre in einem Project von National-Erziehung zwar des ſentiments aſſez populaires geäußert, aber niemals die politiſchen Grundſätze der Repräſentanten angenommen habe.

Repräſentantiſche Geſinnungen hegte, ſich nicht nur plözlich zur Gegenpartey geſchlagen hat, ſondern auch einer von den eifrigſten Negatifs geworden iſt. Man baut aus allen Kräften an dem ehemaligen Zeughauſe, um es in Caſernen für die Franzöſiſchen Truppen, die Hauptſtüzen der neuen Regierung, zu verwandeln, und mit nicht geringerm Eifer arbeitet man an einem neuen Schauſpielhauſe, um die Genfer zu zerſtreuen, und ſtatt politiſcher Angelegenheiten von den Thaten, und Abentheuren der Helden, und Heldinnen des Theaters reden zu machen. Dieſer Vorſchlag eines neuen Theaters mag herrühren, von wem er will, ſo kann ich nicht umhin, ihn für einen machiavelliſtiſchen Einfall zu erklären, deſſen Folgen ſein Urheber vielleicht nicht alle vorausgeſehen hat, die ich aber um alles in der Welt nicht verantworten möchte. Nur Schüler von Machiavell konten auf den Gedanken gerathen, daß man die Sitten der Bürger verderben, und ihre Tugenden ſchwächen müſſe, um eine gute Regierungsform zu befeſtigen*). Allein wahrſcheinlich werden es diejenigen Familien, welche die Vergnügungen des Theaters zu goldenen Ketten ihrer Mitbürger zu machen gedachten, am eheſten bereuen, daß ſie Verderber, und Verderberinnen ihrer Söhne und

*) Viele von denjenigen, welche die Errichtung eines Schauſpielhauſes riethen, oder begünſtigten, fühlen, und geſtehen jezo ſelbſt die verderblichen Folgen dieſer Anſtalt. Man glaubt aber in Genf, daß die Urheber, und Beförderer derſelben die Wirkungen der Komödie in der Stadt nicht vorhergeſehen hätten. Allein dies kömmt mir nach den Schriften von Rouſſeau über dieſen Gegenſtand, die man gewiß in Genf allgemein geleſen hatte, und auch deßwegen unwahrſcheinlich vor, weil man die Errichtung des Schauſpielhauſes noch vor der Erſcheinung des neuen Geſezbuchs betrieb.

Tòchter in die Mauern von Genf aufgenommen haben. Schon jezo ſpielt eine Geſellſchaft in einem Dorfe, das etwa eine halbe Stunde vor der Stadt liegt. Dieſe Geſellſchaft hat beſſere Sänger und Sängerinnen, als ich noch unter Franzöſiſchen Schauſpielern gehört habe; allein dasmal, als ich ſie ſpielen ſah, hatten ſie ſo wenig Beyfall, daß ich kaum dreyßig Zuſchauer zählen konnte.

Wenn man die Schönheit einer Stadt bloß nach der Anzahl geräumiger, feſter und koſtbarer Gebäude beſtimmen wollte, ſo würde man Genf unſtreitig die ſchönſte Stadt in der Schweiz nennen müſſen, weil keine andere ſo viele Pallaſt=ähnliche Häuſer aufweiſen kann. Allein alle dieſe prächtige Häuſer ſind, einige wenige, und unter dieſen das des Herrn von Sauſſüre ausgenommen, ſo verſtekt, daß man ſie nicht wahrnimmt, oder doch nicht recht überſehen kann. Auſſer dieſen Wohnungen der Reichen, die ſich faſt alle von ihren Mitbürgern abgeſondert, und in der obern Stadt angebaut haben, findet man in Genf keine ſehenswürdige öffentliche Gebäude und Plätze, keine ſchöne, breite und regelmäßige Straſſen. Vielmehr ſind die leztern ſelbſt auch in der obern Stadt faſt durchgehends uneben, krumm und enge, oder wenn ſie auch urſprünglich nicht enge waren, ſo hat man ſie durch die ungeheuren Arcaden dazu gemacht, und auf die ſcheuslichſte Art verunſtaltet. Dieſe Arcaden laufen nicht, wie in Bern, unter den Häuſern weg, ſondern ſind, wie Kappen, an die Häuſer hinangebaut; auch ſind ſie nicht von Stein, ſondern von Holz,

Digitized by Google

ruhen nicht auf Pfeilern, ſondern auf hölzernen Ständern, und ſteigen bis an das zweyte Stock hinan. Auſſer der Stadt finden ſich gar keine merkwürdige Spatziergänge, und auch in der Stadt iſt keiner, den man den ſchönen Promenaden in Zürch und Bern an die Seite ſetzen könnte. La Treille und Les baſtions, unter welchen jene am beſten unterhalten iſt, ſind zwar weitläuftiger als die Platteforme in Bern, allein man hat von ihnen bey weitem nicht einen ſo herrlichen Proſpect, als von der letztern. Von St. Antoine hat man eine freye Ausſicht auf den See, und ſeine beyden Ufer. Dieſer neu angelegte Spatziergang iſt aber ſo eingeſchränkt, daß man auch bey mäßigen Geſellſchaften, die ſich hier verſammleten, würde gedrängt werden *).

Der groſſe Reichthum der Stadt offenbart ſich nirgends ſo deutlich, als in der unglaublichen Menge von ſchönen Landhäuſern, womit Genf nach allen Seiten hin umgeben iſt. Faſt kann man ſagen, daß das ganze Gebiet der Republik mit prächtigen Landſitzen bedekt, und in lauter Gärten abgetheilt iſt. Die letztern ſind ſich im Durchſchnitt ſehr ähnlich. Sie beſtehen meiſtens aus Wieſen, die mit zween oder mehrern breiten Gängen, einem der Länge, und einem andern der Breite nach durchſchnitten, und an den Seiten mit hohen Caſtanienbäumen beſezt ſind, unter welchen

*) In Genf hat man ſich über Nichts ſo ſehr gewundert, als daß ich die Promenaden dieſer Stadt denen in Bern, und andern Städten der Schweiz nachgeſezt, und daß ich die umliegende Gegend nicht ſo ſchön gefunden habe, als ſie von den Gelehrten in Genf geprieſen wird.

Digitized by Google

man zu allen Zeiten des Tages kühlenden Schatten findet. Vor, oder auch an der einen Seite des Hauſes, ſieht man noch wohl einige Blumenbeete in Holländiſchem oder Franzöſiſchem Geſchmack, aber keine Parcs, keine oder nur ſelten Fruchtbäume, Gemüſe-Felder, oder Weinſtöcke, und wo man auch dergleichen ſieht, blickt doch allenthalben die unüberwindliche Unfruchtbarkeit des Bodens durch, der urſprünglich aus eben dem dürren Grande beſtand, welchen der See, und die Arve an ihre Ufer werfen. Die vorzüglichſten Gärten, die ich geſehen habe, ſind die der Gebrüdere Tronchin, unter welchen wiederum der des ancien Procureur general der weitläuftigſte iſt, und der ſeines Bruders die ſchönſte Lage hat, indem man aus ihm einen großen Theil des Sees, und ſeiner Geſtade ſammt der ganzen Stadt überſehen kann. Im erſtern wechſeln Wieſen, Blumen und Baumgärten, breite Gänge, in denen man fahren, und ſchmale labyrinthiſche Gänge, in denen man ſeinen Gedanken allein nachhängen kann, auf eine angenehme Art ab. In eben dieſen Gärten findet man Teiche, und einen Schattenriß von einem engliſchen Parc, weßwegen er auch von den Engländern am meiſten beſucht wird, und einigemale von Engliſchen Familien bewohnt worden iſt. So viel Fleiß und Geld aber auch der reiche Beſitzer auf ſeinen prächtigen Garten zu wenden ſcheint, ſo bringt dieſer doch kaum ſo viel Obſt, Gemüſe und Heu ein, als jener für ſeine Familie und Haushaltung braucht. Der Boden und die Luft ſind den Fruchtbäumen noch weniger, als den

Reben zuträglich, und beyde ſollen nur wenige Früchte, und dies wenige von einer geringen Güte geben. Wenn ich ein reicher Bürger von Genf wäre, ſo würde ich meinen Garten am liebſten auf dem hohen Ufer der Rhone, beſonders in der Gegend wählen, wo die Campagne eines Herrn Conſtant ligt, aus welcher man nicht nur den Zuſammenfluß der Arve und Rhone, ſondern auch den See, die Savoyiſchen Schneeberge, und die ganze Stadt überſchaut. Ich hatte die Abſicht, Ferner zu beſuchen. Allein man ſagte mir, daß das Schloß, und der von Voltaire geſchaffene Flecken öde und verfallen ſey. Letzterer war eine künſtliche, in einem Treibhauſe gezogene Blume, die gleich verwelkte, nachdem die erwärmende Kraft, welche der Schöpfer ihr mittheilte, verſchwunden war.

Die Genferiſchen Schriftſteller haben in ganz Europa die ihnen leicht zu verzeihende Meynung verbreitet, daß ihre Vaterſtadt eine der reizendſten Lagen in unſerm Erdtheile habe, und daß Natur und Kunſt alles um ſie her verſammlet hätten, was das Auge feſthalten und entzücken könne. Genf, ſagt man, erhebt ſich amphitheatraliſch an dem äußerſten Buſen eines majeſtätiſchen Sees, und ruht auf den beyden Ufern der Rhone und der reißenden Arve, wodurch der Reichthum der erſtern auf einmal verdoppelt wird. Die Geſtade des Sees, fährt man fort, ſind mit den herrlichſten Palläſten, und mit reichen mahleriſchen Gärten und Weinbergen umkränzt. An der einen Seite wird der Blick des Beobachters auf eine angenehme Art durch den ehrwürdigen Jura, und an

der andern durch den gigantiſchen Saleven=Berg aufgehalten, hinter welchem die beſchneyten Gipfel des Mont=Blanc, und einige andere Eisberge hervorragen. Ich geſtehe aber aufrichtig, daß dieſe Gruppe von See und Flüſſen, von Landhäuſern, Rebhügeln, waldigten Gebürgen und beſchneyten Felsſpitzen, wenn ſie von einem Landſchaftsmahler, wie Rouſſeau, ausgemahlt wird, die Einbildungskraft ſtärker rührt, als der wirkliche Anblick mich gerührt hat, und einen jeden Reiſenden rühren wird, der die ganze Schweiz ſchon geſehen, und Genf zum Ziel ſeiner Reiſe gemacht hat. Die Rhone iſt ein ſchöner durchſichtiger Fluß, der aber zwiſchen ſumpfigten Gartenfeldern, und einem ſteilen unfruchtbaren Ufer wegfließt, das ſehr mürbe oder unſicher ſcheint, und alles, was an ſeinem Rande gebaut oder angelegt iſt, dereinſt in die Tiefe des Fluſſes hinab zu ziehen droht. Die Arve iſt breiter und gewaltiger, als die Aar, oder Reuß, oder die Rhone kurz vor ihrem Einfluſſe in die Seen, in welchen ſie ſich reinigen; ſie ſezt aber mehr in Schrecken, als in Erſtaunen, weil ſie bey Genf keine Waſſerfälle mehr bildet, und an beyden Seiten Spuren ihrer Verwüſtungen zurückgelaſſen hat. Der See ſelbſt iſt bey Genf ſo ſchmal, daß er mehr einem von Menſchenhänden ausgegrabenen Teiche, als dem kaum ergündlichen und überſehbaren Waſſerbehälter gleicht, wie er ſich zwiſchen Morges und Nyon zeigt. Die unzähligen Palläſte, womit ſeine Geſtade geſchmückt ſind, erregen anfangs ein angenehmes Erſtaunen; allein dies verſchwindet, ſo bald man die kahlen Wie-

Digitized by Google

ſen, und die wenig fruchtbaren Rebhügel und Gärten wahrnimmt, von welchen ſie umringt, oder ſobald man auch an die reichen Dörfer und Flecken denkt, womit die ergiebigen Ufer des Boden=, oder des Zürcher= und Bieler=Sees angefüllt ſind. Der Jura hat, da, wo er der Stadt am nächſten iſt, viele kahle Stellen, die, eben wie bey Solothurn, ihrer ſchimmernden Weiße wegen in großer Entfernung ſichtbar ſind. Der Saleven=Berg, der ihm gegenüber ſteht, iſt ganz dürre, und macht nicht allein die ganze Gegend traurig, ſondern bedekt auch den größten Theil des Mont=Blanc, und der übrigen Savoyiſchen Schneeberge, von welchen man nur die Spitzen wahrnimmt. Die leztern ſcheinen daher nicht viel größer, als der unfruchtbare Berg, der vor ihnen ſteht, und ſie machen alſo auch lange den Eindruck nicht, den man von den nächſten Schneebergen auf den Berniſchen Promenaden empfängt, wo man ſie von ihren Füßen an bis zu ihren Spitzen in ihrer ganzen Größe bewundern kann.

Ehe ich nach Genf kam, war ich zwar nicht wider die Sache der Repräſentanten, aber doch wider die Maaßregeln eingenommen, welche ſie erſt in der Vertheidigung, und dann in der unblutigen Uebergabe der Stadt befolgt hatten. Entweder, ſchloß ich, und glaubte dabey, mit vielen andern, daß mein Raiſonnement unwiderleglich ſey, entweder alſo hätten die Repräſentanten es ſich gar nicht einfallen laſſen ſollen, ihre Stadt gegen drey Mächte, unter welchen ſchon eine ſie in kurzer Zeit hätte vernichten können, zu vertheidigen, oder ſie hätten auch ſich ſelbſt, und der Sa=

che der allenthalben getödteten, oder verkauften Freyheit die Ehre anthun müſſen, ſich ſo lange zu wehren, bis ein jeder Vernünftiger eine längere Gegenwehr für lautern Unſinn gehalten hätte. Die Bereitwilligkeit, womit ſie ihre Vaterſtadt ohne Schwerdtſchlag übergaben, ſchien einem jeden um deſto verächtlicher, da ſie bis auf den letzten Augenblick davon geredet, und in Lettres ecrites des Remparts de Génève, und andern lächerlichen Blättern es durch ganz Europa verbreitet hätten, daß ſie ſich und ihre Freyheit unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben laſſen wollten. Auch ich alſo war der Meynung, daß ſie die vielen Spottgedichte, die man in allen Städten und Dörfern der Schweiz verkaufte und abſang, vollkommen verdient hätten. Sobald ich nach Genf kam, war die unerwartete Uebergabe der Stadt einer von den erſten Puncten, über welchen ich mich ſowohl mit Repréſentans, als Negatifs, und zwar mit angeſehenen Männern von beyden Parteyen unterredete. Alle aber ſtimmten dahin überein, daß die Bürgerſchaft ſelbſt an der Uebergabe der Stadt unſchuldig ſey, und daß man dieſen Anſchlag entweder der Gewiſſenhaftigkeit, oder der ſchändlichen Furcht eines kleinen Theils ihrer Führer zuſchreiben müſſe. Der Enthuſiasmus der Repräſentanten, ſagte mir ein Negatif ſelbſt, ſey ſo hoch geſpannt geweſen, daß, wenn ſie nicht von ihren Häuptern wären verlaſſen worden, ſie gewiß die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen würden vertheidiget haben. Die Urſachen und Umſtände der Uebergabe der Stadt von Genf will ich Ihnen mittheilen, wie ich ſie aus

Digitized by Google

dem Munde mehrerer glaubwürdigen Männer gehört habe.

Als die Häupter der Repräſentanten, oder die Commiſſion de Sureté, welcher die Bürgerſchaft gleich nach der Priſe d'armes den größten Theil der ausübenden Gewalt übergeben hatte, nach der dritten und letzten Aufforderung der feindlichen Heerführer einſahen, daß ſie ſich nicht länger würden halten können, ohne ihre Mitbürger und beſonders ſich ſelbſt den äußerſten Gefahren auszuſetzen, faßten ſie den Entſchluß, die Stadt zu übergeben. Weil ſie es aber nicht wagen durften, dieſen Entſchluß, oder nur die Frage: ob man die Stadt noch länger vertheidigen wolle? den verſammelten Cirkeln vorzulegen, ſo vermochten ſie die letztern dahin, eine aus hundert Perſonen beſtehende Deputation zu ernennen, mit welcher ſie ſich über die wichtigſten, das Schickſal der Stadt auf ewig entſcheidenden Fragen berathſchlagen könnten. Dieſem größern Ausſchuſſe theilte die Commiſſion de ſureté ein Mémorire mit, worin die Unmöglichkeit, die Stadt gegen eine ordentliche Belagerung länger, als drey Tage zu halten, aus den Zeugniſſen, und Unterſuchungen des Baron de Chatel, ehemaligen kaiſerlichen Artillerie-Officiers, auf das umſtändlichſte dargethan wurde. Dieſes freylich nicht ganz unverdächtigen Aufſatzes ungeachtet wurde bey dem erſten Umſtimmen die Vertheidigung der Stadt mit neunzig, und einigen Stimmen gegen ſieben beſchloſſen. Als aber die großen Redner unter den Repräſentanten anfingen, alle die Uebel, welche das Vaterland, ſie ſelbſt, und ihre Weiber, Kinder,

und Beſitzungen bey einer hartnäckigen Belagerung, und gewaltſamen Eroberung erfahren würden, auf die rührendſte Art zu ſchildern, ſo wurden die meiſten gegenwärtigen Mitglieder ſo ſehr erſchüttert, daß man die Uebergabe der Stadt mit drey und funfzig Stimmen gegen neun und dreyßig beſchloß. Die Redner ſelbſt mußten fürchten, daß man das Blut, was vergoſſen werden könnte, von ihnen fordern, und ſie als Aufrührer, und Verführer des Volks aufknüpfen würde. Andere, die auf ihre Seite traten, fingen auf die Letzt an, zu wanken, weil ſie ihren Mitbürgern nicht ſo viel Hartnäckigkeit, und den Belagerern nicht den Entſchluß zugetraut hatten, die Stadt wirklich zu beſchießen, indem man die Negatifs gefangen hielt, und dieſe eben ſowohl, als die Repräſentanten in Gefahr waren, getödtet zu werden: Andere endlich (und dies Urtheil hörte ich von einem verſtändigen Manne, der weder Negatif, noch Repräſentant war) wurden weder durch Furcht, noch Eigennutz, ſondern hauptſächlich durch die Betrachtung umgeſtimmt: daß, wenn ſie jetzo durch ihre Beharrlichkeit Tod über ihre Mitbürger, und Verderben über die Stadt brächten, ſie beydes vor Gott, und ihrem Gewiſſen zu verantworten haben würden. Eben dieſe, ſagte man mir, würden in einem Conſeil général, wo ſie nur für ſich allein, und nicht im Namen aller ihrer Mitbürger zu ſtimmen gehabt hätten, gewiß für die Vertheidigung votirt haben. Als die eifrigen Patrioten ſahen, daß ſie überſtimmt waren, ſo zerbrachen ſie ihre Degen, und nannten die Redner treuloſe, und feige Verräther des Volks, die geſchwatzt

und geklagt hätten, wo ſie handeln und fechten ſolten. Nach dieſen Beſchimpfungen entblößten einige der Redner ihre Bruſt, und forderten einen jeden auf, welcher glaube, daß Feigheit und Verrätherey, und nicht Sorge für die Erhaltung der Stadt ſie bisher, und auch bey dem letzten Schritt, den ſie gethan, geleitet hätten, das Schwerdt in ihr Herz zu ſtoßen. Während dieſer Zänkerey ſchlich ſich einer nach dem andern davon. Diejenigen, welche als Demagogen am meiſten fürchten mußten, hatten nicht nur für Schiffe geſorgt, auf welchen ſie ſelbſt entfliehen konnten, ſondern hatten auch die Trommelſchläger, damit ſie nicht Lärm ſchlagen möchten, entfernt, und dem Savoyiſchen, und Berniſchen General die Stunde angezeigt, wann ſie die Thore offen finden würden. Die Häupter der Repräſentanten waren aber doch nicht in Sicherheit, als die Bürgerſchafft durch die ſtandhaften Mitglieder der Deputation aus dem Schlafe geweckt, und von dem, was vorgegangen war, unterrichtet wurde. Sobald die Bürger die Flucht ihrer Führer erfuhren, eilten ſie erſt voll Wuth in ihre Häuſer, und dann nach dem See, und ſchoſſen auch wirklich auf die Barken, in welchen die Hauptperſonen ſich über den See ſetzen ließen. Als ſie aber ihre Häupter nicht wieder zurück bringen konnten, liefen ſie voll Verzweyfelung durch die Straßen, zerſchlugen oder warfen ihre Gewehre in die Rhone, und einige fielen betend auf die Kniee, und flehten Gott inbrünſtig um weiter nichts an, als daß er ihnen doch treue, weiſe und tapfere Führer geben möchte. Dieſe Aeußerungen von Wuth,

und Schmerz dauerten noch fort, als der Marquis de la Marmora zuerſt, und bald nachher ein Detaſchement von Bernern, einrückten, und die vornehmſten Plätze beſetzten *).

Da ich an dem Muth der Genfer Bürger nicht mehr zweyfeln konnte, ſo fragte ich einen der verehrungswürdigſten Repräſentanten, der ſeine ganze Familie mit ſeinem Geiſte beſeelt hatte, was man dann für Hoffnungen und Abſichten bey der hartnäckigſten Gegenwehr gehabt, und ob er, und die mit ihm gleichgeſinnten den Vorſatz gehabt hätten, ſich ſelbſt, ihre Familien, und Vaterſtadt zu Grunde zu richten? Der Genfer Brutus anwortete mir aber: mit nichten. Mein und meiner Freunde Gedanke war dieſer: die Stadt ſo lange zu vertheidigen, bis wir ehrenvolle Bedingungen erhalten, und nicht nöthig gehabt hätten, uns auf Gnade und Ungnade, den Franzoſen, und unſern Widerſachern zu ergeben. Hier beſtätigte er mir, was ich ſchon von vielen glaubwürdigen Perſonen gehört hatte, daß weder die Berner, noch die Franzoſen mit hinlänglicher Munition, und Artillerie verſehen geweſen wären, und daß auch beyde, weil ſie gar keinen

*) Ungeachtet ich es nicht nur in Genf allgemein, ſondern auch von vielen Bernern gehört habe, daß die Savoyarden zuerſt ein Thor von Genf beſetzt hätten, ſo muß ich doch jetzo nach den Verſicherungen mehrerer Berniſchen Officiere, die mit ihren Truppen zuerſt in Genf eindrangen, glauben, daß die Berner eine halbe Stunde vor den Savoyarden in die Stadt gekommen ſeyen. Es thut mir leid, daß meine Nachricht, die von den meiſten Leſern in Teutſchland nicht einmal bemerkt worden iſt, den würdigen Officieren der Berniſchen Truppen neue Fragen und Rechtfertigungen zugezogen hat.

Widerſtand erwartet, ſich ſo unvorſichtig, und ſo nahe an den Feſtungswerken gelagert hätten, daß ſie bey den erſten ernſtlichen Schüſſen von den Wällen der Stadt zum Rückzuge gezwungen worden wären. Weder Bern, noch Vergennes, würden den Haß der gänzlichen Zerſtörung einer Stadt haben auf ſich laden wollen, die mit ihnen verbrüdert geweſen, und von welcher ſie ſelbſt nicht beleidigt worden wären. Wenn man alſo die Berner, und Franzoſen aus ihren erſten Lagern vertrieben hätte, ſo würde man gewiß Unterhandlungen angefangen, man würde beſſere Bedingungen zugeſtanden, und die Repräſentanten würden nicht nur ihre Ehre, ſondern auch ihre Vorrechte gerettet haben. Meinem Urtheile nach riethen diejenigen, welche ſo dachten, richtiger, als die entwichenen Häupter der Repräſentanten, und ihre Freunde, die ſich einbilden, oder andern einzubilden ſich bemühen, daß ein ernſtlicher, oder längerer Widerſtand ihrem Vaterlande den gänzlichen Untergang würde zugezogen haben. Die Franzoſen hätten gewiß, ſagen dieſe, bey den geringſten vorhergegangenen Feindſeligkeiten die Stadt beſchoſſen, und wenn ſie dieſelbe erobert, die Einwohner nach Wohlgefallen erwürgt, und ausgeplündert. Ich läugne nicht, daß nicht einige armſelige Soldaten ſich zum Voraus auf die Reichthümer, und goldenen Uhren der Genfer gefreut, und daß auch manche junge Franzöſiſche Officiere ein kurzes gefahrloſes Bombardement gewünſcht haben, weil ihnen alsdann der Zug nach Genf als eine Campagne wäre angerechnet worden; allein es kommt mir ganz unglaublich vor, daß

Vergennes es je erlaubt haben ſollte, Genf zu Boden zu ſchießen, und wenn man es eingenommen hätte, feindſelig zu plündern. Zugleich aber kann man es faſt für gewiß annehmen, daß eben die Männer, die man nach einer unblutigen Uebergabe nur verwieſen hat, das durch die Belagerung vergoſſene Blut mit ihrem Kopfe hätten bezahlen müſſen. Der ganzen Bürgerſchafft würde man ihr Regiment, und ihre Freyheit genommen, aber ihren Fehltritt verziehen haben. Allein die Anführer derſelben hätten allem Vermuthen nach ausgeliefert werden, und das Beſtreben, die Freyheit ihrer Mitbürger zu verfechten, mit dem Leben büſſen müſſen. Ich verzeihe es alſo den entwichenen, und verwieſenen Häuptern der Repräſentants eher, daß ſie keine Luſt hatten, ſich für eine Bürgerſchafft aufzuopfern, von welcher ſie vermuthen mußten, daß ſie am Ende würden verlaſſen werden, als daß ſie eine Kirche, die am leichteſten von Bomben erreicht werden konnte, zu einer Niederlage von vielen hundert, oder tauſend Fäſſern Pulver machten. Wenn man die Abſicht hatte, durch dieſe Anſtalt einen großmüthigen Feind abzuhalten, die Stadt zu beſchießen, ſo war dieſes keine edle, und doch immer unſichere Art ſich zu vertheidigen. Wollte man es hingegen darauf ankommen laſſen, ob dies Pulvermagazin getroffen, oder nicht getroffen würde, ſo verdient man den Vorwurf mit Recht, daß man nicht, wie vernünftige Menſchen, ſondern wie Raſende gehandelt habe.

Schon in einem meiner vorhergehenden Briefe meldete ich Ihnen, daß unter den vermittelnden Mächten,

Digitized by Google

die Genf zur Uebergabe genöthigt haben, keine, nicht nur von Genfern, ſondern auch von Ausländern ſo ſehr getadelt, und ſelbſt verachtet würde, als Bern. Eben dieſe Bemerkung habe ich ſowohl bey meinem Aufenthalt in Genf, als in der übrigen Franzöſiſchen Schweitz ſehr oft beſtätigt gefunden. Die Repréſentants werfen den Bernern vor, daß dieſe nach der Losſagung des Königs von Frankreich von der Garantie des Edicts von 1738. ſich der guten Sache nicht eifrig genug angenommen hätten, da es ihnen ſonſt leicht geweſen wäre, die ſtreitenden Parteyen zu vereinigen. Sie hätten immer die Negatifs zu ſehr begünſtigt, und eben deßwegen mit den Repräſentanten niemals ernſtliche Unterhandlungen angefangen. Die Negatifs hingegen verachten die Berner, weil ſie dieſelben durch ihre glücklichere Negotiationen bey Vergennes an der Naſe herumgeführt, und ſie wider ihren Willen, und ohne Dank erwarten zu dürfen, gezwungen haben, wider ihre Feinde, die Repräſentanten, auszuziehen. Die Ausländer, ſowohl Engländer als Franzoſen, klagen laut darüber, daß Schweizer andere Schweizer, eine Republik die andere mit ihr verbündete, und noch dazu im Gefolge eines gewaltthätigen Deſpoten habe vernichten wollen. Dieſe übereinſtimmenden Urtheile der entgegengeſetzten Parteyen, und ſelbſt uneingenommener Richter, wider Bern, ſcheinen allein ſchon einen hinlänglichen Beweis der Schuld dieſer Republik zu enthalten. Allein folgende Nachrichten und Bemerkungen werden Ihnen hoffentlich zeigen, daß das allgemeine Vorurtheil in dieſem Falle dennoch ungerecht

ſey; daß Bern nicht anders handeln konnte, als es handelte, und daß es bey allen den Mißdeutungen ſeiner Abſichten und Regeln ſich dennoch nicht öffentlich rechtfertigen durfte.

Darin haben die Repräſentanten recht, wenn ſie ſagen, daß die Berniſchen Geſandten nach der vom Franzöſiſchen Hofe ergangenen Aufkündigung der Garantie des Edicts von 1738. ſich niemals mit ihnen über wichtige Sachen eingelaſſen hätten. Allein daraus ſollten ſie nicht ſchließen, daß die Berner ſich ihrer gar nicht angenommen, oder ſie ganz in der Stille zu unterdrücken die Abſicht gehabt haben. Die Berner und Zürcher widerſetzten ſich immer den Veränderungen in der Genfer Regierungsform, welche Vergennes auf die Eingebung der Negatifs einführen wollte. Als dieſer Miniſter die Hoffnung aufgab, die beyden mitgarantirenden Mächte in ſeine Maaßregeln hinein zu ziehen, kündigte er die Garantie ſeines Königs in einem Briefe auf, der ſeinem Verfaſſer, und dem Franzöſiſchen Hofe gar keine Ehre macht, weil er da, wo es bloß auf überwiegende Gründe, und überzeugende Vorſtellungen ankam, zwo Republiken, denen Frankreich mehr als irgend einem andern Staat zu verdanken hat, allein überwiegende Macht auf die härteſte, und mit der gerühmten Feinheit der Franzöſiſchen Nation gar nicht übereinſtimmende Art fühlen ließ. Sie werden leicht aus dieſem Briefe ſelbſt ſehen, warum diejenigen, an die er gerichtet war, ihn nicht bekannt gemacht haben.

A Verſailles ce 24. Sept. 1781.

J'ai mis ſous les yeux du Roi la lettre, que vous m'avez ecrite le 20. du mois dernier. En perſeverant dans le refus d'adopter les moyens, que S. M. avoit jugé ſeuls capables de préparer la pacification de Genéve, vous l'avés miſe dans la neceſſité, d'examiner de nouveau tout ce, qu'elle a fait inutilement pour établir avec vous un concert d'opinions, & de meſures, qui put terminer les troubles de cette ville.

S. Maj. a eté frappée, M. S. de votre conſtante oppoſition à ſes vues, & elle a reconnu, que cette contrarieté de ſentiments entre les garants avait beaucoup contribué à augmenter les troubles de Géneve.

La derniere lettre, que vous m'avés addreſſée, publiée avec affectation dans cette ville, a ajouté à ce tableau. Elle a offert au Roi une ſuite de paradoxes, entiérement contraires aux idees reçues ſur les devoirs reſultants des mediations, qui ne tendent, qu'à preſenter ſous un faux jour toute la conduite de S. M. relativement à Géneve, des diſcuſſions de faits, qui n'ont point exiſté. Enfin elle a prouvée à ſa Maj., que vous étiés plus eloignés, que jamais d'apprecier ce qu'elle a fait, & voulu faire pour Géneve, & pour vous.

Le Roi ne veut point examiner M. S. les cauſes, qui vous ont ammenées au point de méconnaitre la juſteſſe des principes, qui l'ont dirigé, & les menagements, avec les quels S. M. a con-

Digitized by Google

ſtamment agi dans cette affaire. Elle a lieu de craindre, que les prejugés & les paſſions, qui tourmentent Géneve, n'ayent penetrés dans vos conſeils, & ſon amitié pour vous l'engage à ne pas leur fournir d'aliment. S. M. convaincue, qu'il eſt deſormais impoſſible, qu'il reſulte de ſon union avec vous aucune facilité pour pacifier Géneve, m'ordonne de vous declarer, qu'elle ſe tient pour degagée des liens formés avec vous en 1738. pour la garantie du gouvernement de cette ville, & que jamais elle ne reclamera votre concours à l'execution de cet acte. Elle notifie ſa reſolution à la republique. Le nouvel ordre des choſes, M, vous met à même, d'employer à votre gré les moyens, que vous avés jugé propres à faire ceſſer les troubles de Géneve. Sa Maj. en laiſſant à votre ſageſſe un ſoin auſſi important croit ajouter à tous les procedés, par lesquels elle avoit voulu vous prouver ſa confiance, & ſes égards. Mais vous conſiderés ſans doute, que le Roi a toujours eu pour but, de ne pas laiſſer degénérer le gouvernement de Géneve en une Democratie tumultueuſe, & vous étes trop eclairés, pour ne pas ſentir, que ſi vous donnés les mains à une pareille revolution, vous obligeriés S. M. à ſ'oppoſer à l'oppreſſion d'un parti, qui demande le maintien de l'ancien Gouvernement, & qui devoit compter ſur le concours de trois garants pour en empecher la deſtruction.

Libre d'un engagement, dont l'experience au-

ra deux foix demontré l'inutilité, Le Roi M. S. rentre dans le droit de veiller ſur le ſort de Géneve, ſelon que ſa prudence, ſa dignité, & l'interet de ſa Couronne le demanderont. S. M. ſait des voeux pour que vous parveniés à pacifier cette republique de maniére, qu'elle ne ſoit jamais obligée de ſ'en occuper que pour lui donner des marques de ſa protection, & de ſon bienveillance.

Ja ſuis très parfaitement &c.

Aux Avoyers, Bourgemaitres, & Conſeils des Villes de Zuric & de Berne.

Auch ohne meine Erinnerung werden Sie finden, liebſter Freund, daß dieſer Brief weiter nichts ſagte, als daß der Franzöſiſche Hof inskünftige bey der erſten Gelegenheit ohne Zuziehung und Theilnehmung von Zürch und Bern verfahren wolle, wie es ihm gut dünke. Nach dieſer Erklärung des Franzöſiſchen Hofes ſagten ſich auch Bern und Zürch von der Garantie los; zugleich aber bemühte ſich die erſtere Regierung aus allen Kräften, die beyden Parteyen in Genf zu vereinigen, und der Stadt eine feſte von den Negatifs ſowohl, als Repräſentanten gebilligte Regierungsform zu geben. Allein die Negatifs beſtanden auf ihren ungerechten Forderungen, die den heiligſten Bündniſſen entgegen waren, weil ſie wußten, daß Vergennes ſie unterſtützen würde; ſie vereitelten alle Bemühungen der Berniſchen Geſandten, und verwarfen unter andern ein Projet de Pacification von Herrn Steiger aus Bern, welches ich allgemein als ein Meiſterſtück habe rühmen hören. Weil aber doch der Fran-

zöſiſche Hof einen Vorwand haben mußte, um ſich in die Angelegenheit eines kleinen Freyſtaats zu miſchen, den er den Worten nach ſich ſelbſt überlaſſen hatte, ſo brachten es endlich die Negatifs durch allerley Mittel dahin, daß die Natifs, denen man längſt verſprochene Vorrechte auf die beleidigendſte Art abſchlug, zu den Waffen grifen, und die Repräſentanten wider ihren Willen in die lange von ihnen gefürchtete und von den Negatifs gewünſchte Priſe d'armes hineinzogen *). Nun war der Fall da, in welchem Vergennes geſagt hatte, daß er ſich der Stadt Genf annehmen würde. Frankreich ließ Truppen gegen Genf anrücken, gewann Savoyen, und bat, oder fragte Bern und Zürch, ob ſie nicht an der Beruhigung der zerrütteten Republik Antheil nehmen wollten? Zürch ſchlug dieſes Anerbieten und zwar mit Recht aus, weil ſein Intereſſe mit dem Schickſal von Genf nur in einer entfernten Verbindung war, weil eine Wiedervereinigung mit Frankreich allemal etwas Erniedrigendes hatte, und gleichſam eine Erklärung ſchien, daß man ſich jetzo nach den Abſichten dieſes Hofes bequemen, und einen Theil des Haſſes, den dieſe hervorbringen konnten, auf ſich nehmen wolle. Bern durfte aber nicht wie Zürch verfahren, durfte Frankreich und Savoyen nicht allein in Genf ſchalten laſſen, weil dieſe Stadt an den Grän-

*) Verehrungswürdige Männer in Genf glauben, daß dies Urtheil etwas gewagt ſey; allein ich habe es nach der ſorgfältigſten Vergleichung der Schriften, und Gegenſchriften beyder Parteyen, und der unparteyiſchſten Prüfung aller der Umſtände gefällt, die man von der einen, und andern Seite angeführt hat.

zen ſeiner Beſitzungen ligt, und es der Republik Bern nicht gleichgültig iſt, in welchen Händen ſie ſich findet. Es blieb alſo Bern nichts übrig, als nach Frankreichs Beyſpiele gegen Genf Truppen anrücken zu laſſen, oder ſeine Gränzen bloß durch ein Obſervationscorps zu decken. Das letztere wäre eben ſo viel geweſen, als der Crone Frankreich alle Freundſchaft aufkündigen; im erſtern Falle aber erfüllte man dem Scheine nach die Pflichten eines treuen und guten Nachbars, und erreichte dadurch den Zweck, daß der Feldherr und die Geſandten der Republik bey allen Berathſchlagungen gegenwärtig waren, und daß ohne ihr Mitwiſſen nichts vorgenommen werden konnte. Weder die Regierung in Bern, noch das Franzöſiſche Miniſterium glaubte, daß die Bürger in Genf ſich bey der Annäherung ihrer Truppen vertheidigen würden. Wider alles Erwarten aber machten die Repräſentanten Anſtalt, als wenn ſie eine Belagerung aushalten wollten. Nun mußte Bern den letzten Schritt thun, den die Republik höchſt ungern that, welchen Genfer und Ausländer am heftigſten getadelt haben, und der dieſen Tadel auch verdient hätte, wenn er nicht unvermeidlich, und eine gar nicht vorherzuſehende Folge der weiſeſten Maaßregeln geweſen wäre. Bern mußte einen Zug von Artillerie nach Genf ſchicken, als wenn es mit den Franzoſen eine Stadt, die es ſo gerne gerettet hätte, zerſtören wollte. Entſcheiden Sie nun, ob Bern anders handeln konnte, als es handelte?

Eine kurze, aber vollſtändige Geſchichte der letz-

ten Unruhen in Genf iſt ſo leicht nicht, als Sie ſich vorſtellen, ſelbſt alsdann nicht, wenn man ſich an Ort und Stelle findet. Ich kann jetzo freylich manche Nachrichten ſammlen, die Sie in den Zeitungen oder andern öffentlichen Blättern vergebens ſuchen würden; auch kann ich ohne große Mühe viele Schriften beyder Parteyen erhalten, die Ausländern nicht leicht in die Hände fallen; allein ſelbſt mit dieſen Hülfsmitteln wird es erſtaunlich ſchwer, die wahre Geſtalt der Sachen zu erfahren; denn erſtlich iſt jetzo in Genf keine ſeltenere Erſcheinung, als ein Mann, der ſich nicht offenbar für die Negatifs, oder Repräſentanten erklärt, indem ſelbſt diejenigen, die ſich für unparteyiſch ausgeben, doch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mehr auf die eine, als die andere Seite hangen. Eine jede wichtige Begebenheit wird daher von verſchiedenen Perſonen mit andern Umſtänden erzählt, und eine jede Handlung aus andern Bewegungsgründen abgeleitet. Der unparteyiſchen oder doch ſo ſcheinenden Schriften, gibt es noch viel weniger, als der uneingenommenen Perſonen, und überdem iſt die Zahl der erſtern ſo groß, daß man ſie faſt niemals vollſtändig antrift, und alsdann gewiß mit fünfzehn, und mehrern Schild-Louisd'or bezahlen müßte. Eine der neuſten und wichtigſten Schriften iſt das tableau hiſtorique & politique des revolutions de Géneve, das vor kurzem herausgekommen iſt, und das ich Ihnen, ſo bald Sie es erhalten können, zu leſen rathe. Der Verfaſſer iſt Monſieur d'Ivernois, einer von den verwieſenen Häuptern der Repräſentanten, ein junger Mann von drey

und zwanzig Jahren, der ſein Werk in drey Wochen ausgearbeitet hat. Dies würde ganz unglaublich ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß die ſchon lange daurenden Streitigkeiten, einem jeden angeſehenen Genfer, der Partey genommen hatte, die wichtigſten Facta der Vaterländiſchen Geſchichte mit allen Betrachtungen und Unterſuchungen, die ſich darüber anſtellen laſſen, ſo geläufig gemacht haben, daß er darüber ohne Anſtoß und Vorbereitung gut reden und ſchreiben kann. Dies hiſtoriſche und politiſche Gemälde iſt zwar mit vieler Wärme entworfen, hat aber doch eine richtigere Zeichnung, als man von einem jungen und feurigen Repräſentanten vermuthen ſollte. Ein älterer Mann von eben dieſer Partey geſtand mir, daß einige kleine Fehler darinn vorkämen, die aber viel weniger Parteylichkeit oder Vorſatz zu entſtellen, als die unglaubliche Eilfertigkeit des Verfaſſers hineingebracht hätte. Sowohl die Arbeit, als der Druck wurden ſchnell betrieben, weil man den Franzöſiſchen Hof, noch ehe der letzte Streich wider die bisherige Verfaſſung von Genf ausgetheilt würde, von dem wahren Gange der Streitigkeiten, und dem Geiſte der kämpfenden Parteyen unterrichten, und durch die Appellation an das Publicum Vergennes abhalten wollte, eine Partey zu unterdrücken, die eine ſo gute Sache hätte, als die Repräſentanten, und ſo kühne und beredte Vertheidiger, als der junge d'Ivernois iſt.

Außer dieſem Hauptwerke habe ich noch die meiſten wichtigſten Streitſchriften geleſen, die vor und nach dem letzten Aufſtande erſchienen ſind. Es fehlt

mir aber die Zeit, ſowohl das, was ich mir daraus bemerkt, als meine Betrachtungen darüber zu ſammlen, und in Ordnung zu bringen. Ich verſpare dieſes bis auf die erſten Ruhetage, die ich in Nidau, oder auf meiner Rückreiſe finden werde. Vors erſte müſſen Sie ſich damit begnügen, daß ich Ihnen die erſte und wahre Urſache aller Unruhen, die Genf ſeit einem Menſchenalter ſo ſehr erſchüttert haben, oder wenigſtens die Urſachen, warum dieſe Zerrüttungen des Staatscörpers unheilbar ſind, etwas umſtändlicher auseinander ſetze.

Die wahre Urſache der bürgerlichen Kriege in Genf iſt nicht ſowohl mangelhafte Geſetzgebung, ſondern eben die, welche alle bürgerlichen Kriege hervorgebracht hat, zunehmende Sittenverderbniß, beſonders unter den vornehmſten und niedrigſten Ständen, welche gehindert hat, daß die mangelhaften Geſetze, und Einrichtungen des Staats zum Beſten des Ganzen ergänzt, und vervollkommnet wurden.

Nachdem durch das Edict vom Jahre 1738. die geſchloſſenen Zünfte aufgehoben, und allen Einwohnern von Genf ohne Unterſchied der Zutritt zu allen Handwerkern und Gewerben geöffnet wurde, erwachte, und verbreitete ſich in dieſer Stadt in wenigen Jahren ein ſolcher Geiſt von Betriebſamkeit, wovon man in der alten und neuern Geſchichte gewiß nur wenige Beyſpiele hat. Die vielen Fabriken und Manufacturen, welche man entweder neu anlegte, oder auch erweiterte, erzeugten und vermehrten nicht nur Wohlſtand und Bevölkerung, ſondern auch Aufklärung, und

es entwickelten ſich in einigen Zeugungen in einer kleinen Stadt, die höchſtens 25000 Seelen in ſich ſchließt, mehr groſſe Schriftſteller und Erfinder, als die Hauptſtädte der aufgeklärteſten Nationen Europens aufweiſen konnten. Die Werke dieſer unſterblichen Männer blieben nicht bloß in den Händen der Gelehrten, oder der vornehmern Stände; ſie drangen auch in die Werkſtätte von Arbeitern ein, und man konnte daher, und kann noch jetzo mit Recht ſagen, daß in keiner Stadt ſo mannigfaltige, und nützliche Kenntniſſe unter allen Ständen ſo allgemein, als in Genf verbreitet waren. Dieſe erſten Früchte des Fleißes, und der Thätigkeit der Genfer machten ſie zu einem Gegenſtande des Neides, und der Bewunderung nicht nur ihrer Nachbaren, ſondern auch von ganz Europa. Allein in eben dieſen ſchönen, und kräftigen Früchten lagen zugleich die erſten Keime des Verderbens eingewickelt. Die außerordentliche Induſtrie der Genfer, und der faſt alle Theile der Erde umfaſſende Handel erzeugte bald unrepublicaniſche Ungleichheit der Güter, und Anhäufung von Millionen in einzelnen Familien und Händen. Aus den ungeheuren Reichthümern von Wenigen entſtanden Verachtung der alten ſtrengen väterlichen Sitten und Geſetze, Nachäffung des reichſten und verdorbenſten Theils eben der Nation, womit man durch Sprache und Lage am nächſten verbunden war, ungemeſſene Prachtliebe und Schwelgerey, tugendtödtender und herrſchender Unglaube, und ein unauslöſchlicher Haß gegen die bisherige Verfaſſung, die dem Reichen nicht mehr weſentliche Vorrechte zugeſtand,

als dem Armen, ſo ſehr er auch durch Güter über den letztern erhaben war. Ohne das beſtändige Streben der Negatifs nach unrechtmäßiger Gewalt würde man ſehr leicht Mittel zu einer dauerhaften Ausſöhnung mit ihren Widerſachern haben finden können. Allein bey einer ſolchen Ungleichheit der Güter, als ſich in Genf findet, iſt es faſt unmöglich, daß nicht der Wunſch nach ungleichen Rechten entſtehen, und daß nicht Herrſchbegierde die Liebe des allgemeinen Beſten überwiegen ſollte *).

*) Der Ausgang hat mein Urtheil gerechtfertiget. Durch das neue Edit de Pacification préſenté par les Puiſſances Garantes à la République de Geneve, & agréé au Conſeil general le 21. Nov. 1782. iſt die ganze ehemalige Verfaſſung von Genf umgekehrt worden, und der gröſte Theil der Negatifs iſt mit der neuen Conſtitution, und den Maaßregeln ihrer ehemaligen Häupter eben ſo unzufrieden, als es die vertriebenen Repräſentanten nur immer ſeyn können. In der That ſcheinen die meiſten Negatifs nicht gefürchtet zu haben, daß ihre Häupter ſo weit gehen würden, als ſie wirklich gegangen ſind; und da ſie es merkten, war es zu ſpät, ſich zu widerſetzen, und unwirkſame Klagen waren alles, wodurch man ſeine Unzufriedenheit zu erkennen geben konnte. Wie gewaltthätig und ungeſetzmäßig die neue Regierungsform ſey, kann man ſchon daraus abnehmen, daß man es nothwendig gefunden hat, die Beſatzung beträchtlich zu verſtärken, alle Bürger zu entwaffnen, und alle gröſſern Zuſammenkünfte, ſo wie alle politiſchen Unterredungen über innere Angelegenheiten auf das ſtrengſte zu verbieten. Ungeachtet aber der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach die Häupter der Negatifs eine auf billige Bedingungen gegründete Vereinigung mit den Repräſentanten am meiſten gehindert haben, ſo iſt es doch eben ſo gewiß, daß die Repräſentanten ihre Gegner mächtig gereizt hatten; und zwar am meiſten durch den Mißbrauch des Sieges, den ſie im J. 1768. davon trugen. Stolz auf ihren Sieg zwangen ſie die conſeils

Es iſt Ihnen bekannt, daß nach der Reformation die Einfalt der Sitten nirgends ſo groß und die Sit-

ohne alle Schonung und Aufſchub, der Bürgerſchaft das ſogenannte Recht der réélection zuzugeſtehen, vermöge deren ſie jährlich vier Mitglieder aus dem Petit Conſeil ausſchlieſſen könnte. Dies Vorrecht mußte nothwendig beſtändige Argwöhne, unverſöhnliche Feindſchaften, und eine ewige Spaltung zwiſchen den beyden Parteyen hervorbringen. Die Einſichtsvollſten und Ruhigſten unter den Repräſentanten ſuchten ihre Partey dahin zu vermögen, daß man das gehäßige und erzwungene Recht der réélection wenigſtens fünf Jahre ungeübt laſſen möchte, damit die Gemüther erſt beſänftiget würden; allein die Sieger waren zu erhizt, als daß ſie ſich dergleichen hätten gefallen laſſen, So wie unter den Negatifs gewiß viele waren, die nicht nach unrechtmäßiger Gewalt trachteten, ſo waren wiederum unter den Repräſentanten manche, die durch Reichthümer, Kenntniſſe und Fähigkeiten aufgebläht, diejenigen Familien und Perſonen, die in dem Beſitze der vornehmſten Würden waren, beneideten, und die dieſe durch unerlaubte Mittel zu demüthigen, oder ſich ſelbſt auch zu erheben ſuchten. Als eine Haupturſache der letzten Unruhen in Genf gibt einer meiner Correſpondenten den Verluſt des alten Nationalgeiſtes an, der durch die häufige Aufnahme von Fremden zu habitans und bourgeois getödtet worden ſey, und einem gar nicht zu vereinigenden Gewirre von widerſprechenden Meynungen, und Geſinnungen Platz gemacht habe. Dies Phänomen muß jetzo noch viel auffallender, als vormals ſeyn, da die Obrigkeit ſeit der Revolution bis in den Sommer des J. 1785., wie ich von einem reiſenden Freunde weiß, ſchon über 1200 domiciliés aufgenommen hatte. So nennt man in Genf Perſonen, die gegen eine jährliche Abgabe, welche der kleine Rath beſtimmt, die Erlaubniß erhalten, ſich in Genf niederzulaſſen, und denen man entweder alle, oder einen Theil der Rechte der Habitans verleiht. Die permiſſion de domicile kann zwar nach Belieben zurückgenommen, und muß jährlich erneuert werden; allein hiedurch muß, wie es ſcheint, mehr die Anhänglichkeit der domiciliés an Genf, als der Gedanke, ſich in die-

tenzucht nirgends ſo ſtrenge war, als in den Schweizeriſchen Staaten, deren Geſetze, Religion und Sit-

ſer Stadt zu beſetzen, vernichtet werden. Wenigſtens hat die Erfahrung gezeigt, daß fremde Handwerkspurſche durch die Leichtigkeit, bey geringern Abgaben, als ihrer Meiſter, dieſelbige Profeßion treiben zu dürfen, gereizt werden, ſich in Genf niederzulaſſen. Ein jeder Schneider- oder Schuſtergeſell, der Luſt dazu hat, heirathet ein Mädchen aus einem angeſehenen Hauſe, erhält alsdann ohne viele Schwierigkeit, die Erlaubniß, ſeine Handthierung zu treiben, und macht ſeinem bisherigen Meiſter, der gröſſere Abgaben entrichtet, und durch feſtere Bande an den Staat gebunden iſt, die Kunden abwendig. Die übermäßige Zahl der domiciliés, die man aller Gegenvorſtellungen der Habitants ungeachtet angenommen hat, richtet nicht nur dieſe zu Grunde, und eben deswegen müſſen unverhältnißmäßig mehr verarmte Schneider und Schuſter, als andere Profeßioniſten aus den öffentlichen Fonds erhalten werden, ſondern ſie muß ſich nothwendig auch bald unter ſich ſelbſt aufreiben; und wenn dann ſolche domiciliés verarmen, ſo können ſie auf gar keine Unterſtützung aus den öffentlichen Armencaſſen Anſpruch machen. Eine nothwendige Folge hievon iſt, daß ſie in ihrem hülfloſen Elende in Betteley und Dieberey fallen. Ueberhaupt habe ich mich ſchon oft darüber gewundert, daß ſo viele Stadtobrigkeiten, welche die gute Abſicht hatten, die ſchädlichen Rechte oder Anmaſſungen der Zünfte einzuſchränken, und die Concurrenz und Aufnahme von nützlichen Arbeitern zu befördern, daß dieſe nicht genug den wichtigen Unterſchied unter ſolchen Profeßionen bemerkten, die entweder nur allein, oder hauptſächlich für die Mit-Einwohner deſſelbigen Orts arbeiten, wie Schuſter, Schneider und Friſeurs, und dann unter ſolchen, deren Producte eben ſo gut auswärts verſchikt, als an dem Orte des Aufenthalts der Arbeiter können verbraucht werden. Hieher gehören alle Arten von Fabrikanten und künſtlichen Arbeitern, die daher auch in keiner Stadt zu zahlreich werden, und deren Aufnahme nicht genug begünſtigt werden kann. Ganz anders verhält es ſich mit ſolchen Handwerkern, die ihrer Natur nach nicht für entfernte Auswärtige arbeiten können. Solcher Handwerker müſſen in keiner Stadt mehrere ſeyn, als die Bedürfniſſe

Digitized by Google

ten von Zwingli und Calvin umgeſchaffen wurden. Calvin übergab die oberſte ſittenrichterliche Gewalt der Geiſtlichkeit, welche ſie auch noch in unſerm Jahrhundert nach den Abſichten ihres Schöpfers ausgeübt hat. Dieſe den ganzen Staat umfaſſende Cenſur, und das damit verbundene Anſehen der Genfer Geiſtlichkeit ſind jetzo gänzlich verſchwunden*). Die Prediger können nicht einmal daran denken, ihre alte Diſciplin auszuüben, da gerade diejenigen, deren Macht ſie zur Vollſtreckung der Geſetze aufbieten müßten, am meiſten von einer ſtrengen Cenſur leiden würden, und ſie ſelbſt zum Theil vor Calvin, und ſeinen ächten Schülern nicht beſtehen könnten? Mit dieſer Cenſur haben die Geiſtlichen auch den größten Theil ihres alten Anſehens verloren. Vormals, und noch zu der Väter Zeiten, ſuchten die Hoffnungsvollſten Söhne aus den erſten Familien die geiſtlichen Würden eben ſo eifrig, als die erſten unter den weltlichen, weil jene eben ſo ehrenvoll waren, und einen eben ſo großen, oder noch größeren

der übrigen Einwohner verlangen. Geht man über dieſe Zahl hinaus, ſo werden ſolche Handwerker durch die zu große Concurrenz gezwungen, ihre Arbeiten unter ihren wahren Werth herabzuſetzen. Sie gewinnen alſo nicht genug, um ihre Familien erhalten, und die öffentlichen Laſten tragen zu können. Der verarmte Handwerker wird aus Verzweyflung liederlich, und Frauen und Kinder fallen den Armencaſſen, oder den übrigen Einwohnern zur Laſt.

*) Der ganze Zuſammenhang zeigt, daß ich nicht ſagen wollte: die Rechte, und Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen ſeyen durch ausdrückliche Verordnungen geſchmälert worden, ſondern das Anſehen der Geiſtlichen ſey nicht ſo groß mehr, und ihre Rechte würden nicht mehr mit dem Nachdruck, und der großen Wirkung, wie vormals, ausgeübt.

Einfluß auf den Staat verſchafften, als dieſe. Jetzo hingegen überlaſſen die Jünglinge aus reichen und angeſehenen Häuſern die geiſtlichen Stellen ſolchen Männern, die ſie mehr um der geringen Einkünfte, als des damit verbundenen Anſehens willen ſuchen, und die ſich nicht darum bekümmern, daß die ſtarken Geiſter nach Voltairiſcher Art einen Geiſtlichen, und eine lächerliche Perſon für einerley halten. So wie die durch Pracht und Sittenverderbniß hervorgebrachte Verminderung des Einfluſſes der Geiſtlichkeit angeſehene Männer von geiſtlichen Würden abſchreckt; eben ſo wird dieſe Entfernung angeſehener Perſonen wiederum eine Miturſache des immer zunehmenden Verfalls der Religion, und guten Sitten in Genf. Calvins unſterblicher Geiſt würde gewiß ſelbſt in den Wohnungen der Seligen von Mitleiden und Unwillen ergriffen worden ſeyn, wenn er an dem Tage, als ich in der Hauptkirche einer großen Communion beywohnte, auf die von ihm gebildete Stadt hätte herabſchauen können. Als wir in die Kirche kamen, war ſie ſchon ſo voll, daß wir uns kaum bis zu dem Ehrenſtuhl, der für Fremde beſtimmt iſt, durcharbeiten konnten. Vor uns waren die Sitze der Frauenzimmer, von welchen man unter allen Völkern bemerkt hat, daß ſie einen ſtärkern Hang zur Andacht haben, als unſer Geſchlecht, und daß ſie beſonders von heiligen gottesdienſtlichen Handlungen, und Gebräuchen ſtärker, und ſchneller gerührt werden. Alle dieſe Mädchen und Weiber, eine einzige und gerade die liebenswürdigſte ausgenommen, zeigten nicht allein gar keine Zeichen von Andacht, oder Sammlung zu einer

ſo feyerlichen Handlung, als an welcher ſie jetzo Theil nehmen wollten, ſondern betrugen ſich vielmehr, als wenn ſie vorſetzlich den Schein davon vermeiden möchten. Man lachte, und flüſterte, und beſſerte am Putz, oder rauſchte mit dem Fächer, oder rückte auf ſeinem Sitze herum, als wenn man in einer Geſellſchafft von luſtigen Brüdern oder Schweſtern geweſen wäre. Dieſer empörende Leichtſinn, und Vergeſſenheit alles deſſen, was man wenigſtens den Schwachen ſchuldig iſt, dauerte fort, als ein junger Geiſtlicher auf die Canzel trat, und wahrſcheinlich Gebete, oder Vorſchriften, die ſich auf die bevorſtehende Handlung bezogen (denn wegen des heftigen Geräuſches konnte ich nichts verſtehen) ablas. Man wurde zwar etwas beſcheidener und ruhiger, als der Prediger ſelbſt erſchien, und aus der gegenwärtigen traurigen Lage der Stadt Veranlaſſung hernahm, alle Stände und vorzüglich die Jugend zur Einigkeit und zum Gehorſam gegen die Geſetze aufzumuntern; allein an dieſer Stille, war nicht ſowohl die Andacht, als die Neugierde der Zuhörer Schuld; denn gleich nachdem die Predigt geendigt war, äußerte ſich ſogar in den letzten Augenblicken, ehe man ſich dem Tiſche des Herrn nahte, dieſelbige Ausgelaſſenheit, die mich vorher ſo ſehr empört hatte. Manche konnten ſo gar in dem Augenblicke, in welchem ſie das Abendmahl zu ſich nahmen, nicht einmal ſo viel über ſich gewinnen, daß ſich die Züge von Muthwillen und Spott, die von den vorhergegangenen Geſprächen auf ihren Geſichtern übrig waren, unterdrückt, oder in der Abſicht, kein Aergerniß zu geben, die Larve der Ernſthaf-

tigkeit vorgehängt hätten. Gewiß würde Rouſſeau, und vielleicht auch Voltaire nicht weniger, als ich, vor Unwillen entbrannt ſeyn, wenn ſie von der unnatürlichen Irreligioſität der Genferinnen, die doch auf gute Erziehung Anſpruch machen wollen, Zeugen geweſen wären.

Ein anderer Beweis von dem verminderten Anſehen der Geiſtlichkeit, und dem großen Verfall der Sitten iſt dieſer, daß in einer Stadt, in welcher vormals Ehebruch eines der größten Verbrechen, und Eheſcheidung ſo ſchwer als möglich gemacht war, der erſtere nur belacht, und die letztern ſo leicht, und häufig werden, als ſie vielleicht kaum in London und Paris ſind. Wenn ein paar Eheleute ihres Umgangs überdrüſſig ſind, oder in Verbindungen mit andern ihre Rechnung beſſer zu finden glauben, ſo verabreden ſie ſich in der Stille, und entweder der Mann, oder die Frau geht auf vier Wochen auf ein Landhaus im Franzöſiſchen, oder Berniſchen Gebiet, das man in einer halben Stunde erreichen kann *). Gleich nach der Ent-

*) Ein Vertheidiger von Genf wünſcht eine Berichtigung dieſer Nachrichten, allein er drückt ſich ſo unbeſtimmt aus, daß ich nicht weiß, was, und wie viel ich ändern ſoll. Folgendes aber meldet er mit Beſtimmtheit. Die ganze Procedur, wodurch ein paar Eheleute getrennt würden, daure wenigſtens drittehalb Monate. Der entwichene Theil werde zuerſt dreymal citirt; welches drey Wochen wegnehme. Wenn er nicht erſcheine, ſo werde er dreymal von der Canzel vorgeladen, welches nur in ſechs Wochen geſchehen könne, und endlich werde er vor das Conſiſtorium geladen, wo er la cenſure et l'excommunication empfange, und wo er eigentlich zu einem achttägigen Gefängniß, und zur confiſcation de la dot verurtheilt werden ſolle. Allein die Härte der Strafe, ſchreibt mein Correſpondent, habe eine Art von Unge-

fernung des einen Theils macht der andere eine Klage wegen boshafter Entweichung anhängig. Der Flüchtling wird viermal vorgeladen, und wenn er alsdann nicht erſcheint, ſo ſchreitet man ohne weitere Umſtände zur Eheſcheidung. Sobald die Ehe getrennt iſt, findet ſich der, oder die Entwichene wieder ein, ohne Strafe befürchten zu dürfen, und beyde Parteyen können auch ohne weiteren Anſtand wieder heirathen.

Die ehemaligen Aufwandsgeſetze gelten jetzo nicht mehr, als die alte Calviniſche Kirchenzucht, weil ſie ſich niemals lange gegen ſo viele Millionärs, als in Genf wohnen, erhalten konnten *). Die reichen Genfer bauen, und möbliren prächtige Palläſte und Landhäuſer, halten ſich koſtbare Equipagen, und noch koſtbarere Mätreſſen, und geben Diners und Soupers, wie die verſchuldeten Prinzen, und Dücs, oder Marquis in Verſailles, oder die unerſchöpflichen Generalpächter in Paris. In Genf rechnet man vier und zwanzig Familien, in welchen man beſtändig von Silber ſpeiſt, und drey bis vier hundert Häuſer, in welchen, die Teller ausgenommen, alles Tafelgeſchirr, Terrinen, Schüſſeln u. ſ. w. von demſelbigen Metall ſind. Hiebey muß man bedenken, daß Genf höchſtens fünf und zwanzig tauſend Einwohner hat.

ſtraftheit hervorgebracht, und ich muß alſo glauben, daß Reiche und Angeſehene entweder gar nicht, oder blos zum Schein, und Geringere ſelten, oder wenigſtens viel gelinder, als vormals, geſtraft werden.

*) Die neuen Aufwandsgeſetze machen einen beträchtlichen Theil des neuen Edit de pacification aus. Sie ſchränken aber den Luxus nicht ſowohl ein, als ſie ihn zu einer Quelle von Staatseinkünften machen.

So ſehr Sie alles dieſes befremden wird, ſo werden Sie ſich doch noch mehr darüber wundern, daß dieſe kleine Zahl von Menſchen, von denen kaum der ſiebente Theil von den Producten ihres Landes leben könnte, außer den übrigen Zweigen ihres Gewinns jährlich zwanzig, gewiß aber vierzehn Millionen Renten aus Frankreich zieht, und daß ſie alſo dem Franzöſiſchen Hofe zweyhundert, oder doch hundert und vierzig Millionen vorgeſtreckt hat. Nirgends ſind die Speculationen mit den Franzöſiſchen Fonds ſo weit getrieben worden, als in Genf. In dieſer Stadt ſetzt nicht bloß ein Hageſtolz auf ſeinen Kopf, um eine große Rente verzehren zu können, nicht bloß der Mann auf den Kopf ſeines Weibes, oder der Vater auf den ſeines Kindes, um das eine oder das andere zu verſorgen, ſondern ganze Geſellſchafften von reichen Leuten vereinigen ſich, und ſetzen Millionen auf zwanzig, oder dreyßig der geſundeſten Kinder in den beſten Jahren, die man von den geſchickteſten Aerzten, und Wundärzten unterſuchen läßt. So wie aber die Genfer vielleicht unter allen die Noth, oder Verblendung des Franzöſiſchen Hofes in dem Anleihen auf Leibrenten am beſten genutzt haben, ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß eben dieſe Operationen mit den Franzöſiſchen Fonds gerade durch die großen und ſchnellen Reichthümer, die ſie verſchafften, mehr als große Banquerotte geſchadet haben. Zwar iſt bisher der Fall ſelten, daß Wollüſtlinge ihr Vermögen dem rechtmäßigen Erben ganz entziehen, und es auf Leibrenten hingeben, um deſto mehr genießen zu können. Man ſieht vielmehr Leibrenten

als einen einträglichen Handel, oder als eine Art von Gewerbe an. Allein die groſsen Summen, welche ſie jährlich nach Genf ziehen, vermehren nicht nur den Stoff und Reiz zur Prachtliebe und Schwelgerey, ſondern werden auch eine Urſache, daſs man andere weniger einträgliche Gewerbe, die Anſtrengung und Genie erfordern, vernachläſſigt, und ſeine Reichthümer lieber von ſelbſt in den Franzöſiſchen Fonds arbeiten, und ſich vermehren läſst. Je mehr nun die Induſtrie abnimmt, und die Reichthümer zunehmen, deſto mehr muſs auch Luxus und Sittenverderbniſs ſteigen, und man wird bald bis zu der Maxime kommen, daſs Handel und Arbeitſamkeit ſchimpflich, und nur allein ein träger Genuſs der von fleiſsigern Vorfahren erworbenen Schätze ehrenvoll und anſtändig ſey. Wie würde es aber den trägen Millionairs, und wie der Stadt ergehen, wenn der Credit des Franzöſiſchen Hofes dereinſt einmal wieder ſenken ſollte? Meiner Meynung nach iſt es ein fürchterlicher Zuſtand, wenn das Wohl einer ganzen Stadt, oder doch der angeſehenſten Familien, von der Gnade oder dem Schickſal eines mächtigen Schuldners abhängt, den keiner zur Bezahlung zwingen kann, und der ſchon in dieſem Jahrhunderte einige male zu zahlen aufgehört hat.

Uebertriebene Prachtliebe, und daher entſtehende, oder damit verbundene Verdorbenheit der Sitten finden ſich nicht bloſs in den oberſten, ſondern auch in den niedrigſten Ständen von Genf, und man klagt auch hier, daſs die Uhrmacherey, und Indiennefabriken die Sitten des Volks verſchlimmert haben. Es

iſt etwas ſehr gewöhnliches, daß Arbeiter, oder Arbeiterinnen die Woche über jedesmal für 3 Sous ſpeiſen, und ihre Geſundheit durch ſchlechte oder kärgliche Nahrung verderben, um nur in ſechs bis ſieben prächtigen Kleidern prangen, des Sonntags in Kutſchen ausfahren, und dieſen Tag in lärmenden, und koſtbaren Freuden zubringen zu können. Die größte Cattun-Fabrik in Genf, und gewiß auch eine der größten in der ganzen Schweiz iſt die von Herrn Faſi, in welcher vor den Unruhen ſechs bis acht hundert, und als ich ſie ſah, über zwey hundert Perſonen arbeiteten. Man muß in der That ein ſo thätiger, und an immer neuen, und ſchönen Deſſeins ſo erfindungsreicher Mann, als Herr Faſi ſeyn, um in einer Stadt, wo alles ſo ungeheuer theuer, als in Genf iſt, eine ſolche Fabrik zu Stande bringen, und unterhalten zu können. Allein die Waaren, die Herr Faſi liefert, ſind von ſo vorzüglicher Güte und Schönheit, daß er ſeinen Beſtellungen kaum vorkommen kann, und weder Märkte, noch Meſſen zu beſuchen braucht. In dieſer Fabrik allein kann ein Fremder ſchon ſehen, wie weit die Eitelkeitswuth unter den arbeitenden Einwohnern in Genf geht. Wir traffen in mehrern Sälen, beſonders in dem, in welchem die Formen auf die Cattune gedruckt, oder die verſchiedenen Farben aufgetragen wurden, ſo geputzte Mädchen und Weiber an, daß man ſie in kleinern teutſchen Städten in jede Aſſemblee, oder gute Geſellſchafft hätte führen können. Auch die Putzmacherinnen, und kleine Galanteriehändlerinnen gehen ſo ſorgfältig geputzt einher, daß Fremde

kaum wiſſen, wie ſie ſich gegen ſolche Damen zu betragen haben.

Die aufgeklärteſte und unverdorbenſte Claſſe von Menſchen iſt der Mittelſtand, der nicht reich genug iſt, um ohne Arbeit ſchweigen zu können, und nicht ſo arm, daß er ſein Brod durch Handarbeit verdienen müßte. Zu dieſer Claſſe gehören die meiſten Vorſteher oder Unternehmer von Manufacturen, Fabriken und Handwerksſtätten, die meiſten Kaufleute und Commißionairs, Gelehrte u. ſ. w. Dieſer Mittelſtand iſt zu geſchäftig, als daß er ſich den Vergnügungen des Laſters ergeben, und zu aufgeklärt, als daß er in die Ausſchweifungen des Pöbels hinabſinken könnte. Eben dieſer Mittelſtand enthält faſt lauter eifrige Repräſentanten, und er würde gewiß auch dem Staate eine feſte, aber demokratiſche Regierungsform gegeben haben, wenn nicht der Ehrgeiz der Millionairs eine auswärtige Macht zu Hülfe gerufen hätte.

Unter allen Fehlern, welche man den Genfern ſchuld gibt, iſt keiner, weßwegen ſie in der übrigen Schweiz ſo ſehr verſchrien ſind, als eine faſt unglaubliche Kunſt zu ſparen, unerſättliche Begierde nach Gewinn, und die äuſſerſte, ſelbſt mit dem höchſten Reichthum und der gröſten Pracht verbundene Filzigkeit. Sogar Rouſſeau wagte es nicht, ſeine Mitbürger von dieſem Anſtrich von Judaismus zu reinigen, und man braucht auch die Lage der Genfer nur zu kennen, um bald einzuſehen, daß eben die Urſachen, welche die Juden bisher im Durchſchnitt zu Juden machten, die Genfer im Allgemeinen ihnen ähnlich machen mußten.

Ein Fremder kann ſich in Genf kaum einen Tag aufhalten, ohne von der Gierigkeit der Einwohner mehrere Proben zu erhalten. Man mag kaufen, was man will, ſelbſt Dinge, deren Preiſe allgemein bekannt, und gleichſam beſtimmt ſind, ſo wird man immer zur Hälfte überſetzt, und Reiſende werden deswegen von Genfern ſelbſt gewarnet, daß ſie nicht in eigener Perſon, ſondern durch ihre Freunde das Benöthigte einkaufen möchten. Den Perſonen, deren Dienſte man braucht, mag man geben, ſo viel man will, ſo ſind ſie doch nie befriediget. Entweder gehen ſie, wenn ſie vorher auch noch ſo geſchwätzig waren, ſtill und ohne zu danken weg, oder ſie wiſſen mit vielen Complimenten noch einen Vorwand hervor zu ſuchen, unter welchem man ihnen noch einige Cruches oder Baches (ſo nennt man hier Creutzer und Batzen) ſchenken möchte. Von der Filzigkeit der Reichen erzählten mir glaubwürdige Männer einige höchſt merkwürdige Beyſpiele. Ein vornehmer Herr aus Bern, deſſen Landgut im Pays de Vaud an das Landgut eines reichen Genfers gränzte, wurde vom letztern einſtens zu Tiſche gebeten, und mit den ausgeſuchteſten Fiſchen aus dem Genfer-See tractiret. Der Gaſt konnte ſich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit von Fiſchen wundern, und geſtand, daß ihre Seltenheit ihm oft, wenn er Freunde aus Bern bey ſich habe, viele beſchwerliche, und doch vergebliche Nachfragen verurſache. Der reiche Genfer antwortete auf dieſe Aeuſſerung, daß er immer einen Vorrath von Fiſchen in ſeinen Behältern habe, und daß

er ſich ein Vergnügen daraus mache, ſeinem lieben Nachbar ſo oft, und ſo viel er brauche, zukommen zu laſſen. Der Berner dankte für dieſes höfliche Anerbieten, verſprach aber zugleich, daß er eine auſſerordentliche Güte nie anders, als im höchſten Nothfall mißbrauchen würde. Dieſer Nothfall trat bald ein. Es kamen Beſuche aus Bern, und nun wurde der Gold- und Fiſch-reiche Nachbar erſucht, doch einen kleinen Theil ſeines Ueberfluſſes verabfolgen zu laſſen. Die Bitte wurde ohne Anſtand erfüllt, und der dankbare Herr aus Bern war eben im Begriff, dem gefälligen Nothhelfer ſeine Verbindlichkeit zu bezeugen, als er eine Rechnung erhielt, worauf ihm für ſo viele Pfunde von dieſen und jenen Fiſchen ſo und ſo viele Livres abgefordert wurden. So niederträchtig dieſes Verfahren auch war, ſo iſt es doch weniger verabſcheuungswürdig, als das, was man von einigen Millionairs erzählt, die ſich eine Herrſchaft im Pays de Vaud angekauft hatten. Man bat dieſe Millionairs bey einer von der Obrigkeit bewilligten Collecte um einen kleinen Beytrag für die Unglücklichen, die durch Brand gelitten hatten. Beyde Filze gaben aber da, wo wohlhabende, und ſelbſt Perſonen von mittelmäßigem Vermögen ganze, oder halbe Louisd'or zu ſchenken pflegen, einen einzigen neuen Thaler, und glaubten vermuthlich noch recht freygebig geweſen zu ſeyn *).

*) In der übrigen Schweiz glaubt man, daß unter den Reichen in Genf die Freygebigen nur die kleinſte Zahl ausmachen; in Genf ſelbſt aber nimmt man das Gegentheil an. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn die Reichen die Armen in ihrer Stadt ohne Verhältniß mehr unterſtützen,

Ein Reiſender, der die Eigennützigkeit der Genfer genau kannte, verſicherte mich, daß die meiſten Repräſentanten alles Tobens und aller Drohungen von Auswanderungen ungeachtet doch gerne bleiben, und ſich alles geduldig gefallen laſſen würden, wenn man ihnen nur ihre Güter, und die bisherigen Mittel ſie zu vermehren lieſſe. Wenigſtens rächen ſie ſich jetzo an ihren Ueberwindern oder Unterdrückern dadurch, daß ſie ihnen ihr Geld abnehmen, wenn ſie anders dergleichen mitgebracht haben.

Ich habe irgendwo, ich glaube in Sulzers Reiſebeſchreibung, geleſen, daß man nicht leicht in einer andern Stadt ſo viele ausgezeichnete Geſichter fände, als in Genf. Die Bemerkung iſt richtig, wenn man unter ausgezeichneten Geſichtern ſolche verſteht, die ſich von denen ihrer Nachbaren, oder auch anderer Völker merklich unterſcheiden. Denn faſt alle Genfer

als man ihnen auswärts zutraut. Wenigſtens verſichert mich ein Mann, der das vollkommenſte Zutrauen verdient, daß die Reichen groſſe Summen an die Prediger ſchicken, um ſie den Armen auszutheilen, damit die Namen der Geber verſchwiegen bleiben. Nicht weniger lobenswürdig iſt es, daß die Obrigkeit in Genf im Anfange des J. 1786. eine Caſſe errichtet hat, woraus Juwelierer, Uhrmacher und andere künſtliche Arbeiter Geld zu 4 p. C. erhalten können. In einer Zeit von vierzehn Tagen wurden von den Reichen an die 200000 Livres zu dieſem Fonds unterſchrieben. Die Nothwendigkeit einer ſolchen Caſſe ſetzt aber einen tief geſunkenen Credit der arbeitenden Einwohner von Genf voraus. Unter allen Gewerben ſoll der Buchhandel jetzo das ſchlechteſte ſeyn. Die meiſten Buchhändler ſind entweder gefallen, oder wanken. Man kauft wenig, oder gar keine Bücher mehr, ſondern alles behilft ſich mit den Cabinets litteraires, deren es ſehr viele gibt.

Digitized by Google

haben etwas Eigenthümliches, woran man ſie leicht erkennen kann. Sonſt aber haben die Genfer, und zwar von beyden Geſchlechtern, nicht nur in den beweglichen Zügen und Theilen des Geſichts, ſondern auch in dem Bau der unbeweglichen Theile ſehr vieles mit einander gemein, und dies iſt eben ſo natürlich, als daß ſie ſich ſelbſt von ihren nächſten Nachbaren unterſcheiden, indem ſie in ihrer Lebensart, Vergnügungen und Beſchäftigungen eben ſo ſehr mit einander übereinſtimmen, als ſie von den Einwohnern anderer Städte und Länder abweichen. Mir iſt keine Stadt bekannt, wo ich unter allen Ständen, Geſchlechtern und Altern ſo wenig ſchöne, und hingegen ſo viele gebrechliche und entnervt ſcheinende Perſonen gefunden hätte, als in Genf, und man könnte daher mit Recht ſagen, daß die Genfer ſich durch ihr Aeuſſeres noch mehr, als durch ihre Lebensart und Betriebſamkeit von den Bernern unterſcheiden. Die ſtarken und ſchön gebildeten Cörper, die blühende Farbe, die blauen Augen und blonden Haare, die man in Bern ſo häufig antrift, ſieht man in Genf ſelten oder gar nicht. Die vornehmen Genfer ſind im Durchſchnitt von kleiner oder mittlerer Statur, und haben einen unſichern wankenden Gang *). Zu den merkwürdigſten phyſiognomiſchen Eigenthümlichkeiten beyder Geſchlechter gehören eine blaßgelbe Farbe, ein mageres Geſicht, eine kurze und hohe Stirn, ein groſſer Mund, ſchwarze Haare, Augen, und Augenbraunen, welche

*) Es war wider alle meine Erwartung, was mir ein ſicherer Mann aus Genf ſchrieb, daß es wenige Städte gebe, wo ſo viele Alte von beyderley Geſchlecht leben, als in Genf.

beyde letztere meiſtens ſehr groß und ausdrucksvoll ſind, eine lange, ſchmale, etwas erhabene, und weit aus dem Geſichte hervorſtehende Naſe, und endlich etwas Scharfes und Spitzfindiges im Blick und Zü- gen, welche letztern Merkmale man ſeltener, als ir- gend eins der übrigen Kennzeichen in dem Geſichte ei- nes Genfers vermißt. Das gemeine Volk, oder der eigentliche Pöbel iſt, und ſieht in Genf plumper und roher, als in andern gleich groſſen Städten aus, weil er unter einer viel weniger ſtrengen Zucht ſteht, und ihm bisher von beyden Parteyen, die ſich ſo viel als möglich zu verſtärken ſuchten, geſchmeichelt wurde. So roh und häßlich aber der Genfer Pöbel iſt, ſo über- trift er doch unendlich in Rückſicht auf Geſtalt die Sa- voyarden, von denen faſt täglich viele hunderte in die Stadt kommen, um ihre Producte abzuſetzen, und das Benöthigte wieder einzukaufen. Die elenden ſchwarzen Lumpen und Kleidungsſtücke, womit ſie kaum bedeckt ſind, und die ihren ohnedas traurigen An- blick noch trauriger machen, ihre Zigeunermäßige Far- be, ihre ſchlaffe lederhafte Haut, ihre entfleiſchten Geſichter und Hände, ihre ſchwarzen ſtarken ins Ge- ſicht hängenden Haare, ihr ſtarrer dummer Blick er- innerten mich an die Beſchreibungen und Zeichnungen, die ich von den Feuerländern, Neuholländern und an- dern Halbmenſchen ſo oft mit Bedauren und Erſtau- nen geſehen und geleſen habe.

Genf iſt unſtreitig die betriebſamſte und reichſte, aber auch eben deswegen diejenige Stadt in der Schweiz, wo die Nothwendigkeiten des Lebens und alle Arbei-

ten und Dienſte, die man von andern Menſchen erkauft, am theureſten ſind. Alle Lebensmittel müſſen in Genf nothwendig theurer, als in andern Städten der Schweiz ſeyn, weil die umliegende Gegend weniger fruchtbar, die Zahl der Käufer gröſſer, und das Geld viel häufiger, und alſo geringer im Werthe iſt, als anderswo. Man muß daher ein Mittags- oder Abendeſſen, das in der übrigen Schweiz ſammt dem Weine einen Gulden, oder fünfzehn Batzen koſtet, in Genf mit zwanzig Batzen, oder einem kleinen Thaler bezahlen. In eben dieſem Verhältniſſe ſteigen auch die Forderungen von Miethlakayen, Miethkutſchern, Friſeurs u. ſ. w. Nur allein das Fuhrlohn der Genfer-Kutſcher iſt alsdann, wenn man ſie auf eine, oder mehrere Tagereiſen miethet, mit dem in der übrigen Schweiz gewöhnlichen einerley.

Bis jetzo haben wir uns noch in keiner Stadt aufgehalten, wo der Ab- und Zufluß von Fremden ſo groß, und die Geſellſchaft an der Wirthstafel ſo abwechſelnd, als in Genf geweſen wäre. Faſt in jeder Stunde des Tages gehen Reiſende ab, und kommen welche wieder an, und ſelbſt alsdann, wenn die Table d'hote nur wenig beſezt iſt, finden ſich doch gewöhnlich Menſchen aus vier bis fünf verſchiedenen Völkern beyſammen, nämlich Schweizer, Teutſche, Franzoſen, Italiäner und Engländer, welche leztere am häufigſten ihre Weiber, oder Töchter, oder Mätreſſen bey ſich haben. Wegen dieſer mannigfaltigen, und ſich ſo oft verändernden Tiſchgeſellſchaft habe ich im Gaſthofe in Genf mehr merkwürdige Menſchen geſehen, und an-

genehme Bekanntſchaften gemacht, als an irgend einem andern Orte. Zu den letztern rechne ich vorzüglich die des Sohnes eines vornehmen Engliſchen Geiſtlichen, der eben ſo lange, als wir, in Genf blieb, und viel gebildeter und vorbereiteter war, als junge Engländer zu ſeyn pflegen, welche die groſſe Tour durch Europa machen. Von ihm hörte ich unter andern intereſſanten Nachrichten, daß der Luxus in ſeinem Vaterlande, theils wegen der gröſſern Auflagen, noch mehr aber wegen der abnehmenden Handlung und Gewerbe ſich um vieles gemindert habe. Man halte nur die Hälfte von Bedienten, die man ſonſt gefüttert habe, und keiner gebe jetzo, wie vormals, Gaſtmähler, die zwey bis drey tauſend Pfund Sterling koſteten. Wie ungeheuer aber die Prachtliebe und Verſchwendung der Groſſen in England noch vor kurzem geweſen ſey, ſagte dieſer Reiſende ferner zu mir, könnte ich aus folgendem ſchlieſſen: daß ein Irländiſcher Graf bloß für den Kutſcherſitz an ſeinem Wagen fünf hundert Guineen bezahlt, und daß die vornehmen jungen Engländer die Erlaubniß, alle Morgen nach dem Spazierritt, in den Obſtbuden im Parc, welches und ſo vieles Obſt, als ſie nur wollten, eſſen zu dürfen, um 200 Guineen erkauft hätten. Uebrigens ſey es allgemein bekannt, daß man in London faſt das ganze Jahr durch die koſtbarſten ausländiſchen Früchte ziehe und feil habe: und daß die Engländer, wie in den übrigen Theilen der Gartenkunſt, alſo auch in der Kunſt ſeltene Früchte zu ziehen, alle Europäiſche Nationen überträfen.

Zu den wunderbaren Erſcheinungen, die uns an der Wirthstafel in Genf vorkamen, gehörte zuerſt ein kleiner ſchwarzrockigter Mann, mit einer großen Peruke, der ein Landpfarrer zu ſeyn ſchien, und deſſen Frau und Begleiterinn ſowohl, als ein Kind, das er bey ſich hatte, ſo ſchlecht gekleidet waren, daß ein jeder ſich wunderte, wie dieſe Perſonen ſich in unſern Gaſthof verirrt hätten. So bald aber dieſe Fremden ſich geſetzt hatten, merkte man bald, daß ſie nicht zum erſtenmale in guter Geſellſchafft ſpeiſten, und kurz nachher entdeckte ſich's, daß Monſieur le Chevalier, ſo nannte ſich der Fremde, dans les quatre parties du monde gereiſt, und ſich lange ſelbſt in Japan und Sina aufgehalten hätte. Monſieur le Chevalier war aber nichts deſtoweniger ein gemeiner Beobachter, indem er die Japaner, und vorzüglich die Sineſen, und ihre Künſte im Lobrednerton der Jeſuiten erhob. Der ſchwarze Ritter nahm jetzo Kinder in Penſion, und auch das Mädchen, das er bey ſich hatte, eine kleine geiſtreiche Schwäbin, die noch kein Wort Franzöſiſch verſtand, war ihm zur Erziehung übergeben worden.

Noch weit merkwürdiger, als dieſer Chevalier, war mir eine Piemonteſiſche Marquiſinn, die in unſerm Gaſthoſe wohnte, und gewöhnlich außer Hauſe, oder auf ihrem Zimmer ſpeiſte, aber einſtens an einem Abend ſo ſpät von einem Spazierritt zurückkam, daß ſie ſich mit ihrer Freundinn an die Wirthstafel ſetzte. Die Marquiſinn, eine junge ſchöne und blonde Dame, ging nicht bloß in gewöhnlichem Reitkleide, ſondern trug männliche Beinkleider, die von ſo dünnem Zeuge

Digitized by Google

waren, daß ſie an einer Mannsperſon höchſt unehrbar geweſen wären. Als ſie ſich niedergelaſſen hatte, nahm ſie ihren Hut ab, fing gleich mit ihren Nachbarn auf die vertraulichſte Art zu reden an, lehnte ſich über den Tiſch, muſterte nicht bloß die ganze Geſellſchafft, ſondern unterſuchte eine jede Perſon, beſonders Frauenzimmer ſo anhaltend, daß ſie ihre Augen nicht aufzuſchlagen wagten, und ließ ſich in allen unweiblichen Unverſchämtheiten weder durch Lachen, noch durch unwillige Gegenblicke irre machen. Vornehme Weiber von einer ſolchen Frechheit kannte ich bisher nur aus Schilderungen Franzöſiſcher Schriftſteller, und nie hätte ich geglaubt, daß es dergleichen auch außer Frankreich, am wenigſten aber, daß es ſolche in Italien gebe.

Lauſanne, am 4ten Sept.

Geſtern früh um ſechs Uhr fuhren wir in der Abſicht von Genf weg, um den nächſten Weg nach Yverdon zu nehmen. In Nyon hörten wir aber, daß der Großfürſt mit ſeiner Gemahlinn heute in Lauſanne ankommen würde, und wir faßten alſo gleich den Entſchluß, um dieſer durchlauchtigen Perſonen willen, die dieſen Nachmittag erwartet werden, einen kleinen Umweg über Lauſanne zu machen. Der Rückweg von Genf bis Morges gefiel uns beſſer, als der Hinweg, weil wir faſt immer Berg ab fuhren, und eben deßwegen weitere Ausſichten erhielten. In Nyon beſahen wir außer einigen andern Römiſchen Alterthümern, die angebliche Statüe Cäſars in einem alten Thurme, die ich aber ohne Bedenken für die Statüe eines Bi-

ſchoffs, oder vornehmen Geiſtlichen erklären würde. Die Platteforme, oder öffentliche Promenade auf einer Anhöhe hinter der Stadt beherrſcht eine reiche und weitläuftige Landſchafft, die wir aber nicht recht genieſſen konnten, weil die Luft bald nach Mittage noch zu ſchimmernd, und zu ſehr mit feinen Dünſten angefüllt war. Wir tröſteten uns damit, daß wir eine ähnliche und noch viel größere Ausſicht von Aubonne haben würden, welche Stadt ich wegen des berühmten Proſpects zu beſuchen mir vorgenommen hatte. Es erregt allerdings ein günſtiges Vorurtheil, wenn ein Reiſender, wie Tavernier, der faſt alle Reiche in Europa und Aſien ſechsmal geſehen, und 60000 Meilen allein zu Lande gemacht hatte, wenn dieſer geſtand, daß er, eine einzige Gegend in Armenien ausgenommen*), auf der ganzen Erde keine Ausſicht gefunden habe, die mit der von Aubonne zu vergleichen ſey, weßwegen er auch die Baronie, die jetzo dem Canton Bern gehört, an ſich kaufte. Ungeachtet der Weg nach Aubonne gar nicht beſchwerlich war, ſo liegt doch dieſe Stadt ſo hoch am Jura, daß wir wenigſtens eine Stunde von der großen Straße an fahren mußten, ehe wir ſie erreichten. Schon auf dieſem Wege hatten wir Gelegenheit uns zu überzeugen, daß man das Pays de Vaud mit Recht

*) Dieſe Gegend war in der Nachbarſchafft von Erivan und dem berühmten Kloſter les trois egliſes genannt in Armenien; ſiehe Taverniers Reiſebeſchreib. I. S. 16. 17. teutſcher Ueberſ. Umſtändlicher, als Tavernier, ſchilderte dieſe herrliche Gegend, die eigentlich ſchon in Medien liegt, Tournefort I. p. 141. 151. Man vergleiche auch Chardin I. p. 213. 214. Erivan, oder wie Chardin ſchreibt, Irivan liegt unter 41° 15′ Nördl. Breite.

wegen der vortrefflichen Ausſichten preiſe, daß man aber auch, um dieſe Ausſichten zu entdecken, nothwendig die Hauptſtraße verlaſſen, und den Jura bis zu ſolchen Höhen hinanſteigen, oder hinanfahren müſſe, als auf welcher Aubonne, und die meiſten Landſitze liegen. Erſt auf dieſem Wege entdeckten wir die unüberſehlichen Weinberge, in welchen der treffliche Vin de la côte gebaut wird, und von denen man von der Landſtraße wenig, oder gar nichts wahrnimmt. Von Aubonne aus ſtiegen wir noch faſt eine kleine halbe Stunde Berg an, bis wir in den Garten, oder auf die Terraſſe vor einem ſchönen Landſitze kamen, der, wenn ich nicht irre, einem Herrn Fiſcher von Bern gehört. Wir waren ſo glücklich, geſtern nicht nur einen heitern Tag, ſondern auch die vortheilhafteſte Tageszeit zu treffen, in welcher man allein weite Ausſichten recht genießen kann; denn es war eben ſechs Uhr, als wir vor der Campagne des Herrn Fiſchers anlangten. Hier eröffnete ſich uns auf einmal eine Landſchafft, die nicht nur alles ohne Vergleichung übertraff, was wir bis dahin geſehen hatten, ſondern auch ein Stück von einer ganz anderen Erde oder Natur zu ſeyn ſchien, ungeachtet wir die meiſten Gegenſtände, die ſich uns darboten, ſchon oft einzeln mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet hatten. Unter uns und an den beyden Ufern des Sees, die wir an der linken Seite bis Vevay, und an der andern bis nahe gegen Genf in einer Strecke von zehn bis zwölf Stunden überſehen konnten, (und auch Genf würden wir erreichet haben, wenn nicht ein dünner Herbſtnebel die äußerſten Buch=

ten des Sees bedeckt hätte,) lag eine zahlloſe Menge von Städten, Flecken, Dörfern und Palläſten, von Weinbergen, Hainen und Wäldern, von Wieſen, Gärten, und Fluren in unendlich mannigfaltigen Schattirungen, Formen, und Gruppen ausgebreitet. Dieſe Landſchafft, deren einzelne Schönheiten man im ganzen Wochen vielleicht kaum erſchöpfen, oder herausheben, und unterſcheiden könnte, wurde durch den ſchönen See begränzt, den wir nie ſo ruhig, und faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung, wie jetzo, geſehen hatten. Das entgegengeſetzte Savoyiſche Ufer mit ſeinen Städten, Dörfern, und Felſen erſchien uns viel näher, und deutlicher als ſonſt, und hinter den Felſen erhob ſich der majeſtätiſche Mont Blanc mit vielen andern gewaltigen Schneebergen, die wir faſt bis an ihre Füße herab mit den Augen meſſen konnten. Der Mont Blanc ſchimmerte ſo prächtig, als ich jemals Schneeberge geſehen hatte, in den roſenfarbenen Strahlen der Abendſonne; ſeine Nachbaren glänzten weniger, allein ſie zeigten dagegen andere furchtbare Schönheiten, welche durch das helle Sonnenlicht nicht wenig gehoben, und herbey gezogen wurden. Einige von ihnen waren ſo ſteil, daß an ihren ſenkrechten Wänden kein Schnee haften, und ſich nur an ihren mittlern Höhen kleine ſchmuzig gelbe Gletſcher halten konnten. Andere waren zwar auf ihren oberſten etwas flachen Spitzen mit Schnee bedeckt; allein nicht weit von dieſen Spitzen waren ſie auf einmal bis zu ſolchen unermeßlichen Tiefen abgeſchnitten, daß man über dieſen Abgründen kaum mit einem ſchüchternen Blick zu ſchweben wagte.

Der Mont Blanc und die übrigen Berge, behielten über eine Stunde nach dem Untergange der Sonne, und lange nachdem der roſenfarbene Glanz verſchwunden war, einen weißlichen Schimmer, den man durch die Finſterniß der Nacht ſehr deutlich wahrnehmen, und woran man ihre Häupter von dem dunkeln Firmament unterſcheiden konnte: eine Erſcheinung, die ich ſonſt noch niemals beobachtet hatte. Wir kamen erſt um halb neun Uhr in Morges an, und fanden à la Couronne ſo gute Zimmer, Betten und Tiſch, als wir außer Lauſanne und Bex in der Franzöſiſchen Schweiz nicht angetroffen hatten.

Die fruchtbare Gegend zwiſchen Morges und Lauſanne gefiel uns das zweyte mal weniger, als das erſte mal, nicht nur weil unſere Phantaſie ſich noch mit der geſtrigen Ausſicht beſchäfftigte, ſondern weil man von Morges bis Lauſanne faſt immer Berg an fährt, und alſo eingeſchränktere Ausſichten hat, als wenn man von Lauſanne nach Morges reiſt. Die beſcheidenen Landſitze der Lauſanner hingegen ſahe ich jetzo mit größerm Vergnügen, da ich ſie mit den prächtigern Palläſten der Genfer vergleichen konnte. Die fruchtbaren mit Obſtbäumen beſetzten Wieſen, und die reichen Weinberge, zwiſchen welchen jene liegen, und die meiſtens mit lebendigen Hecken eingefaßt ſind, machten auf mich einen angenehmern Eindruck, als die Palläſte, und unfruchtbaren Gärten der Genfer, die faſt alle mit unerſteiglichen Cloſterartigen Mauren eingeſchloſſen, und gegen den Mitgenuß, und die Augen anderer Menſchen verwahrt ſind.

Yverdon, am 5ten Sept.

Der Großfürſt und ſeine Gemahlinn, die von ihrer Schweſter und deren Gemahl begleitet wurden, kamen geſtern Abends erſt gegen acht Uhr an, und traten in eben dem Gaſthofe ab, in welchem ich die erſten male, und auch jetzo wieder wohnte. Bey der Ankunft der Durchlauchtigen Reiſenden gaben die Einwohner von Lauſanne ein Beyſpiel von Beſcheidenheit, dergleichen ich noch niemals erlebt habe. Denn, ungeachtet Vornehme und Geringe faſt den ganzen Nachmittag mit Ungeduld gewartet hatten, und weder an dem Eingange des Gaſthofes, noch vor den Zimmern Wachen ſtanden; (denn es liegen in Lauſanne ſo wenig, als in den übrigen Städten der Schweiz, Genf, Baſel, Zürch und Bern ausgenommen, Stadtwachen;) ſo wurde doch weder der Eingang des Hauſes beengt, noch die Treppen und Vorzimmer mit Menſchen angefüllt, welches in Teutſchland, und andern Städten der Schweiz auch bey verdoppelten Wachen nicht unterblieben iſt. Es kamen freylich einzelne Herren und Damen, nachdem die Ruſſiſchen Herrſchafften ausgeſtiegen waren, entweder um ihnen aufwarten, oder um ſie zu ſehen; allein beyde waren viel weniger zudringlich und läſtig, als ich in ähnlichen Fällen geſehen habe. Wir ſahen den Großfürſten, und die Großfürſtinn nicht nur geſtern Abends, ſondern auch dieſen Morgen, da ſie in einem offenen Wagen nach Aubonne fuhren. Gleich nach ihrer Abreiſe machten wir uns auch auf den Weg nach Yverdon, der bis nach Tſcherlitz oder Echalens faſt immer Berg an geht, und bis eine halbe Stunde

Digitized by Google

vor Yverdon ungemacht iſt, weil die Vogteyen, durch welche er läuft, nicht Bern allein, ſondern dieſem Canton gemeinſchafftlich mit dem Canton Freyburg gehören, und der erſtere alſo keine koſtbare Unternehmungen ohne Einwilligung des letztern anfangen und ausführen kann. Der Boden zwiſchen Lauſanne und Yverdon ſcheint eben ſo unfruchtbar, als die Gegenden traurig, beſonders denen ſind, welche mehrere Wochen in der Nachbarſchafft des Genfer-Sees zugebracht, und Aubonne und Lauſanne erſt kürzlich verlaſſen haben. Die Dörfer ſind nur ſelten, und noch unreinlicher und armſeliger, als in dem Theile der Franzöſiſchen Schweiz, aus welchem wir herkamen. Auf der ganzen Reiſe fanden wir nichts merkwürdiges, als das romantiſche Bergſchloß St. Barthelemi, das dem Grafen d'Afry aus Freyburg gehört, und dann ein Monument, welches nicht nur das einzige, ſondern auch das erſte in ſeiner Art iſt, welches jemals iſt errichtet worden. Nicht weit vor Tſcherlitz nämlich ſteht an der rechten Seite der Straße ein prächtiger marmorner Obelisk, der etwa fünf und zwanzig bis dreyßig Schuh hoch ſeyn mag. Ein ſolches Denkmal mußte nothwendig an einem Orte, wo man kein Grabmal erwarten konnte, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, und wie groß war daher nicht unſer Erſtaunen, als wir auf den vier Seiten dieſer eben ſo edlen, als einfachen Säule in vier Sprachen, der Teutſchen, Lateiniſchen, Engliſchen, und Franzöſiſchen, die Worte fanden: **Alle Völker lobet den Herrn.** Außer dieſen Worten ſieht man an der ganzen Pyramide nichts, als das Familien-

Wappen ihres Errichters, des eben genannten Comte d'Afry, der, wenn ich nicht irre, Marechal de Camp in Franzöſiſchen Dienſten iſt. Der Platz, auf welchem die Säule ſteht, iſt rund herum in der Entfernung von mehrern Schuhen als eine heilige Stätte mit Ketten eingeſchloſſen, die wiederum an kleinere Obeliſken, oder Säulen von Granit befeſtiget ſind. Wir wurden von dieſem der Gottheit geweihten Denkmal eben ſo ſehr gerührt, als überraſcht: gerührt, wenn wir bedachten, daß ſein Stifter nicht nur ein vornehmer Mann, ſondern auch ein Franzöſiſcher Officier, und noch dazu aus einem Lande ſey, deſſen Einwohner in der ganzen Schweiz wegen ihrer übertriebenen Frömmeley, und Möncherey berüchtigt ſind: überraſcht, weil der Gedanke uns eben ſo neu war, als er uns natürlich ſchien, ſo bald wir ihn ausgeführt ſahen. Denn, iſt es nicht in der That zu verwundern, daß bisher noch niemand auf den Einfall kam, dem einzigen wahren Gott irgend ein Denkmal zur Erweckung ächter Andacht zu errichten, da man ſo vielen verdächtigen, oder doch immer ſterblichen, und gebrechlichen Heiligen unzählige Capellen, und andere Monumente errichtet hat? Ich bedauerte nichts mehr, als daß ein Werk, welches mich mehr von der Erde erhob, als alle die Predigten, die ich zwiſchen Lauſanne und Yverdon hätte hören können, nicht an einer mehr beſuchten Straße aufgeführt worden ſey.

Wir kamen hier noch vor vier Uhr, alſo gerade um die Zeit an, als an dem groſſen Buß- und Bettage der Gottesdienſt geendigt war, und alle Familien zu

Tiſche giengen. Dies iſt der Grund, warum wir unſere Empfehlungsſchreiben an die Herren Felice und Bertrand, deren Namen auch in Teutſchland berühmt ſind, nicht übergaben, weil wir dieſe Herren und ihre Familien zur Unzeit überfallen hätten. Wir brachten daher den Reſt des Tages damit zu, die Stadt ſowohl, als die umliegenden Gegenden zu beſehen. Die erſtere fanden wir viel ſchöner, als die letztern. Yverdon beſteht außer einer niedlichen Vorſtadt, die ſehr viel Aehnlichkeit mit Nidau hat, aber noch neuer und beſſer bebaut iſt, aus drey faſt geraden und geräumigen Straßen, die gegen das nach Neufchatel hingekehrte Thor zuſammenlaufen. Die Häuſer ſind nicht prächtig, aber regelmäßig, und ähnlich, aber nicht gleich, oder durchaus einförmig. Die große Allee von Caſtanienbäumen würde viel ſchöner ſeyn, wenn man nicht an der rechten Seite auf die alte Stadtmauer, und links auf eine ſumpfigte, mit unfruchtbarem Schilfe oder Binſen bewachſene Wieſe ſähe, die dem Anſehen und der Sage nach ein Geſchenk des zurückgetretenen Sees iſt, von welchem ſie noch oft überſchwemmt, und mit ſtinkenden Pfützen angefüllt wird. Eben dieſe Wieſe wird die Lage der Stadt nicht nur verſchönern, ſondern auch geſunder machen, wenn ſie dereinſt mehr wird erhöht, und gänzlich ausgetrocknet, und die darauf gepflanzten Bäume ihr gehöriges Alter erreichen werden. Von der groſſen Promenade läuft eine andere Allee von prächtigen Pappeln nach dem See zu; allein dieſe wird ſo wenig beſucht, daß ſie mit hohem Graſe bewachſen war. Der Neuenburger=

See machte hier bey ſeinem Anfange viel weniger Eindruck, als er das erſtemal an ſeinem Ende, wo die Zihl aus ihm heraus fließt, auf uns gemacht hatte. Man entdekt an ſeinen beyden Ufern, ſo weit man ſie überſehen kann, weder reiche Fluren, noch Weinberge, oder ſchöne Landhäuſer, und merkwürdige Oerter, die Stadt Grandſon mit ihrem Schloſſe ausgenommen. Ueberhaupt zeigen ſich um Yverdon herum eben ſo viele Zeichen einer kargen Natur, und viel weniger Spuren einer verſchönernden Kunſt, als um Genf: doch hat die erſtere Stadt darinn einen großen Vortheil über die leztere, daß ſie auſſer den beyden angeführten Spatziergängen mit viel mehr ſchattenreichen Gängen und Wegen umgeben iſt. In Yverdon wohnen einige ſehr reiche Familien, unter welchen vielleicht nur Herr Felice allein durch ſeinen unternehmenden Geiſt in der Stadt ſelbſt, die übrigen aber in Surinam, oder doch auſſer der Schweiz ihr Glük gemacht haben. Wenn man die Lage der Stadt und der umliegenden Gegenden kennt, ſo erwartet man keinen ſehr beträchtlichen Handel; doch rüſtet man von Zeit zu Zeit bedekte Barken nach Holland aus, die über den Neuenburger- und Bieler-See in die Zihl, und aus dieſer in die Aar, und den Rhein fahren.

Nidau, am 9ten Sept.

Geſtern Abends kamen wir wieder glüklich bey unſern lieben Nidauiſchen Freunden mit den Gedanken an, daß wir nun nicht eher wieder, als nach Baſel und Teutſchland aufbrechen werden. Weil wir aber

hörten, daß man dem Großfürſten und dem Herzoge von Glocceſter zu Ehren einen groſſen Bal in Bern geben werde, ſo haben wir uns vorgenommen, ſchon morgen früh wieder nach Bern zu reiſen, indem wir hoffen können, daß wir bey dieſer Gelegenheit alles, was in dieſer Stadt ſchön und merkwürdig iſt, beyſammen ſehen werden. Meine kurze Ruhezeit weiß ich nicht angenehmer anzuwenden, als daß ich Ihnen den Reſt meiner Reiſe durch die Franzöſiſche Schweiz beſchreibe.

Wir fuhren am 6ten Sept. an dem heiterſten Frühlingsmorgen von Yverdon ab. Die Strecke zwiſchen dieſer Stadt und Grandſon, die nur eine halbe Stunde davon entfernt iſt, ſcheint den Fleiß ihrer Bebauer nur ſehr mäßig zu belohnen; der Jura aber, den man vor ſich hat, bietet mancherley anziehende Schauſpiele dar. Am mahleriſchſten zeigten ſich die gelben abgemähten Felder, die man in gewaltigen Höhen wahrnahm, und denn die einzelnen zerſtreuten Häuſer, ſowohl an den Seiten, als faſt auf dem Rücken des Berges, die in der Ferne wie kleine weiße Puncte erſchienen. Grandſon iſt ein dünn bevölkerter, ſchlecht bebauter, und ſchmutziger Ort, wie alle übrige Städte und Flecken, die zwiſchen Lauſanne und Neufchatel liegen. Das Schloß von Grandſon iſt noch in eben dem Zuſtande, in welchem es von Carl von Burgund belagert und eingenommen wurde. Es iſt kaum begreiflich, wie dieſer Fürſt das kleine Schloß mit den vier bis fünfhundert Canonen, die er bey ſich hatte, nicht gleich im erſten Anlaufe einnahm, ohne verrä-

theriſche oder doch unerlaubte Künſte brauchen zu dürfen. So bald wir auſſer der Stadt waren, ſtieg ich aus dem Wagen, und ſuchte das Schlachtfeld, wo Carl der Kühne 1476. die erſte zwar nicht ſehr blutige, aber deſto ſchimpflichere Niederlage litt. Ich konnte aber in der Strecke von einer guten halben Stunde Weges durchaus keinen Platz finden, wo zwey Heere ſich nur hätten lagern, geſchweige bewegen und fechten können; denn der ſteile Jura rückt hier ſo nahe an den See hinan, daß kaum für eine ſchmale Landſtraße Raum genug übrig bleibt. Auch war das feſte und vermuthlich unüberwindliche Lager der Burgunder auf dem Gefilde, das ſich eine halbe Stunde von der Stadt nach Vaumarcus hin ausbreitet, und allem Anſehen nach würde Carl diesmal nicht überwunden worden ſeyn, wenn er nicht wider den Rath aller verſtändigen Krieger den Schweizern in dem engen Wege nach Grandſon zu entgegengerückt wäre. In dieſem engen Wege, der ein Heer von hundert tauſend einem Häuflein von tauſend gleich macht, wurde die erſte Burgundiſche Schlachtordnung von dem Vortrupp der Schweizer, der aus fünfzehnhundert Mann beſtand, angegriffen, und übern Haufen geworfen. Die Flüchtlinge ſtürzten ſich voll Schreckens auf ihre nachrückenden Brüder: alles gerieth in Unordnung; und nun ſuchten nicht bloß Gemeine, ſondern auch eine ganze Schaar von Fürſten, die um Carls Tochter und deren reiche Erbſchaft buhlten, ſich mit der Flucht zu retten. Die Schlacht bey Grandſon iſt viel weniger merkwürdig durch den Verluſt, den Carl der Küh-

ne litt, als durch die unermeßliche Beute, welche die Schweizer machten, und die ſchrecklichen Einflüſſe, welche dieſe Beute auf die Sitten der Sieger hatte. Faſt von dem Tage dieſes Sieges an hörten die Schweizer auf, das einfältige, harte, genau verbundene, den Geſetzen und der Obrigkeit gehorchende, und für Freyheit und Vaterland ſtreitende Volk zu ſeyn, das ſie bisher geweſen waren. So bald ſie die Süßigkeit der Burgundiſchen Beute gekoſtet hatten, verlieſſen ſie Vaterland, Weib und Kinder, Felder und Alpen, um fremden Herren zu dienen, und ſich vom fremden Raube zu nähren. Sie verachteten die Stimme der Geſetze und ihrer Obern, die ſie von dem verderblichen Reislaufen zurückhalten wollten, verkauften ihre Stimmen im Rath, und ihren Arm im Felde, und verfielen in innere Zwiſtigkeiten, die beynahe in bürgerliche Kriege ausgebrochen wären.

Die Gegend zwiſchen Grandſon und Conciſe, einem kleinen niedlichen Berniſchen Dorfe, iſt ſo ſchön, als ich keine zwiſchen Lauſanne und Genf nahe am See gefunden habe. Man fährt nicht, wie zwiſchen den beyden eben genannten Städten an dem niedrigen Ufer des Sees, ſondern auf einem hohen und breiten Fuſſe des Jura, wo man nach allen Seiten hin eine freye Ausſicht hat. An der rechten Hand hatten wir entweder Weinberge, oder mit Obſtbäumen beſetzte Wieſen oder Fruchtfelder, die ſich nach dem See hinab ſenkten, und dann den prächtigen, ſich immer erweiternden See, der in der Mitte, wo er von der Sonne erleuchtet wurde, einem Feuermeere ähnlich

Digitized by Google

ſah, und an den beyden Seiten das Bild des heitern blauen Himmels zurückwarf. An der linken Hand ſahen wir dieſelbige Miſchung von Feldern, Wieſen, und Aeckern nur in gröſſern Maſſen, durch Häuſer und Dörfer erhöht, und mit dem nirgends ganz wilden Jura begränzt. Wir langten noch vor Mittage bey dem Schloſſe Vaumarcus an, wohin wir von dem jetzigen Beſitzer, Baron von Büren, ernanntem Landvogt von Nidau, eingeladen worden waren. Dies Schloß ligt auf einer beträchtlichen Anhöhe des Jura, und vereinigt das Ehrwürdige eines alten Ritterſitzes mit allen Bequemlichkeiten, welche die neuere Baukunſt erfunden hat. Ich glaube kaum, daß es aus irgend einem andern Schloſſe oder Dorfe an den gleich fruchtbaren und romantiſchen Ufern des Neuenburgerſees eine weitere und prächtigere Ausſicht gibt, als von Vaumarcus, wo man nicht nur beyde Ufer des Sees, ſondern auch eine unermeßliche Landſchaft und Gebürgkette jenſeits des Sees beherrſcht. Hiezu kommt noch, daß dieſe Herrſchaft mit den ſchönſten Weinbergen, bedeckten Gängen und Gärten umgeben iſt, in welchen letztern die Bäume von dem ſchmackhafteſten Obſte, das in dieſem Jahre faſt in ganz Europa äußerſt ſelten iſt, brechen wollten. Alle dieſe Vorzüge und Verſchönerungen hat die Baronie dem Geſchmack und der unermüdlichen Thätigkeit ſeines jetzigen Beſitzers zu danken, der ſich, ungeachtet er viele Jahre in Holland diente, doch in kurzer Zeit der ländlichen Haushaltungskunſt in ihrem ganzen Umfange bemeiſtert hat. Wir waren ſo glüklich, auf Vaumarcus eine ausgeſuchte

Geſellſchaft, und in dieſer auch Herrn Vernes aus Genf zu finden, den man mit den übrigen Chefs der Repräſentanten vorläufig verwieſen hat, und welchen ich in Neufchatel zu beſuchen die Abſicht hatte. Man hält Herrn Vernes für einen der erſten geiſtlichen Redner der Franzoſen, und eben dieſes Lob beſtätigten auch diejenigen, die ihn vor kurzem in dieſen Gegenden predigen gehört hatten. Ungeachtet er ein Geiſtlicher, und ein Mann von ohngefähr ſechzig Jahren iſt, ſo iſt er doch ſo lebhaft in Geſellſchaften, und beſonders ſo galant, und aufmerkſam gegen Frauenzimmer, daß ich ihn eher für einen Pariſiſchen Abbé, als für einen Genfer-Prediger gehalten hätte. Er redete vortreflich über die Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt, und hielt, wie ich zum voraus vermuthete, die unblutige Uebergabe von Genf für das einzige Mittel, die Bürgerſchaft von einem gänzlichen Untergange zu erretten.

Der Weg von Vaumarcus nach Neufchatel iſt anfangs ſchlecht, und die Ausſicht wegen der Nähe des Jura eingeſchränkt; allein bald nachher zieht ſich der Berg zurück, und es entſteht zwiſchen ihm, und dem See ein ſo herrlicher Vorgrund, als man nahe am Genfer-See vergeblich ſuchen würde. Die Straße läuft eine Zeitlang über den Rücken eines Hügels, von welchem man an beiden Seiten in herrlich bebaute, und mit Dörfern angefüllte Thäler hinabſieht: nur wird hin und wieder die Ausſicht auf dem See durch aufgeworfene Anhöhen verſchloſſen. Wir kamen erſt gegen neun Uhr in Neufchatel an, und fanden an der Wirthstafel, außer einigen Fremden, die wir ſchon

anderswo geſehen hatten, den Franzöſiſchen Grafen — —, der einige vortreffliche Sachen geſchrieben, aber wegen der Entführung eines vornehmen Frauenzimmers lange in Vincennes geſeſſen hat. In meinem Leben habe ich keinen Franzoſen gefunden, der ſeine Mutterſprache ſo ſchön, und mit einer ſo unglaublichen Fertigkeit geredet, und die Schweiz ſo genau gekannt hätte, als dieſer.

Weil wir an dem folgenden Tage eine eben ſo ſchöne Witterung hoffen konnten, als wir die letzten Tage gehabt hatten, ſo entſchloſſen wir uns, am nächſten Morgen früh ins Val de Travers zu reiſen. Der Weg dahin iſt faſt eine ganze Stunde derſelbige mit dem, welchen wir nach Locle genommen hatten. Nachdem er ſich aber von dem letzteren getrennt hat, geht er eine Zeitlang auf einer unfruchtbaren Bergfläche fort, wo man rechts noch Reben und Kornfelder, und links eine unbegränzte Ausſicht auf alle die Thäler, Städte und Dörfer hat, durch welche wir den Tag vorher gekommen waren. Von dieſer Ebene kommt man in einen großen Tannenwald, durch welchen noch immer der See durchſchimmert, und aus dieſem Walde fährt man in das enge Bergthal ein, welches in das eigentliche Val de Travers führt. In dieſem Thale iſt man zwiſchen zwoen hohen Ketten des Jura eingeſchloſſen, unter welchen die rechte viel kahler und abgeſchnittener, als die linke iſt. Der ſchön gemachte Weg läuft immer an dem rechten Berg-Arme fort, der meiſtens aus dünnen Lagen von Schiefern beſteht, und an einer Stelle um des Weges willen bis zu ei-

ner Höhe von mehrern hundert Schuhen ſenkrecht abgeſchnitten iſt. An der linken Seite des Weges iſt ein fürchterlich tiefer Grund, der von der Reuze durchſtrömt, und wegen ſeiner Tieffe oft vom Wege ſo bedekt wird, daß man ihn aus dem Wagen nicht ſehen kann. Sowohl in dieſem Grunde, als an dem Abhange der linken waldigten Bergkette finden ſich viele einzelne Wohnungen, welche dieſe ſonſt einſame und düſtere Gegend beleben. Einige Stunden vor Couvet erweitert ſich das Thal, und man ſieht an beyden Ufern der Reuze, die hier ſanft und ruhig fließt, ſchöne Wieſen und Felder, die ſich bis an die Füſſe der Gebürge hinziehen. Wie hoch dieſes Thal liege, können Sie daraus abnehmen, daß man jetzo erſt Gerſte und andere Getraidearten erndtete. Gegen Couvet hin wird das Thal wieder enge, und weniger anmuthig; noch mehr verliert es gegen Moitiers Travers, wo wir Rouſſeau's ehemalige Wohnung beſahen, am meiſten aber in der Nachbarſchaft von Fleurier, Boveresse, und andern kleinern Orten, die gegen das Ende des ganzen Thals liegen, und mit ſchlechten ſumpfigten Wieſen umgeben ſind. Man beſchuldigt die Einwohner des Val de Travers, daß ſie über ihren künſtlichen Arbeiten ihre Wieſen und Felder vernachläßigen, daß ſie keine Bäume und Wälder anpflanzen, und keine Canäle ziehen, um ihre Wieſen entweder zu wäſſern, oder auszutroknen. Couvet iſt viel ſchöner bebaut, als Moitiers, und die übrigen Dörfer. Es finden ſich hier, wie in Locle und la Chaux de Fonds, viele Hunderte von Uhrmachern, Spitzen-

wirkerinnen, und andern künſtlichen Arbeitern: allein jetzo gibt es hier keinen Erfinder, der den Droz gleichkäme. Man hält die Luft in Couvet für die geſundeſte in der ganzen Schweiz, und es wohnten auch in dem Gaſthofe, wo wir abtraten, einige kränkliche Perſonen, die um der Luft willen herauf gereißt waren. Ich zweifle aber, ob ſie beſſer oder nur ſo gut, als in andern hohen Bergthälern des Jura ſey, weil verſchiedene der benachbarten Gegenden ſumpfigt ſind. Die kühnen Mühlen, die über einem fürchterlichen Abgrunde mit eiſernen Krampen in zween Felſen beveſtigt ſind, zwiſchen welchen ſich ein gewaltiger Bach herabſtürzt, konnten wir wegen der entſetzlichen Hitze nicht beſehen, weil wir über anderthalb Stunden hätten ſteigen müſſen. Es reut mich zwar nicht, daß ich das Val de Travers beſucht habe; allein, wenn Sie meine Beſchreibung deſſelben mit der von Locle, und la Chaux de Fonds vergleichen wollen, ſo werden Sie bald merken, daß die beyden erſten Oerter mir weniger, als der Geburtsort von den beyden Droz gefallen haben. Auch auf dieſer Reiſe fanden wir, daß die Reinlichkeit immer mit der höhern Lage der Oerter zunahm, welches uns um deſto mehr auffiel, da wir den Tag vorher in den Städten und Flecken zwiſchen Yverdon und Neufchatel, Ackergeräth, Holz und Dünger unordentlich vor den Häuſern, und an der Straße durch einander geworfen geſehen hatten.

Geſtern Morgen beſuchte ich Herrn Vernes, und unterhielt mich mit ihm über die letzten Unfälle, und über die gegenwärtige Lage ſeiner Vaterſtadt. Uner-

Digitized by Google

achtet er nicht zurückhaltend war, ſo ſchien er mir doch viel vorſichtiger in ſeinen Urtheilen, und viel billiger gegen Bern, als die übrigen Repräſentanten, die ich hatte kennen lernen. Als ich von Herrn Bernes zu-zurückkam, gieng ich an dem Hafen ſpatzieren, und ſetzte mich enie Zeitlang auf die ſteinerne Mauer, oder das Bollwerk, welches man gegen den See aufgeführt hat; um mir die ganze Gegend noch einmal recht tief einzuprägen. Ich beſinne mich nicht, daß ich mich auf meiner ganzen Reiſe in einer Lage gefunden hätte, wo ich von allen mich umgebenden Gegenſtänden ſo ſehr zu Empfindungen der Andacht, und zur Erforſchung meiner ſelbſt eingeladen worden wäre. Ungeachtet ich an dem Hafen, und dem Hauptſpatziergange einer volkreichen und handelnden Stadt ſaß, ſo ſah ich doch nirgends einen Menſchen, der mich hätte zerſtreuen können. Ich hörte dagegen ſowohl aus der Stadt, als aus entferntern Oertern am See das Geläute von Glocken, und das Singen in den Kirchen, das mir niemals rührender und feyerlicher war. Vor mir erblikte ich den ruhigen See, der in langſamen und regelmäßigen Folgen kleine Wellen warf, und nur ſelten eine etwas gröſſere Woge erhob, die dann einige Zolle weiter, als die übrigen, über die glatten Kieſel hinrollte.

Wir verlieſſen Neufchatel gleich nach Tiſche, nahmen aber einen andern Weg nach Nidau, als durch welchen wir das erſtemal gekommen waren. Wir fuhren nämlich an dem Ufer des Bieler-Sees fort, wo man meiſtens eine freye Ausſicht auf den See und

das mahleriſche nördliche Ufer hat. Auf dieſem Wege zeigt ſich das Schloß Erlach, welches Aberli herrlich gezeichnet hat, in der Ferne am ſchönſten, und in dem Hafen der Stadt Erlach hat man einen der beſten Proſpecte auf alle die Städte und Flecken, welche an dem entgegengeſetzten Ufer hergebaut ſind. So bald man in das Berniſche Gebiet kömmt, findet man nicht bloß Sprache, Bauart und Trachten anders, ſondern man bemerkt auch gleich, um wie vieles der Teutſche Schweizer ordentlicher, und reinlicher in ſeiner Haushaltung iſt, als der Franzöſiſche. Die ganze Reiſe von Genf bis Nidau machte ich mit einem Genfer-Kutſcher, den ich anfangs nur bis Yverdon bedungen hatte. Ich bezahlte ihm nicht bloß für die ſechs Tage, während welcher er mich gefahren hatte, ſondern auch für die drey Tage, die er brauchte, um wieder nach Genf zurück zu kommen.

Ich glaube meinen Brief nicht ohne Noth zu verlängern, wenn ich meinen bisherigen Nachrichten über die Franzöſiſche Schweiz noch einige Bemerkungen über die Geſinnungen anhänge, welche man in dieſen Gegenden über unſere Nation und Litteratur hegt.

In der Franzöſiſchen Schweiz, die den Bernern gehört, ſind viele Perſonen, die das Teutſche, wenn es geſprochen wird, verſtehen, und auch zur Noth etwas gebrochenes Teutſch reden können; allein ſehr wenige, die teutſche Schriften zu leſen im Stande ſind. Dergleichen Neugierige ſind in Genf noch ſeltener, und ich glaube daher, daß unſere beſten Schriftſteller, und der Zuſtand unſerer Wiſſenſchaften, und hohen Schu-

Digitized by Google

len in England und Paris bekannter, als in der Franzöſiſchen Schweiz ſind. Ungeachtet aber die Franzöſiſchen Schweizer, und der gröſte Theil der Franzoſen für uns Teutſche keine empfundene, oder auf richtige Kenntniß unſers Werths gegründete Hochachtung haben können, ſo iſt doch die eſtime ſur parole, welche ſie für die Teutſchen haben, auſſerordentlich groß. Die Urſachen dieſer guten Meynung, welche man jetzo in Frankreich, und dem Pays de Vaud von den Teutſchen gefaßt hat, ſind vorzüglich die großen Thaten des Königs von Preuſſen, die von ihm vervollkommnete und von andern Teutſchen Fürſten nachgeahmte Kriegskunſt, die auffallenden Verbeſſerungen, welche der Römiſche Kaiſer, und die in Teutſchland geborne Rußiſche Kaiſerinn in ihren Reichen gemacht haben, und noch immer fortſetzen, die unnachahmlichen Werke unſerer Mahler, Tonkünſtler und Kupferſtecher, die ſich in den gröſten Hauptſtädten Europens niedergelaſſen haben, und endlich die allgemein anerkannten Verdienſte unſerer Aerzte, Chymiker und Mineralogen, deren Erfindungen und Beobachtungen von allen Ausländern genutzt, oder doch geprieſen werden. Auch diejenigen Franzoſen aber, die den Teutſchen eben ſo viel Genie, und noch mehr Fleiß und Wiſſenſchaft, als ihrer eigenen Nation zugeſtehen, auch dieſe verbinden doch gemeiniglich mit der Idee eines Teutſchen Nebenbegriffe von Ungeſchliffenheit, oder tölpiſchem Weſen. Man erzählt noch immer Beyſpiele von Teutſcher Blödigkeit oder Stumpfſinn, von welchen der Himmel weiß, in welchem Zeitalter ſie

Digitized by Google

vorgefallen, oder zuerſt auf unſere Rechnung erdichtet worden ſind. Selbſt in meiner und mehrerer Teutſchen Gegenwart ſagte ein Profeſſor in Lauſanne, der mich zwar nicht kannte, aber nichts deſto weniger in Teutſchland für einen ungezogenen, oder doch unvorſichtigen Mann gehalten werden wäre, von einem Ruſſiſchen Courier, der auf die Fragen: wann der Großfürſt oder die Großfürſtinn ankommen würden, entweder gar nicht, oder nicht befriedigend antwortete: daß der Mann ſeinen Manieren nach nothwendig ein Teutſcher ſeyn müſſe. Da ich auf meiner letzten Reiſe ſo oft Veranlaſſung gehabt habe, Vergleichungen zwiſchen den Teutſchen, und andern Nationen anzuſtellen; ſo will ich Ihnen kürzlich die Reſultate dieſer Vergleichungen auch in der Abſicht mittheilen, damit ſie ſich nicht ganz wieder aus meinem Gedächtniſſe verlieren.

Die Teutſchen waren von jeher eins der edelſten Völker, und wurden auch immer dafür anerkannt, und jetzo ſind ſie unſtreitig das mächtigſte unter allen Völkern, das, wenn es, wie die Römer, ſeine Kräfte zum Verderben von andern vereinigen wollte, die ganze Erde überwältigen könnte. Die Teutſchen ſind unter den großen Nationen, die einzigen, die niemals ganz überwunden, noch vielweniger von andern beherrſcht wurden, und eben deßwegen haben auch ſie allein ihre alte Sprache unverdorben, und unvermiſcht erhalten. Sie ſind aber nicht bloß das einzige unüberwundene Volk, ſondern auch dasjenige, welches alle Erdbeherrſchende Völker unterjocht, oder doch in den entſcheidendſten Schlachten beſiegt hat. Germaniſche Völker

unterwarfen ſich Italien, Gallien, Britannien, Hiſpanien und Africa, und ließen ſich als Eroberer in dieſen Ländern nieder; die großen Siege, die ſie über Tartarn, Saracenen und Türken erfochten haben, will ich nicht einmal erwähnen. Kein anderes Volk hat ſo viele große Erfinder, nicht nur in den Wiſſenſchafften, ſondern auch in allen Künſten, Handwerkern, und Handthierungen hervorgebracht, als das unſerige, und nur in unſerm Vaterlande ſind alle die großen Erfindungen und Verbeſſerungen gemacht worden, die ganz Europa, und dem größten Theile der übrigen Erde eine andere Geſtalt, und den neuern Völkern ein ſo entſchiedenes Uebergewicht über die aufgeklärteſten unter den alten gegeben haben. Man denke hier nur an die Erfindung des Pulvers, und der Buchdruckerey: an die Reformation, die in mehrern andern Ländern angefangen, aber nur in Teutſchland ausgeführt wurde: und hiemit verbinde man die Erfindung der neuern Kriegskunſt, die Umſchaffung der kirchlichen Verfaſſung durch den Kaiſer, die für andere Nationen wieder Beyſpiel werden wird: die ächte Regierungskunſt in monarchiſchen Staaten, die das Gegentheil der Franzöſiſchen und Italiäniſchen iſt, und die größte Macht des Fürſten durch das größte Glück der Unterthanen zu bewirken ſucht: die Einführung einer heilſamen Staatsökonomie: die Entfernung orientaliſcher Pracht, und Stolzes von den Perſonen, und Höfen großer Monarchen u. ſ. w. Kein anderes Volk hat ſo viele Jahrhunderte durch, ſo viele, ſo langwierige und blutige Kriege in und außer ſeinen Gränzen geführt, als die Teutſchen, ohne durch

dieſe Niederlagen und Siege gleich andern beſtändig kriegenden Nationen erſchöpft und vernichtet zu werden. Wann ſind wohl ſeit Heinrich dem Vogler, und den Ottonen verderbliche Kriege in Europa geführt worden, in welchen nicht Teutſchland verwickelt, oder gar der Kampfplatz geweſen wäre? Von allen dieſen Kriegen, und ſelbſt von dem fürchterlichſten, dem dreyſſigjährigen, hat ſich Teutſchland nicht nur in einigen Menſchenaltern wieder erholt, ſondern es ſcheint auch faſt, als wenn dieſe beſtändige Uebungen ſeiner Kräfte ſeine innere Macht vermehrt hätten, da alle übrige Völker, Perſer, Griechen, Römer, u. ſ. w. durch nicht ſo hartnäckige Kriege, und ſelbſt durch ihre Siege in einem kürzern Zeitraum zu Grunde gerichtet wurden. In unſern Tagen iſt kein Volk, welches die Aufmerkſamkeit des Menſchenkenners ſo ſehr verdient, und von welchem man vermuthen muß, daß es in den nächſten Generationen eine glänzendere Rolle ſpielen werde. Keine andere Nation hat ſo große und aufgeklärte Fürſten, ſo zahlreiche und tapfere Heere, ſo berühmte und erfahrne Helden, ſo weiſe und uneigennützige Staatsmänner, ſo genievolle Künſtler und Gelehrte, einen ſo großen Schatz von nützlichen und wiſſenſchafftlichen Kenntniſſen, ſo vortreffliche Erziehungs- und Schulanſtalten, ſo unverdorbene Sitten, ſo viele wahre Reichthümer, und ſo wenig Schulden, als die Teutſchen. Unſere Fürſtenſöhne und Fürſtentöchter herrſchen auf den erhabenſten Thronen in Europa: unſere Krieger fechten in allen Theilen der Erde: unſere Künſtler, die in ihrem Vaterlande keine Aufmunterung

und Belohnung finden, werden in Rom, Madrid, und Paris belohnt und bewundert, und ſelbſt die feinſten und künſtlichſten Arbeiten in Uhren, Stahl u. ſ. w., die wir als Engliſch oder Franzöſiſch bezahlen, werden in Paris, und London von arbeitſamen und erfinderiſchen Teutſchen verfertigt. Unſere Werke und Landsleute haben Rußland, und die übrigen nordiſchen Reiche aufgeklärt, und zu Muſtern gedient: Teutſche haben in Italien Sitten, Aufklärung, und Regierungskunſt eingeführt, und Teutſchland wird vielleicht noch bey unſerm Leben die Schule und Lehrerinn eben der Nationen werden, von denen wir bisher lernten, und die jetzo unaufhaltſam zu fallen ſcheinen. Unſer Vaterland würde ſchon jetzo von den übrigen Nationen für das gehalten werden, was es wirklich iſt, wenn nicht unſere Sprache ſo ſchwer, und mit denen der übrigen von den Römern überwundenen Völker ſo wenig verwandt wäre. Die großen Teutſchen Höfe ſind faſt die einzigen in Europa, deren Finanzen ordentlich und gewiſſenhaft verwaltet werden, und die entweder gar keine, oder doch keine drückende Schulden haben, um derentwillen ſie ihre Unterthanen plündern müßten. Teutſchland halte ich für dasjenige unter allen Ländern auf der Erde, in welchem ſich die meiſten wirklichen, nicht eingebildeten, oder papiernen Reichthümer finden. Ich ſchließe dieſes nicht nur aus den Summen, die allenthalben ausgeboten, und zurück gezahlt werden, aus den ſinkenden Zinſen, und den ſteigenden Preiſen der Lebensmittel, und unbeweglichen Güter, ſondern auch aus andern Umſtänden.

Digitized by Google

Denn wo findet ſich ſonſt ein ohngefähr eben ſo großes Land, das die Laſt von ſo zahlloſen Heeren, von ſo vielen und glänzenden Höfen, von ſo vielen Feſtungen und Collegiis, von einem ſo zahlreichen Adel, und einer ſo reichen Geiſtlichkeit ertragen könnte, ohne darunter zu erliegen? Teutſchland hingegen ſcheint dieſe Laſten nicht einmal zu fühlen, und wird mit jedem Tage blühender. Ein großes Glück für Teutſchland iſt es, daß es nicht einem einzigen Haupte unterworfen iſt, daß es keine einzige Hauptſtadt, keine Flotten, und Beſitzungen in den beyden Indien hat. Wenn wir ein Paris oder London hätten, ſo würden wir vielleicht eine glänzendere Oper, und Komödie, und noch größere Reichthümer in Gold und Silber beſitzen, als jetzo; allein wir würden allem Vermuthen nach ſchon lange an Generalpächter verkauft ſeyn; die Reichthümer der Nation würden ſich ſchon in der Hauptſtadt, und in dieſer in wenigen Händen verſammlet, und ungeheuren Luxus und Verderbniß der Sitten erzeugt haben; endlich würde das allgemeine Beſtreben, deſſen jetzo nur die Teutſchen allein fähig ſind, ohne eigennützige Abſichten, Wahrheit und Tugend öffentlich, oder in der Stille, durch Schriften oder Thaten zu befördern, nicht ſtattfinden, oder bald in einen eben ſo allgemeinen Hang ausarten, gemeinſchafftlich den Raub von Nationen zu theilen, die man beglücken ſollte. Wenn man die Vorzüge unſerer Nation auf eine ſolche Art erwägt, ſo muß man nothwendig der Vorſehung danken, daß man als ein Teutſcher, und gerade in dem Zeitpuncte geboren wurde, wo die Na-

tion ihrem größten Ruhm ſo nahe war, oder doch mit ſo ſtarken Schritten entgegen ging.

Nidau, am 13ten Sept.

Jetzo iſt unſere Abreiſe nach Baſel und Teutſchland unveränderlich auf den ſiebenzehnten feſtgeſetzt. Schwerlich werden Sie außer dieſem Briefe noch einen andern von mir aus der Schweiz erhalten. Den gegenwärtigen will ich mit einer kurzen Erzählung deſſen, was wir bey unſerm dritten und letzten Aufenthalt in Bern geſehen haben, beſchließen, und alsdann fortſchicken.

Als wir am 10ten Sept. kurz vor Mittag in Bern ankamen, konnten wir im Falken kein Logis erhalten, weil alle Zimmer für den Großfürſten, und den Herzog von Gloceſter beſtellt, oder ſchon eingenommen waren. Wir kamen aber doch auf die Empfehlung unſers bisherigen Wirths in einem andern guten Gaſthofe unter, und baten uns bey unſerm vortrefflichen Freunde, Herrn Pfarrer Rengger zu Gaſte, weil im Falken keine Table d'hote gehalten wurde. Ohngefähr um 12 Uhr kehrte der Großfürſt mit ſeinem Gefolge, wie es ſchien, vergnügt aus dem Grindelwald zurück. Ueberhaupt ſagt man, daß dieſer Herr auf ſeiner Reiſe nicht leicht vergnügter geweſen ſey, als in der Schweiz, wovon die Urſache nicht ſchwer zu finden iſt. Er wird hier nicht ſo unaufhörlich becourt, nicht beſtändig mit Jagden, Feuerwerken, Schauſpielen, Manöuvres, Banketen, und andern Feierlichkeiten gequält, von denen man ſich leicht vorſtellen kann, wie unerträglich einförmig und ekelhaft ſie zuletzt wer-

den müſſen, wenn man ſich in ihrem Kreiſe faſt ein ganzes Jahr bewegt hat. Die Regierung von Bern hatte dafür geſorgt, daß dem hohen Gaſte bequeme Wohnungen, und gutes Eſſen bereitet wurde; allein ſie beſchwerte ihn niemals durch ehrfurchtsvolle Abgeordnete, oder beſtändig begleitende Chevaliers d'honneur, und er fühlte alſo vielleicht zum erſtenmale in der Schweiz, welch eine Seligkeit es ſey, frey von dem Zwange der Etiquette großer Höfe zu reiſen. Als der Großfürſt nach Thun kam, lag eine ſchöne Gondel bereit, ihn aufzunehmen, und er erfuhr es nicht, daß das Fahrzeug einem andern Beſitzer, als dem Schiffer, der ihn führte, zugehöre. Beym Ausſteigen fand er das Schloß zu Interlaken geräumt, und er war darinn eben ſo frey, als wenn er in einem Gaſthofe gewohnt hätte. Auch hatte der Rath in Bern einen ſchmalen in Riemen hängenden Wagen verfertigen laſſen, auf welchem die Ruſſiſchen Herrſchafften Lauterbrunnen, und Grindelwald mit größerer Gemächlichkeit, als andere Reiſende beſuchen konnten. Bey ihrer Rückkunft nach Bern fanden ſich der Herr Schultheiß von Sinner, und andere Magiſtratsperſonen unbemerkt unter den Zuſchauern, und traten nicht eher hervor, als bis ſie merkten, daß der Großfürſt mit ihnen reden, oder Befehle ertheilen wollte. Dieſer künftige Beherrſcher des größten Reichs auf der Erde war ſo gnädig, ſich gegen den Schultheißen von Sinnen darüber zu entſchuldigen, daß er in Bern in ſeinen Reiſekleidern erſcheine, und ſetzte mit der ſchmeichelhafteſten Huld hinzu: daß er ſich damit tröſte, daß er die

Digitized by Google

Uniform des Staats (nämlich roth mit ſchwarz,) trage. Er legte ſelbſt für einige junge Bauerkerle, die einen an ihn abgeſandten Courier, ich weiß nicht bey welchen Anläſſen, gemißhandelt hatten, die kräftigſte Fürbitte ein, weil es ihn, wie er ſich auf die menſchenfreundlichſte Art äußerte, ſchmerzen würde, daß um ſeinet willen Unterthanen eines Staats leiden ſollten, in welchem er ſo viel Vergnügen genoſſen hätte. Sie können leicht denken, daß ganz Bern über das herablaſſende Betragen des Großfürſten, und ſeiner Gemahlinn entzückt iſt.

Einige unſerer Freunde waren ſo gütig, uns in den Tanzſaal ſelbſt einzuladen, in welchem dem Herzoge, und der Herzoginn von Gloceſter zu Ehren (denn der Großfürſt hatte dieſe Ehre verbeten) ein großer Ball gegeben wurde. Weil wir aber alsdann in Feierkleidern hätten erſcheinen müſſen, ſo nahmen wir lieber Billete auf die zweyte Loge an, wo wir die ganze Geſellſchafft am beſten überſehen konnten. Ungeachtet wir ſchon um ſieben Uhr in's Hotel de Muſique gingen, ſo fanden wir doch das ganze Haus ſo ſehr angefüllt, daß wir nur mit genauer Noth ſo viel Platz gewinnen konnten, als wir ſtehend, und in den kleinſten möglichen Raum zuſammengedrängt nöthig hatten. Unter den Zuſchauern, die den Platz ſo ſehr beengten, waren viele Menſchen vom Pöbel, die man in Republiken nicht mit ſo ſtrenger, und offenbarer Gewalt, als in monarchiſchen Staaten von den öffentlichen Vergnügungen ausſchließen darf. Nur der Herzog und die Herzoginn von Gloceſter waren, als der

König und die Königinn des Feſtes, ſammt ihren ſchönen Kindern mit Prachtkleidern angethan; der Groß-Fürſt und die Groß-Fürſtinn hingegen erſchienen als Gäſte und Reiſende in eben den Kleidern, in welchen ſie den Tag über die Merkwürdigkeiten der Stadt beſehen hatten. Der Herzog eröffnete den Ball mit der Großfürſtinn; die Herzoginn aber, und der Großfürſt tanzten nicht. Nachdem man mit den Menuetten fertig war, fing man eine kurze Zeit Engliſche Tänze an, und ging alsdann zu den lebhaften, aber unterhaltenden Bernoiſes fort, in welchen das Walzen mit einem tactmäßigen Schritt abwechſelt. Noch nie habe ich eine ſo ſchöne Tanzgeſellſchafft, als in Bern, beyſammen geſehen; denn hier gilt eben das Geſetz, das in Frankreich allgemein aufgenommen iſt, daß kein Frauenzimmer über dreyßig, oder höchſtens dreyßig und einige Jahre öffentlich tanzen darf. So beſchwerlich dieſe unverletzliche Satzung des Wohlſtandes auch manchem Frauenzimmer ſeyn mag, ſo hat ſie doch für den Zuſchauer die angenehme Folge, daß er bey großen Bällen meiſtens ſchöne, oder doch noch mit den Reizen der Jugend geſchmückte Tänzerinnen ſieht. Ich glaubte ſo gar zu bemerken, daß die vornehmern und reichern ohne allen Streit oder Eiferſucht den weniger edlen und begüterten, aber ſchönern und geübtern Tänzerinnen die Ehre überließen, in den erſten Reihen zu tanzen, und ſich mit einer Beyſpielloſen Beſcheidenheit und Selbſtkenntniß in die hintern Reihen zurückzogen. Die Geſetze erlauben den Berniſchen Schönen weder koſtbares Geſchmeide, noch ſtolze Federbüſche, allein

mehr als durch dieſe werden ſie durch ihre natürliche Reitze, und durch die einfachen, aber geſchmackvollen ſeidenen Ballkleider geſchmückt. Wir blieben bis nach Mitternacht im Hotel de Muſique, ohne daß ich nur einen Augenblick Langeweile empfunden hätte. Am folgenden Tage nahmen wir von unſern Freunden und Gönnern Abſchied, und brachten den letzten Mittag und Nachmittag auf dem Landgute des Herrn Prof. Ith zu, das eine vortrefliche Lage hat, und wo ich mich noch mehrere Stunden mit dem Herrn Pfarrer Sprüngli unterhielt. Leben Sie wohl; in einigen wenigen Tagen werde ich Ihnen ſchon näher kommen u. ſ. w.

Vierter Brief.

Münſter im Münſterthale, am 17ten Sept.

Beſter Freund,

Jetzo ſind wir ſchon wirklich auf der Rückreiſe begriffen. Wir fuhren heute früh um ſechs Uhr, unter den aufrichtigſten Dankſagungen für die unzähligen Gefälligkeiten, die wir von unſern Freunden genoſſen hatten, und mit den wärmſten Wünſchen für ihr Wohlergehen von Nidau ab. Indem wir den Jura hinan gezogen wurden, ſahen wir noch oft mit Sehnſucht auf das artige Städtchen und die herrliche Landſchaft zurück, wo wir ſo viele ruhige und unſchuldige Vergnügungen genoſſen hatten. Nicht weniger oft und begierig heftete ich meine Blicke auf die prächtige Kette von Schneebergen, um mir ihre Bilder, wenn ich ſie auch nicht wieder ſehen ſollte, recht dauerhaft ein-

Digitized by Google

zuprägen. Je näher ich dem Puncte kam, wo ſie mir entzogen werden ſollten, deſto öfter kehrte ich mich um, um deſto mehr ſtrengte ich meine Augen an, als wenn ich die in der Ferne und Nähe ſo oft angeſtaunten Berge noch nicht genug beobachtet hätte. Die traurige Stimmung, welche mein Gemüth durch die Trennung von ſo vielen theuren Gegenſtänden erhalten hatte, würde vermuthlich viel länger angehalten haben, wenn das enge Bergthal, zwiſchen welchem wir uns jetzo wieder eingeſchloſſen fanden, und das ich Ihnen gleich nach meiner Rückkehr von La Chaux de Fonds beſchrieben habe, eben ſo dunkel und furchtbar, als das erſtemal geweſen wäre. Allein jetzo wurde es von der Morgenſonne erleuchtet, und war deswegen ſo heiter, daß ich es an manchen Stellen kaum wieder erkannte. Vor Sonceboz wandte ſich der Weg, den wir jetzo in das Münſterthal zu nehmen hatten, rechts, und von dieſem Flecken bis an Pierre Pertuis fanden wir die Seiten der Berge zwar nicht ganz nakt, aber doch mit ſehr dürftigen Weiden bedekt. Pierre Pertuis, oder das Felſenthor, durch welches man in's Münſterthal kömmt, rührte mich viel weniger, als ich erwartet hatte. Es werden bey dieſem Eingange in das Münſterthal zween Arme des Jura durch eine Felswand mit einander verbunden, die etwa hundert Schuh breit, und achtzig Schuh hoch ſeyn mag. Durch dieſe Felswand hat entweder die Natur, oder die Hand des Menſchen, oder beyde zugleich eine Oeffnung durchgebrochen, die fünf und zwanzig bis dreyſſig Schuh breit, und ohngefähr eben ſo hoch zu ſeyn

ſcheint, vormals aber höher war, weil man die neu angelegte Chauſſee um mehrere Fuß erhöht hat. Ich gebe die Höhen und Breiten nach meinem eigenen Augenmaaße an, weil ich finde, daß die Schriftſteller, in welchen ich genauere Meſſungen vermuthete, ſehr von einander abweichen. Der Hauptgrund, warum mich dieſes Felſenthor weniger afficirte, als ich gedacht hatte, lag nicht bloß in der Vergleichung, die ich zwiſchen demſelben und dem viel furchtbarern Urner-Loche anſtellte, ſondern auch darinn, daß man, ſo bald man es erblikt, ganz hindurch ſchauen kann, und unter dem Gewölbe ſelbſt nicht ein heiliges Dunkel, ſondern ein eben ſo helles Licht als unter freyem Himmel findet. Die gewöhnliche Meynung iſt dieſe, daß die Römer dieſe Oeffnung durchgebrochen haben, um ſich eine Gemeinſchaft zwiſchen der Stadt Aventicum, und den Ländern jenſeits des Jura zu verſchaffen; allein darüber ſtreitet man, ob der Weg, den man unter dem Felſen fortführte, eine via militaris geweſen, oder nur auf Befehl des Collegii Decurionum zu Aventicum, und unter welchen Kaiſern er angelegt worden ſey. Die Inſchrift, die man an der nördlichen Seite der Felswand ſieht, und die Sie am genaueſten in dem Dictionnaire de la Suiſſe finden, wird auf verſchiedene Arten geleſen und ausgelegt; aus ihren unzweydeutigen Reſten erhellt weiter nichts, als daß die Straße unter der Aufſicht eines Duumvirs aus Aventicum gebaut worden iſt. So wenig ſich dieſes bezweyfeln läßt, ſo unerwieſen und ſelbſt unwahrſcheinlich kommt es mir vor, daß

Digitized by Google

die Römer den Fels zuerſt, und allein durchgebrochen haben. Die große und unnöthige Höhle an der linken Hand, wenn man von Biel herkömmt, ſcheint mir zu beweiſen, daß die Natur ſelbſt ſchon eine Oeffnung gemacht, oder es wenigſtens den Anwohnern ſehr erleichtert hatte, die mäßige Scheidewand, die beyde Thäler trennte, durchzubrechen. Wenn aber auch die Felswand von jeher unten eben ſo dick, als oben geweſen wäre, ſo glaube ich doch nicht, daß die Unternehmung ſie zu öffnen für die Bewohner des alten Helvetiens vor den Eroberungen der Römer zu groß geweſen ſey. Die Peruaner und andere Völker, die noch weniger, oder wenigſtens nicht mehr als die ältern Helvetier cultivirt waren, führten noch viel ſchwerere Werke aus, zu welchen ſie nicht einmal durch ſo wichtige Bewegungsgründe getrieben wurden. Die alten Helvetier dieſſeits des Felſenthors fanden eben ſo wenig, als die jetzigen Schweitzer, in ihrem eigenen Lande ſo viel Salz, als ſie brauchten, und nichts war ihnen daher wichtiger, als ein Weg, auf welchem ſie dieſes unentbehrliche Bedürfniß aus den nördlichern Gegenden erhalten konnten. Vielleicht erweiterten alſo die Römer nur die Oeffnung, welche die Natur und die Helvetier angefangen hatten. Wenn man das Felſenthor hinter ſich hat, ſo bricht einige hundert Schritte rechts von dem Wege, die Birs eben ſo reich, als die Quelle bey Biel aus dem harten Felſen hervor, und treibt auch ohngefähr in gleicher Entfernung mehrere Räderwerke. Das Münſterthal iſt zwar viel romantiſcher, aber zugleich viel weniger fruchtbar, als

das St. Imber Thal. Die Hauptursache der geringern Fruchtbarkeit iſt wahrſcheinlich die ganz entgegengeſetzte Richtung; denn anſtatt daß das St. Imberthal von Oſten gegen Weſten läuft, erſtrekt ſich das Münſterthal faſt beſtändig von Norden gegen Süden, und iſt daher den nördlichen Winden offen. Unterdeſſen ſcheint mir der Unterſchied des Bodens von beyden nicht ſo groß, als der Abſtand der Induſtrie und Wohlhabenheit der Einwohner. Im Münſterthal findet man weder ſo häufige, noch ſo ſchöne Dörfer, als im Erguel, und Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen ſind entweder gar nicht da, oder äuſſerſt ſelten. Die Häuſer in Tavannes oder Dachsfelden, wo doch einzelne ſehr reiche Leute wohnen, gehören zu den ſchlechteſten, die ich auf der ganzen Reiſe geſehen habe. Sie ſind nicht nur niedrig, und mit ſchlechten Schindeln gedekt, ſondern haben auch nur wenige und kleine Fenſter und Wände, die entweder ganz von Brettern, oder rohen unbearbeiteten Steinen zuſammengeſezt ſind. Das äuſſere Anſehen dieſes Dorfs ließ uns gar nicht vermuthen, daß wir à la croix blanche, wo wir zu Mittage ſpeißten, ſo vortreflich würden bewirthet werden, als wirklich geſchah. Hier aſſen wir die ſchmackhafteſten Krebſe und Forellen in der ganzen Schweiz, welches ſehr viel ſagen will, da beſonders ich beyde aus unzähligen Bächen und Waſſern gekoſtet hatte. Der intereſſanteſte Theil unſerer heutigen Reiſe war der Weg in der Felſenkluft, der ohngefähr eine kleine Stunde vor Münſter anfängt, und nicht weit vor dieſem Flecken aufhört. Wenn

Digitized by Google

man den Weg auf den Gotthardt nicht gemacht hat, ſo kann man ſich hier ein ziemlich ähnliches wiewohl ſchwächeres Bild davon machen. Die Felſenketten im Münſterthal ſind eben ſo hoch und kahl, als die, zwiſchen welchen ſich der Weg auf den Gotthardt durchwindet; auch rücken ſie eben ſo nahe zuſammen, indem an manchen Stellen nur kaum für die Birs und die ſchöne Chauſſee, die ihrem Erbauer, dem Biſchoffe von Baſel die gröſte Ehre macht, Raum genug bleibt; man erhält aber doch bey dem Anblick der coloſſaliſchen Felsſpitzen und Felswände im Münſterthal bey weitem nicht ſo ſtarke Eindrücke, als von denen an der Gotthardtsſtraße, weil die Birs nicht ſo wild, als die Reuß iſt, auch nicht in einem ſo tieffen Bette, und in ſo fürchterlichen Fällen über ſo ungeheure Felsſtücke fortſtürzt, ſondern ſanft und klar über ſeinen Grand hinfließt, und ſich nur hin und wieder an kleine Bruchſtücke von weichem Kalkſteine ſtößt. Man ſieht ferner im Münſterthale die entſetzlichen Bergfälle nicht, die den Wanderer an der Gotthardtsſtraße ſo oft in ein mit Furcht vermiſchtes Erſtaunen ſetzen. Die Seiten der Berge ſind, wie die im Val de Travers, und das Bett der Birs, mit mürbem aufgelöſtem Schutt, oder Fragmenten von Kalkſteinen überſtreut, und nur an einem Orte glaubte ich an umgeſtürzten Tannen Spuren von gefährlichen Lauinen wahrzunehmen. Bey einer gleichen Höhe, und Nachbarſchaft der einander gegenüber ſtehenden Berge vermißt man doch an den beyden Armen des geſpaltenen Jura die unverkennbaren Merkmale von Dauerhaftig-

Digitized by Google

keit oder Unvergänglichkeit, womit die Urner-Felſen, und ſelbſt ihre Ruinen der Zeit zu trotzen ſcheinen. Die Felsmaſſen des Jura drängen dem Beobachter bey aller ihrer Höhe und Gröſſe ſtets den Gedanken auf, daß ſie als Berge nur noch jung ſind, und daß ſie wegen der geringern Feſtigkeit ihrer Beſtandtheile wahrſcheinlich ſolche Revolutionen nicht aushalten werden, als wodurch ſie entſtanden ſind. Wenn ſie alſo auch höher ſcheinen, als die Gotthardts-Gebürge, ſo haben doch die erhabenſten und ſteilſten Felswände faſt immer das Anſehen von Mauern, oder von vergänglichen Werken der Kunſt, und eben dieſe Felswände ſind mit ganzen Reihen von Tannen beſezt, welcher Kranz von Bäumen an dem Rande von unerſteiglichen Felswänden zwar einen reitzenden und mahleriſchen Anblick macht, aber auch zugleich die Empfindung des Groſſen ſchwächt. Ihre merkwürdigſte Eigenthümlichkeit beſteht in den prächtigen geräumigen Fels-Grotten, die ſie enthalten, und die bisweilen durch die Kunſt gemacht zu ſeyn ſcheinen. Weil wir ſchon um fünf Uhr in Münſter ankamen, ſo beſahen wir das Dorf, und erſtiegen auch eine Anhöhe, auf welcher die Ruinen eines alten Schloſſes, oder einer verfallenen Kirche ſtehen; allein wir gewannen keine ſchöne Ausſicht, weil das Thal zu enge, und die Berge, von denen es eingeſchloſſen iſt, zu kahl oder unbebaut ſind.

Baſel, am 18ten Sept.

Wir reisten heute bald nach fünf Uhr von Münſter weg, wo wir au cheval blanc ein gutes Abend-

eſſen, groſſe Zimmer, und reinliche Betten fanden. Die Forellen, die man uns hier vorſetzte, waren auch vortrefflich; man geſtand aber ſelbſt, daß ſie denen in Tavannes nicht gleichkämen, und es gilt alſo auch hier das Geſetz, welches man in der übrigen Schweiz als wahr annimmt, daß Forellen um deſto mehr von ihrer Güte verlieren, je weiter ſie von der Quelle von Bächen gefangen werden. Bey Münſter iſt die Birs ſo reich an Forellen, daß man ihrer immer genug haben könnte, wenn man ſie auch täglich bey hunderten finge. Dieſe Fiſchart verſchwindet nur alsdann auf eine Zeitlang, oder wird wenigſtens ſelten, wenn heftige Regengüſſe, oder Wolkenbrüche die Birs aufſchwellen. Alsdann werden die Forellen ſowohl durch die trüben Waſſer, als durch den häufigen Grand, und die Steine getödtet, die von den reißenden Fluthen in ihre Läger geſchwemmt werden. Nicht weit von Münſter kommt man in eine zweyte Felskluft, die nicht allein zweymal ſo lang, ſondern auch von andern Seiten viel wunderbarer, und majeſtätiſcher, als die erſtere iſt, durch welche wir geſtern gekommen waren. Am meiſten aber wird man gleich am Eingange in dieſe ſchaudervolle Felſenkluft gerührt. Hier thürmen ſich Himmelhohe und ſenkrechte Felſen empor, die denen an der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und ſich in allen ihren Theilen ſo vollkommen entſprechen, daß es ſcheint, daß ſie genau in einander paſſen würden, wenn eben die Gewalt, die ſie vormals aus einander riß, ſie wieder zuſammenfügen wollte. In der Folge werden die anfangs nackten Felswände an ſanftern

Digitized by Google

Abhängen allmälig mit Bäumen und Geſträuchen bekleidet; ſie weichen auch weiter auseinander, wodurch das Schauderhafte des Weges nicht wenig verringert wird; doch rücken an einer Stelle wieder zween fürchterliche Felſen ſo nahe zuſammen, daß ſie den Durchgang gänzlich zu verſchließen ſcheinen. Unter dem einen dieſer überhangenden Felſen ſind mehrere Häuſer gebaut, in welchen verſchiedene Räderwerke durch die Waſſer der Birs getrieben werden. Gerade in der einſamſten und wildeſten Gegend wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen, der die Aeſte und Zweige der Bäume und Geſträuche wie Wellen in einander trieb, und dann gänzlich auseinander zu reißen drohte. Nur bey einem ſolchen Sturm, und einem trüben drohenden Himmel kann man das Grauſenvolle ſolcher Naturſcenen, als dieſe Bergwege darbieten, ganz empfinden. Wenn man nicht weit von Delemont aus dem anderthalbſtündigen, und auf die Länge traurigen Wege zwiſchen hohen Felſen und Bergen herauskömmt; ſo freut man ſich, ſtatt der wenigen ſchmutzigen Wohnungen und Hütten, denen man ſich kaum zu nähern wagte, ein artiges Städtchen, und ſtatt der dürren mit zerbröckeltem Grande, oder mit wildem Gebüſche und ſchwächlichen Tannen beſetzten Bergſeiten offene Fruchtfelder zu erblicken. Nicht weit hinter Delemont aber ziehen ſich die parallel laufenden Bergreihen wieder zuſammen, in welchen man zwar nicht mehr ſo gräßliche Felſen, aber doch nicht viel mehr Fruchtbarkeit, als vorher wahrnimmt. Nur an der rechten Hand ſieht man einzelne Streifen von ſchönen grünenden

Wieſen, und links ſind die Berge mehrmalen ſo ſanft abhängig, daß Heerden daran weiden können. Ohngefähr eine halbe Stunde hinter Delemont ſteht eine Kirche, oder ein Schloß auf dem Rande eines hohen ſteil abgeſchnittenen Felſen, und etwas höher ſieht man die Ruinen eines ältern Gebäudes, das ich nicht näher beſtimmen will, weil ich nicht erfahren konnte, ob es eine Kirche oder ein Cloſter oder ein Ritterſitz geweſen ſey. Auf dem halben Wege zwiſchen Laufen und Baſel fand ich eine ſolche Fruchtbarkeit und Cultur des Landes, dergleichen mir in der Schweiz faſt noch nicht vorgekommen war. Eine beträchtliche Strecke ſchien faſt ein einziger Garten zu ſeyn. Wenn ſich das Bergthal öfnet, und der Jura an beyden Seiten ſich zu ſenken anfängt, ſo kömmt man an Weingärten, in welchen die Reben und Trauben gröſſer, als in der Franzöſiſchen Schweiz waren. Von den lezten Abſätzen des Jura, die faſt alle mit Trümmern von Ritterſchlöſſern bedekt ſind, nahmen wir, wie von einem alten vertrauten Freunde den wehmüthigſten Abſchied, und täuſchten uns mit der angenehmen Vorſtellung, daß ein blauer Berg, den wir in der Ferne ſahen, vielleicht noch eine Fortſetzung des Jura ſey. Keine Regungen ſind natürlicher, als dieſe; denn einen groſſen Theil der reinſten und lebhafteſten Freuden unſerer ganzen Reiſe haben wir auf dem Jura ſelbſt, oder doch an ſeinem Fuſſe genoſſen, und ſeiner ſtärkenden Luft haben wir gewiß zum Theil die erhöhte Heiterkeit des Gemüths, und die geſtärkte Geſundheit zu danken, die wir aus der Schweiz zurükbrin-

gen. Sobald man den Jura hinter ſich hat, ſo merkt man an der großen Fläche, in welcher das Auge ſich verliert, daß man von einer ganz andern, als der ſchweizeriſchen Natur umgeben ſey. Man ſieht zwar in der Nachbarſchafft von Baſel, ſowohl die Lothringiſchen als Schwarzwaldgebirge in der Ferne; allein dieſe Gebirge ſind doch gegen diejenigen, die man in der Schweiz zu ſehen gewohnt iſt, nur klein, und werden durch die großen Entfernungen noch mehr verkleinert. Vor dem Thore, durch welches wir hineinfuhren, ſind nur wenige mittelmäßige Gärten, und gar keine ſchöne Landhäuſer. Die alten krüpplichten und ſchmutzigen Stadtſoldaten, von welchen wir am Thore befragt wurden, machten mit der außerordentlichen Reinlichkeit der Einwohner, die gleich in den erſten Augenblicken auffällt, einen ſeltſamen Abſtand.

Rappoltsweiler, am 22ſten Sept.

Weil ich nur zween Tage in Baſel bleiben wollte, ſo war ich während dieſes kurzen Aufenthalts ſo ſehr zerſtreuet, daß ich keinen Augenblick finden konnte, an dieſem Briefe fortzuſchreiben. Ich will aber jetzt nachholen, was ich verſäumt habe. Geſtern Abends nach acht Uhr kamen wir hier glücklich an, und fanden die Frau Doctorin Leß im Schooß ihrer vortrefflichen Familie, von welcher auch wir auf das gaſtfreundlichſte aufgenommen wurden.

Baſel iſt, wie bekannt, die größte, aber nicht die volkreichſte Stadt in der Schweiz. Ihr Umfang iſt viel beträchtlicher, als der von Genf; allein ſie ent-

hält nicht mehr, als dreyzehn, höchſtens funfzehntauſend Einwohner, von welchen etwa der vierte Theil aus Fremden beſtehen ſoll*). Nur in den höhern Quartieren der Stadt finden ſich einige breite Straſſen, und ſchöne Häuſer; in den niedrigern Gegenden aber ſind die erſtern nach alter Art bebaut, und oft ſo enge, daß mehrere Wägen ſich gar nicht, oder nur mit der äußerſten Noth ausweichen können. Mit Baſel ging es uns, wie mit Nürnberg; wir ſtellten es uns viel öder vor, als wir es fanden. Das größere Gewimmel aber, das uns in Verwunderung ſetzte, wurde bloß durch den Jahrmarkt verurſacht. Wir ſelbſt bemerkten nachher, daß mit Gras bewachſene Straßen nicht ſelten ſind. Der Geſchmack am Landleben ſcheint hier nicht ſo groß, als in der übrigen Schweiz zu ſeyn; wenigſtens habe ich nicht ſo viel Landſitze gefunden, als ich nach dem Verhältniſſe des Reichthums der Bürger erwartete**). Unter den öf-

*) Nach einer gedruckten Tabelle betrug im J. 1780. die Zahl der Bürger, und aller Mitglieder bürgerlicher Familien 7470, und die von Fremden, worunter Schirmsgenoſſen, Kaufmannsdiener, Tagelöhner, und Bediente von beyderley Geſchlecht begriffen werden, 7330 Perſonen. Auf dem Lande ſtieg nach einer Zählung im J. 1774. die Zahl der Eingebornen auf 22898, und der Fremden auf 687.

**) Dies Urtheil muß ein jeder Fremder fällen, der in Baſel von der Seite hinein kömmt, wovon ich hinein fuhr, und dann wieder die Gegend vor dem nach dem Elſaß zugekehrten Thore unterſucht. Allein, der Schein trügt hier, wie in ähnlichen Fällen. Die Basler lieben das Landleben ſehr, und es iſt kaum ein reicher, oder wohlhabender Einwohner, der nicht ſeinen Landſitz, oder ſein Landhaus hätte. Die ſchönſten Landſitze ſind in einem

fentlichen Gebäuden iſt keins vorzüglich ſchön, und eben dieſes gilt von den Spatziergängen. Auf dem Wall hat man keinen Schatten, und unter den Alleen neben dem Zeughauſe hat man keine Ausſicht. Die letztere iſt ſehr ſchön von der Terraſſe neben der Domkirche; allein hier iſt der Platz wieder zu eingeſchränkt. Daß ich in den drey Königen gewohnt, und den berühmten Todtentanz, die Grabmäler in der Hauptkirche, die Bibliothek, das Fäſchiſche Cabinet u. ſ. w. beſucht habe, können Sie leicht denken. Ich werde Sie aber nicht mit einer langweiligen Wiederholung oft beſchriebener Dinge ermüden. Der Gaſthof zu den drey Königen gehört, was Tiſch, Zimmer und Aufwartung betrifft, zu den erſten in der Schweiz, er iſt aber nicht ſo groß, als die Gaſthöfe in den übrigen Schweizeriſchen Städten. Die ſo oft gerühmte Ausſicht von dem offenen Saale, oder der Gallerie über dem Rheine iſt mit der aus dem Schwerdte in Zürch gar nicht, und nur kaum mit der aus der Wage in Genf zu vergleichen. Der Rhein bey Baſel iſt lange nicht ſo lebhaft, als der Zürcher-See, ſondern faſt ſo todt, als der Genfer: ſeine Ufer ſind nicht ſo fruchtbar und ſchön bebaut: und Alleen und Schneeberge fehlen gänzlich. Auf der Bibliothek habe ich mich weder um die gedruckten oder geſchriebenen Bücher, noch um die unter den Trümmern von Augſt gefundene Alterthümer, und andere Seltenheiten ſo viel bekümmert, als um

Dorfe, das ohngefähr eine Stunde von der Stadt entfernt liegt: manche finden ſich auch in den gebirgigten Gegenden des Basler Gebiets.

die Gemälde von Hollbein; nicht weil ich glaubte, daß ich die letztern beſſer beurtheilen könnte, ſondern weil ich zu einer genauen Unterſuchung der erſtern keine Zeit hatte. Unter den kleinern Stücken von Hollbein gefielen mir zween Köpfe von Erasmus, und einer von Amerbach am beſten, und unter den größern zog ich das Abendmahl von dieſem Künſtler der Paſſion weit vor. In der letztern ſind die Figuren zu ſehr gehäuft, und übereinander geworfen, und ſelbſt das Urtheil der Kenner, welche die Hand des Würfslers ſo ſehr bewundern, ſcheint mir zu verrathen, daß nichts wichtigeres darin ſehr zu bewundern ſey. In dem Abendmahl iſt der Kopf des Erlöſers, noch mehr aber der des Judas mit außerordentlichem Ausdruck gemahlt. Der vom Creuz abgenommene Heiland hat meinem Urtheile nach, nicht die Würde oder Majeſtät des Welterlöſers, und mir kommt deßwegen die Ueberlieferung nicht unwahrſcheinlich vor, daß Hollbein den Heiland nach einem ertrunkenen Juden geſchildert habe. Die blutenden Wunden erregen auch kein Mitleiden, ſondern Entſetzen und Abſcheu. Noch viel mehr Vergnügen als auf der Bibliothek, fanden wir in dem Cabinet des Herrn Rathsherrn Fäſch, das auf hundert funfzig tauſend Thaler geſchätzt wird, und Meiſterſtücke faſt von allen großen Künſtlern aus allen Schulen enthält. Es würde zu weitläuftig ſeyn, wenn ich Ihnen nur diejenigen Gemählde nennen wollte, die mir vorzüglich ſchön geſchienen haben; ich will Ihnen deßwegen nur ein einziges nennen, was mich am meiſten angezogen hat. Dies war eine heilige Fa=

milie von del Sarto, in welcher beſonders in dem jungen Johannes die Zartheit des kindiſchen Alters, und die ſichtbare Anlage zu allem Guten, vorzüglich zu den ſanftern Tugenden, mit unbeſchreiblicher Kunſt und Kraft ausgedruckt waren; und hier ſah und empfand ich noch mehr, als ich bey einem Gemählde des jungen Tiſchbein in Stuttgart empfunden hatte. Dies bezaubernde Gemählde hängt in einem kleinen Cabinet, aus welchem man vielleicht die ſchönſte Ausſicht in ganz Baſel hat. Man ſieht nicht nur den Rhein, wie er an der ganzen Stadt ſtolz herunterfließt, ſondern wie er auch ſeinen Lauf zwiſchen den Gränzen zweyer großen Reiche ruhig fortſetzt; und überſchaut faſt mit einem Blick die zuſammenſtoßenden Gränzen von Frankreich, der Schweiz, und von Teutſchland, und in Teutſchland wiederum das Gebiet von mehrern Herrſchaften. Wenn ich in Baſel wohnte, ſo würde ich Herrn Rathsherrn Fäſch um die Erlaubniß bitten, in dieſem Cabinet von Zeit zu Zeit einige Stunden zubringen zu dürfen, und ich habe zu der Gefälligkeit dieſes eben ſo geſchmackvollen, als reichen Mannes das Zutrauen, daß er mir meine Bitte nicht abſchlagen würde.

Weil die Bandfabriken die Hauptquelle der Reichthümer ſowohl des Bürgers, als des Landmanns im Canton Baſel ausmachen, ſo war ich begierig, die Einrichtung dieſer Fabriken, und die Verfertigung einer ſo wichtigen Waare näher kennen zu lernen. Wir fuhren daher vorgeſtern mit meinem Freunde, Herrn Le Grand, über Lieſtal nach Bubendorf, wo ſich die wür-

digen Schwiegereltern meines Freundes ſchon einige Wochen aufgehalten hatten. Vor dem Albani-Thor, zu welchem wir hinausfuhren, ſahen wir mehrere ſchöne Landhäuſer, als wir vor den übrigen Thoren bemerkt hatten. Die Gegend zwiſchen Baſel und Bubendorf iſt meiſtens trefflich bebaut; nur iſt es Schade, daß man faſt immer zu nahe mit Bergen umringt iſt. In allen Dörfern hörten wir das Geräuſch von Weberſtühlen, deren wir, ſo bald wir in Bubendorf angekommen waren, mehrere beſuchten. Ich glaube kaum, daß es zuſammengeſetztere Maſchinen gebe, als die Weberſtühle, auf welchen die ſeidene Bänder verfertigt werden. So leicht und einförmig die Bewegung des Arbeiters iſt, ſo zahllos ſind alle die Triebfedern und Theile, die dadurch in Bewegung geſetzt werden, und meine Begleiter ſelbſt ſagten, daß ein langes Studium dazu gehöre, ehe man nur die Beſtimmung aller einzelnen Theile, aus welchen die gemeinen Weberſtühle beſtehen, kennen lerne. Die erfinderiſchen Arbeiter oder Bauren machen aber oft Verbeſſerungen, die ſie als das gröſte Geheimniß bewahren, und keinem Fremden bekannt machen. Ich ſelbſt ſah den Weberſtuhl eines ſolchen kunſtreichen Bauren, der in der Abſicht, den Mechanismus der von ihm erfundenen Triebwerke den Augen von Beobachtern zu entziehen, ſie durch die Decke ſeiner Stube hindurch geführt, und auf dem Boden verborgen hatte. Eben dieſer Bauer zeigte uns eine Muſtercharte von den ſchönſten Bändern, deren Zeichnungen er alle ſelbſt erfunden hatte. Auf einigen Weberſtühlen waren vier

Digitized by Google

und zwanzig Stück Bänder aufgeſpannt, an welchen zugleich gearbeitet wurde. Die Zahl ſolcher Stücke nimmt, wie ſich von ſelbſt verſteht, in gleichem Verhältniſſe mit der Breite und Schönheit der Bänder ab. Es giebt Sorten von Band, von welchen ein einziger Arbeiter ſechshundert Ellen in einem Tage machen kann, und wiederum andere, von welchen 260 Ellen nur 2 Loth ſchwer ſind. Die Bauern werden geſtraft, wenn ein Stück nur eine Kleinigkeit mehr wiegt, als es wiegen ſollte, weil alsdann etwas mehr Seide hineingearbeitet iſt, als worauf der Kaufmann Rechnung gemacht hat. Ein guter Weber ſoll jährlich von hundert bis vierhundert Thaler verdienen können. Es iſt allerdings merkwürdig, daß Baſel ſich in dem größten Theile von Europa faſt des Monopols der Bandfabriken bemächtiget hat, und daß keine der übrigen Städte, die andere viel reichere Manufacturen beſitzen, und die Seide näher und wohlfeiler einkaufen, es den Baſeler Kaufleuten in dieſem Puncte bisher hat gleich thun können. Zur Erklärung dieſes Phänomens muß man wohl zuerſt auf die weiſen Verordnungen Rückſicht nehmen, welche die Regierung vermuthlich auf Anrathen der Fabricanten ſelbſt gemacht hat. Zu dieſen gehört das Geſetz, nach welchem alle Kaufleute ſchwören müſſen, daß ſie eine jede Sorte Band von einer beſtimmten Güte, und zu einem gewiſſen Preiſe wollen verfertigen laſſen. Durch dies Geſetz wurde bisher der Credit und die Güte der Baſeler Bänder geſichert; es könnte aber freylich nachtheilig werden, wenn andere Fabricanten an andern Orten ſchlechtere

und wohlfeilere Waare lieferten, und der größere Theil von Käufern die ſchlechtere, und wohlfeilere Waare der beſſeren und theurern vorzöge. Die Baſeler Fabricanten konnten ferner bisher ihre vorzügliche Waare wohlfeiler, als andere liefern, weil ſie ihre Bänder auf dem Lande von Bauern arbeiten ließen, die ſich nur alsdann an den Weberſtuhl ſetzen *), wenn ihre Feldarbeiten ruhen, und die alſo auch die Arbeiten ihrer Nebenſtunden wohlfeiler geben können, als ſolche, die in theuren Städten ganz allein davon leben müſſen. Ungeachtet aber das Manufacturiren auf dem Lande unläugbar wohlfeilere Preiſe macht, ſo hat es doch einen großen Nachtheil, daß nämlich die Bänder nicht ſo ſauber und reinlich bleiben, als wenn ſie von Arbeitern gemacht würden, die gar keine andere Handthierung hätten. Ein anderer Vortheil der Baſeler Fabricanten iſt dieſer, daß den Bauren die Seide auf das genaueſte zugewogen wird, und ihnen bey harter Strafe verboten iſt, für ihre eigene Rechnung zu weben, und Seide zu kaufen, oder zu verkaufen, damit ſie gar keine Verſuchung haben, etwas davon zu entwenden. Endlich wohnen dieſe Weber nicht nur in einem fruchtbaren Lande, ſondern ſind auch mit den fruchtbarſten Provinzen von Frankreich und Teutſchland umgeben, und können alſo alle Nothwendigkeiten des Lebens viel wohlfeiler, als in der übrigen Schweiz er-

*) Leider fängt das Fabriciren auch unter den Bauren im Basler Gebiet an, Vernachläſſigung des Feldbaus, Verwandlung der Aecker in Wieſen, ſinkende Preiſe der Aecker, und ausländiſche Pracht, und Laſter einzuführen.

halten. Sie haben dabey faſt gar keine Abgabe, die auf den Wein ausgenommen, die fünf und zwanzig Procent beträgt. Auch werden die Kaufleute und Bürger durch keine Taxen, oder Impoſten beſchwert, und finden es ſchon hart, daß ſie ein halb Procent von dem Werthe aller Bänder, die ſie machen laſſen, entrichten müſſen. Wie viel dieſe Auflage betrage, können Sie leicht berechnen, wenn ich Ihnen melde, daß die Baſeler Fabricanten jährlich für drey Millionen Gulden an Bändern verfertigen laſſen. Der gewöhnliche Gewinn von Fabricanten, die ſich ſelbſt den größten Theil des Tages mit ihren Geſchäften abgeben, beſteht in zehn Procenten, und reichere ſollen ſich auch mit ſechs begnügen. Man kann nicht leicht eine Bandfabrik mit einigem Vortheile anfangen, ohne einen Fonds von anderthalb Tonnen Goldes zu haben; und ſelbſt alsdann darf man nicht zu viel und zu lange Credit geben. Manche Fabricanten arbeiten bloß auf Commißion, andere beziehen die Meſſen, und dieſen ſagt man in der Schweiz nach, daß ſie gegen alle andern Bandfabricanten, die auf den Meſſen erſcheinen, gleichſam einen Bund errichtet haben, und oft mehrere Meſſen hinter einander mit Schaden, oder doch ohne Vortheil verkaufen, um ihre Nebenbuhler, die nicht ſo große Fonds haben, zu Grunde zu richten. Auf dieſe Art haben die Baſeler ſchon mehrere junge Männer, die an andern Orten Bandfabriken angelegt hatten, gezwungen, ihre Unternehmungen aufzugeben, und in der ganzen Schweiz hat ſich nur noch ein einziger Kaufmann in Aarau, und

zwar vorzüglich dadurch neben ihnen erhalten, daß er auſſerordentlich erfinderiſch in neuen gefälligen Muſtern iſt, und daß er auch wohlfeilere Waare liefert, und dieſe durch Colporteurs weit und breit verkaufen läßt. Auf dem Rückwege von Bubendorf ſah ich in der Ferne die Ueberbleibſel von dem alten Auguſta Rauracorum, die in weiter nichts, als in aufgeworfenen Hügeln von Erde beſtehen.

In keiner Stadt in der ganzen Schweiz kann man wohlfeiler, als in Baſel leben; das Fleiſch koſtet nicht ſo viel, als bey uns: gutes Brod, das Pfund nur drey bis vier Kreutzer, und von Wein, dergleichen man dem Geſinde gibt, wird der Saum oder 1 $\frac{1}{4}$ Ohm nur mit einem, und wie man ihn in guten Häuſern trinkt, mit drey, höchſtens vier Schild-Louisd'or bezahlt. Wegen der Wohlfeilheit des Weins gibt man Tagelöhnern, und ſelbſt Waſchweibern täglich zwey Maaß, und einem jeden Bedienten, wenn ich nicht irre, täglich die Hälfte. Die Aufwandsgeſetze ſind in Baſel ſehr ſtrenge *), wie man in einer Republik erwarten muß, in welcher der gemeine Mann ſo viel Gewalt hat, und es alſo ſo leicht hindern kann, daß der Reiche nicht auf eine ihn zu ſehr kränkende Art glänze. Man zwingt aber doch die Reichen nicht, wie in Zürch, zu Fuße zu gehen; ein jeder kann nach Be-

*) Sie werden aber, wie anderswo, eludirt. So ſoll man z. B. keine ganz ſeidene Kleider tragen; allein man trägt ſie doch; nur läßt man in die ſeidenen Zeuge einige linnene Fäden einweben. Frauenzimmer laſſen ſich gar keine Geſetze vorſchreiben. Die vielen Equipagen vertheuren das Futter, und ſchaden der Viehzucht.

lieben Equipage halten; nur dürfen die Kutſchen, einen feinen Lack ausgenommen, keine andere Verzierungen haben. Bediente ſind eins von den wenigen Stücken, die in Baſel viel koſtbarer, als bey uns ſind. Man zahlt einem Dienſtmädchen außer beträchtlichen Geſchenken jährlich vierthalb Schild-Louisd'or, und bey dieſem hohen Lohn kann es in guten Häuſern noch darauf rechnen, daß es das Jahr über 24 neue Thaler, oder ſechs Schild-Louisd'or Trinkgeld erhält.

Baſel iſt demokratiſcher, als irgend eine andere Stadt in der Schweiz, Genf, wie es vorher war, allein ausgenommen, und vielleicht demokratiſcher, als die kleinen Cantone ſelbſt, wenn man nicht auf die Rechte, ſondern auf die wirkliche Macht, und den Einfluß ſieht, welche der gemeine Mann hat, und ausübt. Zwar hat das verſammlete Volk weder die geſetzgebende Gewalt, noch wählt es die Häupter des Staats, und nicht einmal die Mitglieder des kleinen und großen Raths, denn die erſtern werden vom geſammten großen Rath erwählt, und die Stellen in dem leztern werden von den Mitgliedern der Zunft beſezt, die einen Collegen verloren haben. Nichts deſto weniger iſt der gemeine Mann eben ſo mächtig, als wenn alle Geſetze von dem ganzen Volke durch die Mehrheit der Stimmen geheiligt oder abgeſchaft, und alle Magiſtratsperſonen auf eben die Art erwählt würden. Der erſte Grund, warum der gemeine Mann in Baſel eine ſo überwiegende Gewalt hat, ligt in der großen Zahl von Mitgliedern, aus welchen der höch-

ſte oder geſetzgebende Cörper, nämlich der große Rath beſteht. Dieſer große Rath enthält nicht weniger als 280 Mitglieder, zu welchen die fünfzehn Zünfte der großen Stadt eine jede ſechszehn, und die drey Geſellſchaften der kleinen Stadt eine jede zwölf hergeben: die beyden Bürgermeiſter und Oberſt-Zunftmeiſter mit eingerechnet. Bey dieſer großen Zahl von Mitgliedern des regierenden Raths iſt es in einer Stadt, die keinen Adel hat, und faſt ganz aus Kaufleuten und Handwerkern beſteht, nicht anders möglich, als daß viele Perſonen aus dem Pöbel hinein kommen: die Wahlgeſetze mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Nun aber ſind die Wahlgeſetze in Baſel mehr der uneingeſchränkteſten Demokratie, als einer demokratiſchen Ariſtokratie angemeſſen. Alle Würden ohne Ausnahme, die der Bürgermeiſter ausgenommen, und alle Stellen des kleinen und groſſen Raths werden nicht durch Stimmen, ſondern durch's Loos beſezt. Man wählt zwar jedesmal ſechs Candidaten *); allein dieſe müſſen um die erledigte Würde looſen, und es iſt alſo unmöglich, auch ſolche Stellen, zu welchen vorzügliche Talente, oder wie zu den Profeſſuren ganz beſtimmte Kenntniſſe erfordert werden, demjenigen zuzuwenden, den die Stimme des Volks ſelbſt für den würdigſten erkennt. Noch viel günſtiger aber für die Demokratie iſt die Einrichtung, nach welcher ſechs Zünfte keine andere, als wirkliche Handwerker in ſich ſelbſt aufnehmen, und alſo auch keine andere,

*) Bey Profeſſuren, Pfarreyen und Schulſtellen werden nur drey Candidaten in das Loos gezogen.

Digitized by Google

als Handwerker in den großen Rath geben können. Wenn man mit dieſen ſechs und neunzig Handwerksleuten noch die ſechs und dreyßig Mitglieder der kleinen Stadt, und ſechszehn andere von zwoen getheilten Zünften verbindet, die zur Hälfte wirkliche Handwerker von ihrer Zunft, zur Hälfte aber andere Perſonen, die ſich bloß haben einſchreiben laſſen, in den großen Rath geben, ſo bringt man ſchon mehr als die Hälfte der Mitglieder des groſſen Raths zuſammen, die aus der Claſſe der gemeinen Handwerker gezogen ſind. Es gibt daher auch nirgends ſo mächtige Demagogen von niedrigem Stande, die von dem gemeinen Mann ſo ſehr unterſtüzt werden, und im Staate ſo viel vermögen, als in Baſel. Selbſt jezt iſt ein Becker aus der kleinen Stadt, der ſich aber doch in ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften gewidmet hat, die wichtigſte, oder eine der wichtigſten Perſonen in der ganzen Republik. Da der gemeine Mann allenthalben, und auch in der Beſetzung von Würden einen ſo großen Einfluß hat, und die Landvögte aus allen Bürgern ohne Unterſchied gewählt werden können *), ſo iſt zu verwundern, daß bisher die eifrigen Bewerbungen um einträgliche Aemter noch keine Beſtechung nach ſich gezogen haben. Außer Genf iſt Baſel unter den Schweizeriſchen Städten wahrſcheinlich die lezte, die daran gedacht hat, Capitalien zu belegen. Erſt vor kurzem hat man 100,000 fl. ausgeliehen; der Schatz ſoll aber ſehr beträchtlich ſeyn.

*) Nur zwo Landvogteyen werden mit Bürgern, vier hingegen mit Gliedern des kleinen Raths beſetzt.

In Basel habe ich mehrere Beyſpiele von der Verſchloſſenheit, oder Verſchwiegenheit zweener Brüder erzählen hören, die faſt allen Glauben überſteigen, und die ich auch nie würde geglaubt haben, wenn ſie nicht in einer großen Geſellſchaft als notoriſch wären beſtätigt worden. Einer von dieſen Brüdern fuhr einſtens von einem Landhauſe in die Stadt, und hatte nur allein ſeine Haushälterinn bey ſich. Auf dieſer Fahrt wurde der Kutſcher von einem Unbekannten angerufen, der ſich, ſo bald der Wagen ſtill hielt, ohne ein Wort zu verlieren, einſetzte, und nahe vor der Stadt eben ſo verſchwiegen wieder ausſtieg. Der Beſitzer des Wagens fragte den Abend ſeine Haushälterinn, wer denn der Mann, der ſich zu ihnen geſezt habe, geweſen ſey? Allein dieſe geſtand aufrichtig, daß ſie den Unbekannten nie geſehen, aber ihn für einen vertrauten Freund ihres Herrn gehalten hätte, der denſelben eben ſo wenig, als ſie, habe ſtören wollen. Ein anderesmal giengen oder fuhren beyde Brüder ſpazieren, und einer von ihnen bemerkte, daß die Wieſe, die ſie vor ſich ſähen, außerordentlich ſchön ſey. Der andere Bruder gab nicht das geringſte Zeichen von Beyfall oder Tadel, ſagte aber nach dreyen Stunden, in welchen kein Wort geſprochen war, auf einmal, daß die Wieſe doch an der einen Seite zu niedrig und feucht ſey. Dieſe moraliſche Idioſynkraſie iſt um deſto merkwürdiger, da ſie einer ganzen Familie eigenthümlich ſeyn ſoll. Verſchloſſenheit oder Verſchwiegenheit in einem ſo hohen Grade iſt gewiß eben ſo ſelten, als diejenige Ernſthaftigkeit, die niemals durch Lachen, oder Lächeln erheitert wird.

Digitized by Google

Geſtern fuhren wir gleich nach fünf Uhr von Baſel ab. Nach einer halben Stunde kamen wir in das Franzöſiſche Gebiet, und nun ſegneten wir zum letztenmale das glückliche Land der Freyheit, in welchem wir ſo viel ſchönes und großes geſehen, und ſo viel gutes genoſſen hatten. Das erſte, was mir auf der Franzöſiſchen Gränze in die Augen fiel, war ein Crucifix, und ein armſeliger Commis, und bald nachher zerlumpte Bauern mit hagern Geſichtern. Dieſer Anblick preßte mir das Herz zuſammen; indem ich auf einmal an alle die ungeheuren Bedrückungen und Betrügereyen dachte, welche die Finanzbedienten gegen das geduldig leidende Volk, und den verſchuldeten König ausüben. Meine Traurigkeit wurde aber doch in der Folge durch den Anblick der Städte und Dörfer gemildert, durch welche wir kamen, und die faſt durchgehends bequem und niedlich gebaut ſind. Das Elſaß hat bis jetzo viele Vorrechte vor den übrigen Provinzen, die ihm immer mehr und mehr beſchnitten werden, und durch deren Verluſt dies herrliche Land den übrigen Theilen der Franzöſiſchen Monarchie immer ähnlicher wird. Der Anblick der unermeßlichen Fläche des Ober=Elſaſſes hat beſonders für denjenigen, der aus der Schweiz kommt, etwas erweiterndes, und es iſt, als wenn die Sphäre von Kräften und Wirkſamkeit, die man in ſich fühlt, ſich in gleichem Verhältniſſe mit dem Horizonte ausdehnte; allein dieſe für die erſten Augenblicke bezaubernde Ausſicht in eine gränzenloſe Landſchafft wird bald einförmig, und ermüdend. Die große Straße theilt das Elſaß faſt in zwo Hälf-

Digitized by Google

ten, und läuft beynahe in gleicher Entfernung von den Lothringiſchen Gebirgen, und vom Rhein, den man nirgends wahrnimmt, hinter welchem ſich aber die dunkeln Schwarzwaldgebirge empor heben. Beyde Ketten von Gebirgen, die den Geſichtskreis zur linken und zur rechten ſchließen, liegen in ſo unerreichbarer Ferne, daß man an ihnen nichts unterſcheiden kann, und wenn man alſo nicht von der großen Straße abweicht, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wo die große Menge von Elſaſſer Weinen, die man in alle umliegende Gegenden ausführt, gebaut werden. So weit das Auge reicht, ſieht man von der Straße fruchtbare gut bebaute Felder, aber nur ſparſam zerſtreute Oerter, noch ſeltner Wäldchen, Bäume, oder Bäche und einzelne Höfe. In Meyenheim, einem Flecken, der acht Stunden von Baſel liegt, und wo wir kurz vor unſerer Abreiſe das Vergnügen hatten, Herrn und Madame Pfeffel aus Colmar zu treffen, merkten wir es zum erſtenmale an den ſchlechten und unſaubern Speiſen, daß wir nicht mehr in der Schweiz reiſten.

Am 25ſten Sept.

Die letztern Tage habe ich dazu angewandt, die Stadt und umliegende Gegend zu beſehen, und Herrn Pfeffel, und ſeiner Akademie einen Beſuch zu machen. Rappoltsweiler iſt ein mittelmäßiges Landſtädtchen, das weder ſchöne Straßen, noch Gebäude hat. Das Schloß, welches, wie die Stadt, dem Prinzen Maximilian von Zweybrücken gehört, iſt faſt ganz verfallen, und die Schloßkirche iſt in ſo bedenklichen Umſtänden,

daß die Lutheraner gezwungen werden, vor's erſte ihren Gottesdienſt in einer alten dumpfigten Orangerie zu halten. Der obere Schloßgarten wird noch einigermaaßen erhalten, der untere hingegen iſt in eine Menge von kleinen Küchengärten zerſtückelt, und an einzelne Familien vermiethet worden. Zum Glück iſt man bisher nicht auf den Gedanken gekommen, die Alleen in dem letztern zu Gelde zu machen, ohne welche man gar keinen ſchattigten Spatziergang haben würde. Vor der Stadt iſt ein mäßiger mit Bäumen bepflanzter Platz, auf welchem wenigſtens im Herbſte die Jugend aus der Stadt alle Sonntage bis in die einbrechende Nacht tanzt. Wir unterließen nicht dieſen Schauplatz ländlicher Vergnügungen zu beſuchen. Vier Muſicanten ſaßen in der Mitte des Platzes auf einem hohen hölzernen Gerüſte, und ſpielten faſt ohne Unterlaß. Ein ſogenannter Kilpbube oder Kilpknabe, der ſtattlich gekleidet, und mit einer großen, aus ſilbernen und goldenen Flittern zuſammengeſetzten Cocarde geſchmückt war, lud die umſtehenden Perſonen durch luſtige Sprünge und Einfälle, zum Tanzen und Einkauf von Billetten ein, auf welche man am Ende des Feſtes zinnerne Schüſſeln gewinnen kann, wenn ein brennendes Licht gerade bey der Abrufung der erhaltenen Nummer ausgeht. Ein jeder, der Luſt hatte, trat mit ſeiner Schönen in die Reihe der Tanzenden, und tanzte ſo lange, und ſo oft, als er wollte. Wir bewunderten die Behendigkeit, womit die meiſten Tänzer und Tänzerinnen, beſonders die letztern, ſich in den ſchnellen Kreiſen herumbewegten, die man beym Walzen beſchrei-

ben muß. Gewiß giebt es keine andere Art von Tänzen, wobey ſich ein feiner Fuß, und eine ſchöne Chauſſüre ſo vortheilhaft zeigen läßt, als bey dieſer, die in dem obern Theile von Teutſchland, und in der ganzen Schweiz faſt die einzige bekannte und gebräuchliche iſt.

Vorgeſtern beſuchten wir Herrn Pfeffel, und brachten den ganzen Tag in ſeiner Akademie zu. Hier hatte ich Gelegenheit, den vortrefflichen Mann, den ich ſchon lange als einen unſerer beſten Dichter verehrt hatte, auch als einen muntern Geſellſchaffter, als einen warmen Freund, als einen zärtlichen Vater und Gatten, und als einen unverdroſſenen und gewiſſenhaften Erzieher der Jugend kennen zu lernen. Es giebt gewiß nur wenige Menſchen, die durch das Bewußtſeyn guter Geſinnungen und Handlungen ſo glücklich ſind, und deren Umgang dem Herzen ſo wohlthätig iſt, als der von Herrn Pfeffel. Er wohnt jetzo mit ſeinen Eleven und dem meiſten Lehrern in einem großen weitläufigen Gebäude, das ſeiner jetzigen Beſtimmung vollkommen entſprechend iſt. Die Eleven wohnen Paarweiſe auf einzelnen Zimmern; ein jeder aber hat ein eigenes Bett, und ſo viele Möblen, als er zur Verwahrung ſeiner Wäſche, Kleider, und Bücher nöthig hat. Betten und Stuben ſind reinlich, aber doch nicht ſo muſterhaft und geſucht ſauber, als in der Militärakademie zu Stuttgart. Die Zahl der Eleven ſteigt nicht höher als auf vierzig: mehr nimmt Herr Pfeffel auf einmal nicht an, weil er zweyfelt, daß er eine größere Menge gehörig überſehen könnte. Dieſe vierzig Eleven ſind in Compagnien getheilt, unter welchen die eine die Ehren-

Compagnie genannt wird. Die Mitglieder dieſer Compagnie werden von den Eleven durch die Mehrheit der Stimmen gewählt, und wir ſelbſt waren bey einer ſolchen Wahl gegenwärtig. Ein jeder Eleve ſagte Herrn Pfeffel in der Stille den Namen deßjenigen ins Ohr, den er wegen ſeines Fleißes, und guten Betragens dieſer Ehre vor allen andern würdig hielt. Herr Pfeffel ſammlete die Stimmen, und rief alsdann den Namen deßjenigen aus, der die meiſten Stimmen erhalten hatte. Die Ehren-Compagnie macht gleichſam ein beſonderes Tribunal aus, welches kleinere Vergehungen der Eleven beſonders gegen ihres Gleichen ahndet, und ſie giebt auch mehrere Mitglieder oder Beyſitzer in den Akademiſchen Senat, von welchem die gröbern Fehltritte geſtraft, und Zeugniſſe des Fleißes und Wohlverhaltens ausgefertigt werden. Die Abſicht des Inſtituts iſt nicht, eigentliche Gelehrte von Profeſſion, ſondern vorzüglich brauchbare Officiere zu bilden. Alte Sprachen, und wiſſenſchafftliche Kenntniſſe werden daher zwar nicht vernachläſſiget, allein neuere Sprachen, beſonders die Franzöſiſche, Zeichnen, Muſik, Mathematik, und cörperliche Uebungen machen doch die Hauptgegenſtände des Unterrichts aus. Die Eleven haben ſo viel Freyheit, daß ihnen ihr Aufenthalt nicht zur Laſt werden, und doch auch nicht ſo viel, daß ſie dieſelbe mißbrauchen könnten, indem ſie nie ohne Aufſicht, und Erlaubniß aus der Akademie gehen dürfen. Nicht Furcht oder militariſche Strenge, ſondern väterliche Liebe, Vernunft, und Religion ſind die Triebfedern, womit die Herzen der Jünglinge gelenkt, und

gebildet werden. Ich habe ſchon oft bewundernd fragen hören, wie es doch möglich ſey, daß ein blinder Mann einem ſo weitläuftigen Inſtitut ſo gut vorſtehen könne? allein noch mehr würde man den Mann bewundern, wenn man ſähe, mit welcher Kunſt er die Gemüther der jungen Leute zu gewinnen, und zu feſſeln weiß. Die kindliche Liebe und Ehrfurcht, die er ſeinen Eleven einflößt, iſt aber nicht bloß das einzige, oder wichtigſte Werkzeug, womit er junge Leute, während ihres Aufenthalts in der Akademie, zur Tugend und Arbeitſamkeit ausbildet; eben dieſe kindliche Liebe und Ehrfurcht dauren, wie das Andenken an die vortrefflichen Grundſätze, die er ihnen eingeprägt hat, meiſtens noch viele Jahre nach der Trennung von ihrem Lehrer fort, und ich ſelbſt weiß es aus mehrern Beyſpielen, daß Jünglinge nach langen Entfernungen ſich in den wichtigſten Fällen an ihren ehemaligen Lehrer und Rathgeber gewandt, und ſich ſeinen Beyſtand auch in ihrem reifern Alter ausgebeten haben. Ich würde es daher immer für das Zeichen einer verkehrten und unbezwingbaren Natur halten, wenn das Herz eines jungen Menſchen durch die Lehren und den Umgang von Herrn Pfeffel nicht erweicht und gebeſſert würde. Uebrigens mag dieſer vortreffliche Mann bey ſeinen Eleven ausrichten, ſo viel, oder ſo wenig er will, ſo können Eltern und Vorgeſetzte überzeugt ſeyn, daß ſie jedes Vierteljahr den ganzen Seelenzuſtand ihrer Kinder, und Mündel auf das genaueſte, und umſtändlichſte erfahren werden. Herr Pfeffel läßt alle drey Monathe Zeugniſſe ausfertigen, in welchen unter ge-

druckten Rubriken, z. B. vertus, defauts, conduite u. ſ. w. alle gute Eigenſchafften der Eleven ſowohl als ihre Fehler, ihre Geſinnungen über die wichtigſten Gegenſtände, das Betragen gegen Lehrer, Mitſchüler, und Bediente mit wenigen Worten ohne alle Schmeicheley bemerkt werden, und aus welchem alſo die Eltern und Vormünder von Zeit zu Zeit die Fortgänge der Ihrigen ſowohl in der Bildung des Geiſtes, als des Herzens ſicher erkennen können. Dieſe Zeugniſſe befeuren nicht nur die Bemühungen der Eleven im Guten, ſondern ſie ſind auch beruhigend für die Eltern, oder machen ſie wenigſtens auf die Fehler ihrer Kinder aufmerkſam, wenn ſie dieſelbigen etwa vorher nicht gekannt, oder gar genährt haben.

Rappoltsweiler liegt in einem Winkel, oder auf den unterſten Stuffen eines Amphitheaters, welches zween zuſammenlaufende Arme lothringiſcher Gebirge bilden. Die umliegende Gegend iſt eine der fruchtbarſten im Elſaß, und liefert die edelſten Weine der Provinz, von welchen ein Ohm zu 24 Maaß oder doppelt ſo vielen Quartieren gerechnet, zehn bis ſechszehn Livres koſtet, für welchen letztern Preis man aber ſchon alte und vorzügliche Weine erhält. In eben dieſer Gegend wird auch der berühmte Strohwein bereitet, den ſelbſt Kenner mit den theuerſten Ungariſchen, oder Griechiſchen, und Perſiſchen Weinen verwechſeln können. Man bezahlt die Bouteille auf der Stelle mit ſechs bis acht Livres; allein es heißt auch, daß auf keine Art von Wein mehr gewonnen wird, indem die Trauben, aus welchen man eine Bouteille dieſes köſtlichen Weins

preßt, um 30 Sous ſollen verkauft werden können. Die Art, wie er gemacht wird, iſt ſehr einfach, und man zweyfelt gar nicht daran, daß man nicht in andern Weinländern nach eben dieſer Methode Weine von gleicher, oder ähnlicher Güte erhalten könne*). Man legt nemlich die Trauben auf Bretter, aber in Zimmern, die ſtets von der friſchen Luft durchſtrichen werden, ſorgt dafür, daß die faulenden ausgeleſen werden, und läßt die geſunden bis in den April liegen, und alsdann auspreſſen. Die Reben ſind ſowohl hier, als im übrigen Elſaß viel höher, als in der Franzöſiſchen Schweiz ſtehen aber auch weiter aus einander. Die Stäbe, womit ſie geſtützt werden, koſten zwey bis fünf Thaler, das Hundert; im letztern Fall ſoll man ſie aber auch zwanzig Jahre brauchen können. Die ſüßeſten Trauben, die wir dieſes Jahr gegeſſen haben, waren aus den hieſigen Weinbergen; genießbare erhielten wir ſchon in Genf, und noch beſſere in Neufchatel; allein auch die beſten reichen noch lange nicht an diejenigen, welche wir vor etwa ſechs Jahren im Elſaß aßen. Die einzige Hoffnung, welche mir auf meiner ſonſt über alle Wünſche glücklichen Reiſe vereitelt worden, iſt dieſe, womit ich mir noch im Anfange des letzten Monats ſchmeichelte, daß ich die Weinleſe im Pays de Vaud mitfeiern, und ihr alsdann gleichſam den Rhein hinab nachreiſen würde. Die Trauben ſind im Ganzen genommen noch ſo ſauer, daß man gar nicht weiß,

*) Ich wußte damals nicht, was ich nachher erfahren habe, daß man in Franken, und am Rhein Strohweine mache, die den Elſaſſiſchen wenigſtens gleich kommen, oder ſie gar noch übertreffen.

Digitized by Google

wann man Weinleſe halten wird, und faſt fürchtet, daß man keine werde halten können. Viele Trauben, die kaum halb reif ſind, fangen ſchon wegen des feuchten und kalten Wetters an, am Stocke zu faulen.

Das obere Elſaß ſcheint nicht weniger, als Schwaben, und die flächere Schweiz in ältern Zeiten das Land von Raub- oder Ritterſchlöſſern geweſen zu ſeyn. In der Nachbarſchaft von Rappoltsweiler kann man in einem Bezirk von wenigen Stunden neun bis zehn zählen. Gleich hinter der Stadt liegen auf drey Abſätzen von Bergen die Ruinen von eben ſo vielen Ritterſchlöſſern, die ich an einem heiteren Nachmittag vorzüglich in der Abſicht beſucht habe, um die umliegenden Gegenden zu überſchauen. Die Berge, auf welchen die alten Ritter wohnten, ſind jetzo wenigſtens an der Seite, von welcher ich ſie beſtieg, mit hohem Heidekraut, oder unbrauchbarem Gebüſche bewachſen. Wenn man ſie erſtiegen hat, ſo erblikt man ſowohl zu beyden Seiten, als hinter ſich noch viele höhere Gebürge, auf deren einigen die Ueberbleibſel von gröſſern, und beſſer erhaltenen Schlöſſern liegen, als diejenigen ſind, die ich geſehen habe. Merkwürdig ſchien es mir, daß alle Berge nach Lothringen zu durchſchnitten ſind, oder in einer dem jetzigen Laufe des Rheins ganz entgegengeſeztén Richtung angeſchwemmt zu ſeyn ſcheinen. Ungeachtet die Ausſicht nur nach einer Seite offen iſt, ſo iſt doch der Blick auf die fruchtbaren Gefilde des Elſaſſes, und die groſſe Menge von Städten, Flecken und Dörfern, die darinn zerſtreut ſind, in einem hohen Grad entzückend.

Scharfe oder gewaffnete Augen entdecken ſogar den Rhein, die Feſtungen und Städte, die an dem teutſchen Ufer liegen, und dringen bis an die Schwarzwaldgebürge vor; die ſich aber, wie eine ſchwärzliche Wolke an den äußerſten Gränzen des Horizonts herziehen. So hinreißend aber auch der erſte Blick auf die herrliche Landſchaft iſt, ſo erſchöpft man ſie doch bald, wenn man lange auf ihr verweilt, weil faſt alle Gegenſtände immer in demſelbigen Lichte, derſelbigen Geſtalt, und Entfernung erſcheinen, und nicht, wie gebürgigte Gegenden, durch unaufhörliche täuſchende Decorationen verwandelt werden.

Strasburg, am 28ſten Sept.

Heute will ich dieſen, wie ich glaube, letzten Brief ſchließen, den Sie von mir erhalten werden. Da ich gar keine Hoffnung habe, die Weinleſe zu erleben, ſo bin ich feſt entſchloſſen, am neunzehnten, oder zwanzigſten des folgenden Monats in Göttingen zu ſeyn. Den Weg, den ich von Strasburg aus nehmen werde, habe ich ſchon einmal gemacht, und es iſt alſo nicht zu vermuthen, daß ich viele wichtige Bemerkungen machen ſollte, die mir nicht das erſtemal aufgeſtoſſen wären, und die ich Ihnen nicht ſchon mitgetheilt hätte. Ich will alſo meinen Briefwechſel mit einigen Nachrichten über unſere Ankunft in Strasburg und beſonders über den Apollonius unſers Zeitalters, den Grafen Caglioſtro ſchlieſſen.

Die Gegend zwiſchen Rappoltsweiler und Strasburg iſt dem übrigen Theile des obern Elſaſſes ähn-

lich, aber doch nicht ſo einförmig, weil die Lothringiſchen Gebürge mit ihren romantiſchen Ruinen nicht ſo entfernt ſind. Alle Dörfer ſind gut angebaut, und man kann die Feſtung Schlettſtadt, wie Colmar, ſchöne Städte nennen. Die Elſaßiſchen Chauſſeen ſind viel breiter, als die unſrigen, und als alle Teutſche, und die meiſten Schweizeriſchen zu ſeyn pflegen, wie ich vermuthe, hauptſächlich aus dem Grunde, weil ſie nur einigemale im Jahre ausgebeſſert werden, und alſo zu ſehr verdorben würden, wenn ſie ſo ſchmal, als die unſrigen wären. Bey aller ihrer Breite und Erhabenheit über die nächſten angränzenden Felder hatten ſie doch jetzt kaum ein ſo ſchönes Anſehen, als die unſrigen. Sie waren faſt durchaus mit großen Kieſelſteinen bedeckt, die man weder zerſchlagen, noch mit Grand bedeckt hatte, und die nicht nur unſanfte Bewegungen, ſondern auch einen rauhen Anblick verſchafften. An vielen Stellen war die Chauſſee gleichſam in zwo Hälften getheilt: in die eine, die befahren, und die andere, die noch mit unzermalmten Steinen bedeckt war, und die man wahrſcheinlich nicht eher berührt, als bis die erſte Hälfte zu ſehr verdorben iſt.

Wir waren vorgeſtern noch eine kleine Stunde von Strasburg entfernt, als wir das Vergnügen hatten, Herrn Doctor Leß, und die vortreffliche Emmerichſche Familie anzutreffen. Auch bey Strasburg iſt es auffallend, daß die Stadt mit ſo wenigen Gärten und Landhäuſern umgeben iſt. Die Stadt ſelbſt ſchien mir diesmal noch lebhafter und lachender, als ich ſie vor mehreren Jahren gefunden hatte. Ich bewunderte

von neuem das majeſtätiſche Gebäude des Münſterthurms; allein dieſe kühne Pyramide ſchien mir jetzo lange nicht ſo hoch zu ſeyn, als vormals, weil meine Phantaſie mir noch ganz friſche Bilder von höhern Maſſen vorhielt. Viel größer fand ich dies erſtaunliche Werk, als ich es von der ſogenannten Platte betrachtete, bis wohin auch die ſchwindlichſten Perſonen den Münſterthurm erſteigen können. Hier erſchienen mir die Menſchen, die ſich auf dem freyen Platze vor der Kirche bewegten, und noch mehr die Haufen von Menſchen, die ſich zu den Thoren hinaus ſtürzten, Haufen von Inſecten, und ihre Geſchäfftigkeit dem Gewühle von Ameiſen gleich. Die Ausſicht vom Münſter würde unendlich gewinnen, wenn man einige beſchneite Alpenſpitzen wahrnehmen könnte, die man noch ganz deutlich im Thale bey Rappoltsweiler ſieht.

Schon ehe ich nach Straßburg kam, wußte ich faſt gewiß, daß ich den Grafen Caglioſtro nicht in der Nähe ſehen, oder wenigſtens nicht ſprechen würde. Ich hatte es von mehrern Perſonen gehört, daß er unter keiner Bedingung Beſuche von geſunden, und neugierigen Reiſenden annehme, und daß er ſolche, die ohne krank zu ſeyn in ſeinen Audienzen erſcheinen, auf die gröbſte Art als Spione behandle. Eine Krankheit zu erdichten, ſchien mir meiner unwürdig, und wenn dies auch nicht meinem Character widerſprochen hätte, ſo würde ich doch Bedenken getragen haben, durch meinen Beſuch, der von einem, oder dem andern hätte mißgedeutet werden können, etwas zur Vermehrung, oder Beſtätigung des Anſehens eines Mannes beyzu-

tragen, den ich gerne der ganzen Welt verdächtig machen möchte. Ungeachtet ich aber den neuen Aeſculap nicht in der Nähe, ſondern in einer ſchnell vorüberfahrenden Kutſche geſehen habe, ſo glaube ich doch, ihn näher zu kennen, als viele, die ſich Monate lang bey ihm aufgehalten haben. Er wär mir ſchon lange eine zu merkwürdige Erſcheinung, und ein zu wichtiger und charakteriſtiſcher Zug unſers Zeitalters, als daß ich ihn nicht, ſo viel mir möglich war, in der Ferne hätte beobachten, und durch die ſorgfältigſten Erkundigungen mich ihm hätte nähern ſollen. Ich habe unzählige Perſonen aus allerley Ländern über ihn gefragt, und nach den Zeugniſſen der glaubwürdigſten unter ihnen muß ich nothwendig annehmen, daß der Graf Caglioſtro von jeher mehr Betrüger, als Schwärmer war, und daß er das erſtere noch immer fort iſt *).

*) Da der Graf v. Caglioſtro, in der Nachbarſchafft unſers Vaterlandes ſein Anſehen eingebüßt, und ſchädlich zu ſeyn aufgehört hat, ſo würde ich über ihn kein Wort weiter verloren haben, wenn nicht Herr Schloſſer (im April des Muſeums 1787.) daraus, daß ich den Grafen nur habe vorüberfahren ſehen, einen Grund hergenommen hätte, um mein Urtheil verdächtig zu machen. Auf eben der Seite aber, wo ich ſagte, daß ich den Grafen nicht einmal in der Nähe, ſondern nur in einer ſchnell vorüberfahrenden Kutſche geſehen hätte, auf eben dieſer Seite hätte Herr Schloſſer auch leſen können, „daß ich mich dem Grafen ſchon in der Ferne „durch die ſorgfältigſten Erkundigungen zu nähern geſucht, daß ich die unzählige Perſonen aus allerley Län„dern über ihn gefragt hätte, und daß ich nach den „Zeugniſſen der glaubwürdigſten unter ihnen annehmen „müßte, daß er noch jezo mehr Betrüger als Schwär„mer ſey." — Da Herr S. unmöglich wiſſen kann, wie genaue Unterſuchungen über den Grafen Caglioſtro

Ueber ſein Vaterland habe ich nichts gewiſſes erfahren können. Einige geben ihn für einen Spanier, andere für einen Juden, oder Italiäner, oder Raguſaner, oder gar für einen Araber aus, der einen Aſiatiſchen Prinzen beredet habe, ſeinen Sohn nach Europa zu ſchicken, und der dieſen Sohn auf der See hingerichtet habe, um ſich ſeiner Schätze bemächtigen zu können. Weil der angebliche Graf alle Sprachen, die man ihn reden hört, ſchlecht ſpricht, und wahrſcheinlich den größten Theil ſeines Lebens unter falſchen Namen außer ſeinem Vaterlande zugebracht hat, ſo wird es vielleicht nie möglich ſeyn, auf die Spur ſeiner Abkunft zu kommen. Die Lehrer, von welchen er iſt unterrichtet worden, und die Städte, wo er die erſten Proben ſeiner geheimen Wiſſenſchafften abgelegt hat, kenne ich eben ſo wenig, als ſein Vater-

ich angeſtellt habe, ſo verſichere ich ihn hiemit nochmals, daß ich alles, was er mir von Unterſuchungsgeiſt zugeſtehen mag, angewandt habe, um den angeblichen Wundermann kennen zu lernen. Herr S. wird aber doch wohl nicht annehmen, daß man Perſonen nur alsdann kennen lernen und beurtheilen könne, wenn man lange mit ihnen umgegangen ſey? Wenn ich auch vorher noch in Anſehung des Grafen ungewiß geweſen wäre, ſo würde mich allein ſein Mémoire, das er in der Halsbands-Sache herausgab, zu dem Urtheile beſtimmt haben, daß er ein Charlatan und Betrüger ſey. Die Heilung der Madame S. in Baſel iſt gar kein Gegenbeweis gegen dies Urtheil, denn unzählige Charlatane haben einzelne Kranke geheilt. Wenn Herr Schloſſer die Heilungsgeſchichte der Mad. S. ſo zuverläſſig erfahren hätte, als ich ſie erfahren habe, ſo würde er weiter keine Gründe, und Facta brauchen, um den Herſteller der Geſundheit dieſes Frauenzimmers für einen Charlatan, und Betrüger zu erklären.

land; aber das weiß ich gewiß, daß er ſich vor nicht gar langer Zeit in Rußland und andern Nordiſchen Ländern für einen Magus ausgab, und ſo wenig Beyfall erhielt, daß er ſeinen Schauplatz bald verändern mußte. Seine oft mißlungenen Gauckeleyen machten ihn immer feiner und vorſichtiger: er lernte gleichſam allmälig an ſich ſelbſt aus, und genoß vielleicht auch den Rath von Männern, in deren Hand er in der Folge ein Werkzeug des Aberglaubens, und der Schwärmerey wurde. Bey ſeiner Ankunft in Strasburg ſchloß er ſich zuerſt an die Maurer an, allein nur ſo lange, als er für ſich ſelbſt noch nicht feſt genug zu ſtehen glaubte. Er gewann bald die Gunſt des Prätors und Cardinals, und durch dieſe die Gunſt des Hofes in einem ſolchen Grade, daß ſeine Gegner nicht einmal daran denken können, ihn ſtürzen zu wollen. Mit dem Prätor und Cardinal ſoll er wie mit Perſonen umgehen, die ihm unendlich viel, und denen er nichts zu danken hätte; auch braucht er die Equipage des Cardinals eben ſo frey, als ſeine eigene. Er gibt vor, daß er Gottesverläugner riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünſtungen in epileptiſche Zuckungen verſetzt werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein ächter Jongleur, fallen kann, wann er will. Oeffentlich rühmt er ſich nicht mehr der Herrſchafft über Geiſter, und anderer magiſchen Künſte; allein ich weiß es eben ſo gewiß, daß er noch jetzo Geiſter hervorrufen, und durch ihre Hülfe und Erſcheinungen, Krankheiten heilen zu können vorgibt, als ich es weiß, daß er von der Natur des menſchli-

chen Cörpers, von der Natur ſeiner Krankheiten, und dem Gebrauche aller gewöhnlichen Heilmittel nicht mehr, wie jeder Charlatan, verſteht. Seine ganze Heilungskunſt iſt, wie die aller berüchtigten Magier und Wunderthäter alter und neuer Zeit, nur allein, oder doch hauptſächlich auf Nervenkrankheiten eingeſchränkt, bey denen durch die Diät, durch einige heroiſche Arzneyen, am meiſten aber durch den ſtarken Glauben an die Wundergaben, und die magiſch feierlichen Zurüſtungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann. Nach den glaubwürdigſten Erzählungen von Perſonen, die ihn lange beobachtet haben, iſt er ein über alle Vorſtellungen heftiger, unbeſonnener und unbeſtändiger Mann, und der glücklichſte Einfall alſo, den er vielleicht in ſeinem Leben gehabt hat, war unſtreitig dieſer, daß er ſich gleichſam unzugänglich machte, und die hartnäckigſte Zurückhaltung als ein Bollwerk um ſich herzog, ohne welche Vorſicht er gewiß ſchon lange ertappt, oder ausgehohlt worden wäre. Darin that man ihm eine Zeitlang Unrecht, daß man glaubte: er theile mit ſeinem Apotheker die Vortheile des Verkaufs der Arzneyen, die er ſeinen Patienten verſchriebe. So bald Caglioſtro hörte, daß man dergleichen Argwöhne hege, änderte er ſogleich ſeinen Apotheker, und nöthigte ihn (ſo habe ich wenigſtens von mehrern gehört) die Arzneyen ſo wohlfeil zu verkaufen, daß er nur wenig dabey gewinnen kann. Er ſelbſt nimmt für ſeine Bemühung weder Bezahlung, noch Geſchenke, und wenn die letztern von der Art ſind, daß er ſie ohne Beleidigung nicht aus-

ſchlagen kann, ſo macht er ſogleich Gegengeſchenke, die eben ſo viel, oder noch mehr werth ſind, als die, welche er empfangen hat. Ja er nimmt von ſeinen Patienten nicht allein nichts, ſondern nimmt ſie oft Monate lang in ſein Haus, und an ſeine Tafel auf, ohne ſich die geringſte Vergeltung aufdringen zu laſſen. Bey dieſer, wie Sie leicht denken können, ſehr in die Augen fallenden Uneigennützigkeit macht er einen beträchtlichen Aufwand, ſpielt hohe Spiele, verliert faſt beſtändig an Damen, ſo daß er nach dem mäßigſten Anſchlage wenigſtens 20000 Livres jährlich verzehren muß. Das ſeltſamſte bey dem großen Aufwande dieſes Mannes iſt der Umſtand, daß kein Menſch weder die Quellen weiß, aus welchen, noch die Hände, durch welche er beſtändig ſo viel Geld erhält. Er hat niemals beträchtliche Summen auf der Poſt bekommen. Kein Wechsler hat ihm je Geld ausbezahlt, und kein Juwelirer hat Edelgeſteine von ihm eingekauft, wiewohl mich jemand verſichert hat, daß er in Sachſen große Schätze, ſowohl an baarem Gelde, als an Kleinodien bey ſich gehabt hätte. Dieſe Dunkelheit, welche Caglioſtro vorſetzlich über die Quellen ſeiner Einkünfte, und ſeines Aufwandes verbreitet, hat noch mehr, als ſeine Uneigennützigkeit und angeblichen Wundercuren, das Vorurtheil befördert, daß er ein göttlicher außerordentlicher Mann seyn müſſe, der die Natur in ihren geheimſten Wirkungen belauert, und ihr unter andern Geheimniſſen auch das des Goldmachens abgeſtohlen habe. Meiner Meynung nach hätte man aus dem geheimnißvollen Weſen des Grafen weiter

Digitized by Google

nichts ſchließen ſollen, als daß er vermuthlich mit einer Geſellſchafft von Menſchen in Verbindung ſtehe, die durch ihn gewiſſe ihnen ſehr wichtige Zwecke befördern wollen, und denen es ein leichtes iſt, nicht nur den Aufwand des Dieners ihrer Abſichten zu beſtreiten, ſondern ihm auch große Summen zukommen zu laſſen, ohne daß irgend ein anderer Menſch etwas davon erfahren könne. Wenn Caglioſtro auch die Kunſt Gold zu machen verſtünde, ſo müßte man doch wenigſtens annehmen, daß jemand die von ihm verwandelten Goldmaſſen oder Goldſtangen geſehen, oder gekauft hätte. Mit einer Miſchung von Wehmuth und Unwillen gegen unſer Zeitalter ſchreibe ich es nieder, daß dieſer Mann nicht nur unter manchen Großen, die von jeher von ſolchen Menſchen am leichteſten berückt worden ſind, ſondern auch bey manchen Gelehrten, und ſelbſt Aerzten, und Naturforſchern Eingang gefunden hat. Wenn wir Teutſchen ſo verdorben wären, als die Römer und Griechen im erſten und zweyten Jahrhunderte; ſo wollte ich ſo gewiß, als irgend ein Prophet je geweißagt hat, die Rückkehr der Neuplatoniſchen Philoſophie, und der damit verbundenen Barbarey verkündigen.

Digitized by Google

Digitized by Google